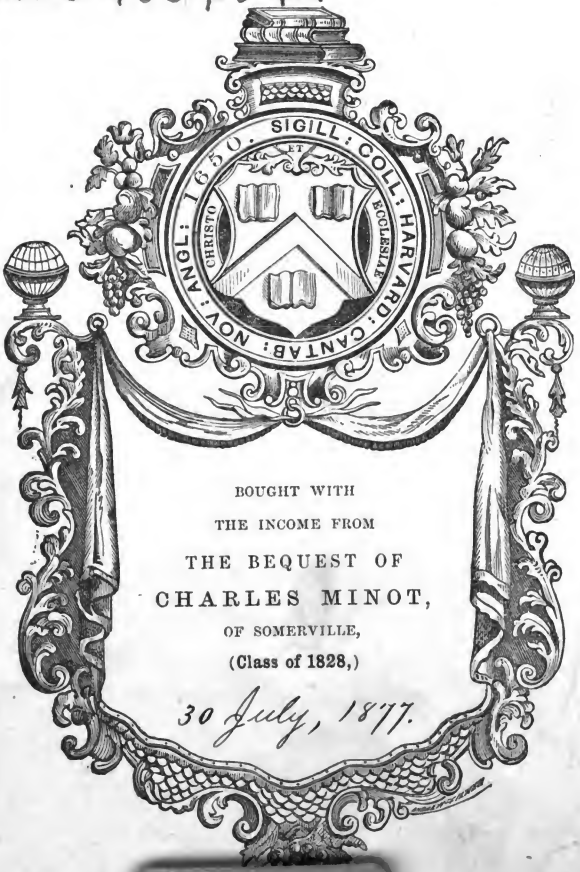
WIDENER
HN DP8R R

421

Slav 4354.3.401



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
30 July, 1877.

Iwan Turgénjew's

Ausgewählte Werke.

Autorisirte Ausgabe.

Zweiter Band.

Eine Unglückliche.

Das Abenteuer des Lieutenants Jergunow.

Ein Briefwechsel.

Assja.

Mitau.
E. Behre's Verlag.
1869.

Eine Unglückliche.
Das Abenteuer des Lieutenants Jergunow.
Ein Briefwechsel.
Assja.

Vier Novellen

von

Iwan Turgénjew.

Autorisirte Ausgabe.

Mitau.
E. Behre's Verlag.
1869.

Slav 4354.3.401

1877, July 30.
Minot fund.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Eine Unglückliche 1
Das Abenteuer des Lieutenants Jergunow 155
Ein Briefwechsel 213
Assja 271

Eine Unglückliche.

. . . Ja, ja, begann Peter Gawrilowitſch, — das waren ſchwere Tage, und ich möchte ſie mir lieber nicht in's Gedächtniß zurückrufen . . . Doch ich habe es einmal verſprochen und werde daher wohl Alles erzählen müſſen. So hören Sie denn:

I.

Damals, es war im Winter 1835, lebte ich in Moskau bei meiner Tante, einer leiblichen Schweſter meiner verſtorbenen Mutter. Ich war achtzehn Jahr alt und ganz kürzlich in den dritten Jahrescurſus der ſogenannten „literäriſchen" Facultät der Moskauer Univerſität eingetreten. Meine verwittwete Tante, eine ſtille, ſanfte Frau, lebte ſehr zurückgezogen. Sie bewohnte ein großes hölzernes Haus in der Oſtoſchenka, das ſo warm und wohnlich war, wie wohl kaum ein anderes in Moskau, und verkehrte faſt mit Niemand. Vom Morgen bis zum Abend ſaß ſie mit ihren beiden Geſellſchaftsdamen im Gaſtzimmer, legte

Grande-patience und hatte eine Vorliebe für das Räuchern. Sollte geräuchert werden, so eilte eine der Gesellschafts-damen in's Vorzimmer, worauf nach wenigen Minuten ein alter Diener in Livrée eintrat, eine Messingpfanne mit einem glühenden Ziegelsteine, darauf ein Bündel getrockneter Krausemünze in der einen und eine Flasche Essig in der andern Hand, eilfertig über das schmale Dielenlein dahin-schritt und Essig auf den heißen Stein goß. So oft der weiße aufwirbelnde Dampf sein runzliches Gesicht streifte, pflegte er es zu verziehen und abzuwenden, während die Canarienvögel im Speisezimmer, mit dem Prasseln des Räucherns wetteifernd, um so lauter schmetterten.

Meine Tante liebte und verwöhnte mich; war ich doch eine vater- und mutterlose Waise! Sie hatte mir das ganze obere Stockwerk ihres Hauses eingeräumt. Meine Zimmer waren sehr elegant möblirt, gar nicht nach Stu-dentenart; in meinem Schlafzimmer hingen sogar rosa Gardinen und vom Betthimmel, der mit himmelblauem Schnitzwerk verziert war, wallten Vorhänge von Nesseltuch herab. Diese Ausschmückung, muß ich gestehen, war mir einigermaßen anstößig; dergleichen Aufmerksamkeiten mußten mir, meiner Meinung nach, in den Augen meiner Com-militonen nur schaden. Hatten sie mir doch ohnedem schon den Spitznamen „Jüngferlein" beigelegt, weil ich mich durchaus nicht zum Rauchen zwingen konnte. Ich will kein Hehl daraus machen, daß ich nur sehr lässig studirte,

beſonders zu Anfang des Curſus; um ſo häufiger aber fuhr ich ſpazieren. Meine Tante hatte mir einen ſchönen, breiten Schlitten, den eine Bärendecke zierte, und ein Paar gutgenährte Klepper geſchenkt, und die mußten doch benutzt werden. Sogenannte gute Geſellſchaft beſuchte ich ſelten, im Theater aber war ich wie zu Hauſe, und ſüßes Backwerk konnte ich in den Conditoreien maſſenhaft vertilgen. Jedoch erlaubte ich mir keinerlei Ausſchweifungen und benahm mich ſtets beſcheiden, un jeune homme de bonne maison. Um nichts in der Welt hätte ich meine gute Tante kränken mögen und überdies pulſirte mein Blut ziemlich ruhig in den Adern.

II.

Von Jugend auf liebte ich das Schachſpiel; ich hatte keinen Begriff von der Theorie deſſelben, aber ich ſpielte nicht ſchlecht. In einem Kaffeehauſe ward ich einſt Zeuge einer Schlacht auf dem Schachbrett, die ſich zwei tüchtige Spieler lieferten. Einer von ihnen, ein junger, blonder Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren, ſchien mir der ſtärkere zu ſein, und ich entſchloß mich, den Ausgang der lange währenden Partie abzuwarten. Wirklich gewann mein Held. Ich ſchlug ihm vor, auch mit mir eine Partie zu machen, und er nahm die Aufforderung an; eine Stunde lang ſpielten wir und dreimal hintereinander hatte er mich ohne Anſtrengung matt geſetzt.

— Sie besitzen Talent, sagte er zum Schluß mit höflicher Stimme, als er bemerken mochte, wie sehr meine Eigenliebe litt, — aber Sie kennen die Spielanfänge nicht. Sie sollten eine Schachanleitung studiren, etwa die von Allgayer oder Petrow.

— Meinen Sie? Aber wo könnte ich ein solches Buch bekommen?

— Besuchen Sie mich, ich will Ihnen eines geben.

Er nannte mir seinen Namen und gab mir seine Adresse. Schon am andern Tage suchte ich ihn auf, und schon nach Ablauf einer Woche waren wir unzertrennlich.

III.

Mein neuer Bekannter hieß Alexander Dawidowitsch Fustow. Er bewohnte im Hause seiner Mutter, einer wohlhabenden Staatsräthin, einen abgesonderten Flügel und genoß ebenso vollkommene Freiheit, wie ich bei meiner Tante. Er diente als außeretatmäßiger Beamter im Ministerium des kaiserlichen Hauses. Ich schloß mich innig an ihn an, denn noch war mir kein junger Mann begegnet, der mir mehr Sympathie eingeflößt hätte. Alles an ihm war zierlich und ansprechend: seine proportionirte Gestalt, sein Gang, seine Stimme, ganz besonders aber sein nicht großes, feines Gesicht mit den schwärmerisch-blauen Augen, der schönen, gleichsam koket geformten Nase, dem unveränderlich freundlichen Lächeln auf den rothen

Lippen, den leichtgeringelten Locken ſeines weichen Haares, das ſeine, nach oben zu etwas ſchmaler werdende, ſchneeweiße Stirn umgab. Sein Temperament zeichnete ſich durch eine ungewöhnliche Gleichmäßigkeit und eine gewiſſe angenehme, zurückhaltende Freundlichkeit aus; niemals verſank er in Nachdenken, mit Allem war er zufrieden; dafür konnte aber auch Nichts ihn zum Enthuſiasmus hinreißen. Ein jedes Uebermaß, ſogar in guten Gefühlen, verletzte ihn: „das iſt ja roh", pflegte er in ſolchen Fällen zu ſagen, kniff dabei ſeine ſchwärmeriſchen Augen zuſammen und zuckte unmerklich mit den Schultern. Wunderbare Augen hatte dieſer Fuſtow: ſie drückten beſtändig Theilnahme, Wohlwollen, ja ſogar Ergebenheit aus; und erſt viel ſpäter bemerkte ich, daß dieſer Ausdruck ſeiner Augen einzig und allein durch ihren eigenthümlichen Schnitt hervorgerufen wurde, ja, daß er auch dann kein anderer war, wenn Fuſtow Suppe aß oder eine Cigarre anrauchte. Seine Accurateſſe war unter ſeinen Freunden ſprichwörtlich geworden; freilich, ſeine Großmutter war eine Deutſche geweſen! Die Natur hatte ihn mit mannichfachen Fähigkeiten ausgerüſtet: er tanzte ausgezeichnet, verſtand höchſt elegant zu reiten und vortrefflich zu ſchwimmen, beſchäftigte ſich mit Tiſchlerarbeiten, drechſelte, pappte und fertigte Büchereinbände, ſchnitt Silhouetten aus, malte in Aquarell Blumenbouquette oder Napoleon im Profil und in himmelblauer Uniform, ſpielte mit Ausdruck auf der Cither, ver-

ſtand — viele Taſchenſpieler-Kunſtſtücke und beſaß ganz hübſche Kenntniſſe in der Mechanik, Phyſik und Chemie, — aber in Allem war er Dilettant. Nur für Sprachen beſaß er kein Talent, und ſogar franzöſiſch konnte er ſich nur mangelhaft ausdrücken. Ueberhaupt ſprach er nicht viel, und an den Unterhaltungen der Studentenkreiſe betheiligte er ſich in der Regel nur durch die Lebhaftigkeit ſeines weichen Blicks und durch ſein beifälliges Lächeln. Dem weiblichen Geſchlechte gefiel Fuſtow unbedingt; doch liebte er nicht, über dieſen, für junge Leute ſo intereſſanten Gegenſtand zu reden und verdiente vollkommen den Zunamen eines „discreten Don-Juan", den ſeine Freunde ihm beigelegt hatten. Ich bewunderte Fuſtow nicht, — es gab auch nichts Bewunderungswürdiges an ihm, — aber ich legte großen Werth auf ſeine freundſchaftliche Geſinnung für mich, obgleich ſie eigentlich nur darin ihren Ausdruck fand, daß ich zu jeder Zeit bei ihm Zutritt hatte. In meinen Augen war er der glücklichſte Menſch auf Erden. Sein Leben glitt ſanft dahin; Mutter, Geſchwiſter, Tanten, Onkel, — alle vergötterten ihn, mit ihnen allen lebte er in ungeſtörter Harmonie und galt für das Muſter eines guten Verwandten.

IV.

Eines Morgens, als ich ſehr zeitig zu ihm kam, traf ich ihn noch nicht in ſeinem Zimmer. Er begrüßte mich

vom Nebenzimmer aus und zugleich trafen ein eigenes Pruſten und Waſſergeplätſcher mein Ohr. Jeden Morgen nahm Fuſtow Begießungen mit kaltem Waſſer vor und ſtellte darauf für eine kurze Weile Turnübungen an, in denen er es zu einer bemerkenswerthen Geſchicklichkeit gebracht hatte. Er war nicht für eine übermäßige Pflege des Körpers, aber er verabſäumte auch nicht die nothwendige. „Vergiß dein nicht, rege dich nicht auf, arbeite mit Maß“ war ſein Wahlſpruch. Fuſtow war noch nicht zum Vorſchein gekommen, als die äußere Thür des Zimmers, in dem ich mich befand, weit aufgeriſſen wurde und ein ſtämmiger, voller Mann von etwa fünfzig Jahren mit milchweiß-ſchillernden Augen im braunrothen Geſicht und mit einem wahren Wulſt grauer, krauſer Haare auf dem Kopfe, in einen Uniforms-Frack gekleidet, hereintrat. Er blieb ſtehen, ſah mich an, öffnete dann breit ſeinen großen Mund, ſtieß ein Gelächter von metalliſchem Klange aus und ſchlug zugleich von hinten mit der flachen Hand auf die Lende, daß es klatſchte, wobei er den entſprechenden Fuß hoch in die Höhe hob.

— Sind Sie es, Iwan Demjanitſch? fragte mein Freund aus dem Nebenzimmer.

— Alleweil derjenige, welcher — antwortete der Neueingetretene. — Aber was treiben Sie denn, machen Sie etwa Toilette? Wohlgethan! Die Stimme des Mannes, der als Iwan Demjanitſch angeredet wurde, hatte denſelben metallartigen Klang, wie ſein Gelächter. — Ich

sollte Ihrem Brüderlein eine Stunde geben; aber er muß sich erkältet haben, er niest ohne Unterlaß. Er kann nichts vornehmen. Darum bin ich einstweilen bei Ihnen eingetreten, mich zu erwärmen.

Iwan Demjanitsch stieß dasselbe sonderbare Gelächter aus wie vordem, klatschte abermals auf seine Lende, langte aus der Tasche ein carrirtes Schnupftuch, schnaubte sich sehr laut, wobei er wild die Augen rollte, und spuckte in das Schnupftuch, indem er aus vollem Halse Tfu—u—u rief.

Fustow trat in's Zimmer, reichte uns beiden die Hand und fragte uns, ob wir einander kennten?

— Mit Nichten, erscholl sogleich Iwan Demjanitsch's laute Stimme, der Veteran von Anno Zwölf ermangelt noch dieser Ehre!

Fustow stellte mich zuerst vor und sagte dann, auf den „Veteran von Anno Zwölf" weisend: „Iwan Demjanitsch Ratsch, Lehrer . . . verschiedener Fächer."

— Wohlgesprochen, ja, verschiedener Fächer, fiel ihm Ratsch in's Wort. — Man bedenke, worin ich nicht schon unterrichtet habe und was ich jetzt noch Alles vortrage! Mathematik, Geographie, Statistik, italienische Buchführung ha—ha—ha—ha! auch Musik! Sie zweifeln, Verehrtester? fuhr er mich plötzlich an — Fragen Sie Alexander Dawidowitsch, wie brillant ich das Fagot spiele! Was wäre ich auch sonst für ein Böhme, will sagen Czeche! Ja, Herr, ein Czeche bin ich und meine Heimath ist das alte

Prag! Apropos, Alexander Dawidowitsch, warum haben Sie sich so lange bei uns nicht blicken lassen? Wir könnten zusammen das Duett spielen . . . ha—ha! Wirklich!

— Noch vorgestern habe ich Sie besucht, Iwan Demjanitsch, antwortete Fustow.

— Nun, das nenne ich eben lange, ha—ha!

Wenn Herr Ratsch lachte, schweiften seine weißlichen Augen unstät und sonderbar umher.

— Ich sehe schon, junger Mann, mein Benehmen ist Ihnen auffällig, wandte er sich wieder an mich, — aber nur darum, weil Sie meine Art noch nicht kennen. Befragen Sie über mich unsern guten Alexander Dawidowitsch. Was wird er Ihnen sagen? Er wird Ihnen sagen, der alte Ratsch ist ein Biedermann, ein Russe, wenn auch nicht seiner Herkunft, so doch dem Geiste nach, ha—ha! Bei der Taufe wurde ich Johann Dietrich benamset, jetzt werde ich Iwan Demjanitsch genannt! Ich rede, wie ich's meine, ich trage mein Herz auf der Zunge; von Ceremonien und solchem Firlefanz halte ich nichts! Hol' sie der Kuckuk! Besuchen Sie mich einmal am Abend, Sie werden sich mit eigenen Augen davon überzeugen. Mein Weib, nämlich meine Ehefrau, ist ebenso einfach. Gebratenes und Gebackenes wird sie uns auftischen in Hülle und Fülle! Gelt, Alexander Dawidowitsch, habe ich nicht Recht?

Fustow lächelte blos und ich hielt es für angemessen, ebenfalls zu schweigen.

— Sehen Sie mich Alten nicht über die Achsel an, kommen Sie nur immer, fuhr Herr Ratsch fort. — Jetzt aber . . . dabei zog er seine dicke silberne Uhr aus der Hosentasche und hielt sie dicht unter sein rechtes Auge, — jetzt, meine ich, muß ich aufbrechen. Ein anderer Schüler wartet auf mich. Weiß der Teufel, worin ich diesen unterrichte; . . . ja fürwahr in der Mythologie! und der Hallunke wohnt noch so weit von hier! an der Rothen Pforte! doch, was thut's? ich reite auf Schusters Rappen, denn da Ihr Brüderlein geschwänzt hat, erspare ich das Silberstück, das sonst der Fuhrmann verdient hätte! Ha — ha . . . Ich mache Ihnen meine Reverenz, Verehrteste, auf Wiedersehen! Und Sie, junger Mann, kommen Sie mit . . . Das wird Ihnen nicht schaden . . . Und das Duett muß doch gespielt werden! rief Herr Ratsch schon aus dem Vorzimmer, wo er die Galoschen geräuschvoll anzog, und noch einmal hörten wir sein metallisches Lachen.

V.

— Was für ein Sonderling?! wandte ich mich an Fustow, der sich inzwischen an die Drechselbank begeben hatte. Ist er wirklich ein Ausländer? Er spricht das Russische so geläufig.

— Ja, ein Ausländer, doch lebt er schon an dreißig Jahre in Rußland. Es mag wohl achtzehnhundert zwei gewesen sein, als irgend ein Fürst ihn von einer

ausländiſchen Reiſe mitbrachte, . . . als Secretair . . . oder wohl richtiger, als Kammerdiener. Das Ruſſiſche ſpricht er wirklich geläufig.

— So überſprudelnd und mit ſo barocken Wendungen, fügte ich hinzu.

— Allerdings, nur zu geſchraubt. Sie ſind aber Alle ſo, dieſe verrußten Deutſchen.

— Er iſt ja aber doch ein Czeche?

— Ich weiß es nicht, vielleicht. Mit ſeiner Frau unterhält er ſich deutſch.

— Warum nennt er ſich aber einen Veteranen von Anno Zwölf? Hat er etwa im Landſturm gedient?

— Nichts davon! Zur Zeit des Brandes blieb er in Moskau und verlor ſein Hab und Gut . . . Darin beſtand ſein ganzer Dienſt.

— Warum blieb er denn in Moskau zurück?

Fuſtow fuhr fort, ſein Rad ſchnurren zu laſſen.

— Wer weiß? Ich habe mir ſagen laſſen, er habe den Unſrigen Spiondienſte geleiſtet, das mag aber ein Märchen ſein. Das aber iſt gewiß, daß er für ſeine Verluſte von der Krone Entſchädigung erhalten hat.

— Er trägt einen Uniforms-Frack; er dient alſo?

— Ja, er dient. Er iſt Lehrer am Cadettencorps und hat den Rang eines Hofraths.

— Wer iſt ſeine Frau?

— Eine hiesige Deutsche, die Tochter eines Wurstmachers . . . oder eines Fleischers . . .

— Und Du besuchst ihn oft?

— Ja, ich besuche ihn.

— Unterhält man sich gut bei ihm?

— Ziemlich gut.

— Hat er Kinder?

— Freilich, von seiner jetzigen Frau hat er drei Kinder und von der ersten einen Sohn und eine Tochter.

— Wie alt ist die älteste Tochter?

— Wohl fünf und zwanzig Jahr.

Mir kam es vor, als ob Fustow sich tiefer zur Drehbank niederbeugte und als ob das Rad unter dem taktmäßigen Tritt seines Fußes schneller umlief und lauter schnurrte.

— Ist sie hübsch?

— Das ist Geschmackssache. Ihr Gesicht fällt auf, und sie selbst . . . sie ist eine beachtungswerthe Persönlichkeit.

„Aha!" dachte ich. Fustow setzte seine Arbeit mit besonderem Eifer fort und überging meine folgende Frage mit Stillschweigen.

„Ich will diese Bekanntschaft machen", entschied ich bei mir selbst.

VI.

Einige Tage später machte ich mit Fustow einen Abendbesuch bei Herrn Ratsch. Er wohnte in einem hölzernen

Hauſe, das von einem großen Hof und Garten umgeben war und an einer krummen Gaſſe, unweit des Pretſchiſtinka-Boulevards, lag. Er kam uns im Vorzimmer entgegen und bewillkommnete uns mit dem ihm eigenthümlichen herben Lachen, führte uns ſogleich in das Gaſtzimmer und ſtellte mich einer corpulenten, in ein enges Camelotkleid gezwängten Dame, ſeiner Gemahlin Eleonore Karpowna, vor. In ihrer erſten Jugend mochte Eleonore Karpowna die Schönheit beſeſſen haben, welche die Franzoſen, wer weiß warum, „beauté du diable“ benannt haben, nämlich eine gewiſſe Körperfriſche; als ich ſie aber kennen lernte, erinnerte ſie unwillkürlich an ein Stück guten Rindfleiſches, das der Fleiſcher auf einen ſauberen Marmortiſch ausgelegt hat. Ich gebrauche mit Abſicht das Wort „ſauber“. Nicht nur ſchien die Wirthin ſelbſt ein Muſter von Sauberkeit zu ſein, ſondern auch Alles, was ſie umgab, Alles im Hauſe erglänzte vor Reinheit; Alles war geputzt, geglättet, mit Seife gewaſchen; die Theemaſchine auf dem runden Tiſche ſtrahlte wie die Sonne, die Vorhänge an den Fenſtern, die weißen Decken auf dem Tiſche bauſchten ſich auf vor lauter Stärkemehl und daſſelbe war bei den Kleidern und Chemiſetten der anweſenden vier Kinder des Herrn Ratſch der Fall, unterſetzter, wohlgenährter Geſchöpfe, die der Mutter ausnehmend glichen. Die harten Linien ihrer, gleichſam zuſammengekeilten Geſichter fielen durch die Haarwirbel an den Schläfen noch mehr auf;

alle vier hatten etwas eingedrückte Naſen, große, gleichſam geſchwollene Lippen, ganz kleine hell-graue Augen und kurze gedrungene rothe Finger.

— Das iſt meine Leibgarde, rief Herr Ratſch, indem er ſeine ſchwere Hand der Reihe nach den Kindern auf den Kopf legte. — Kolja, Olja, Saſchka und Maſchka! Dieſer da iſt acht, jene ſieben, dieſer hier vier und die da ſogar ganze zwei Jahre alt. Ha — ha — ha! Wie Sie ſehen, ſind wir, meine Frau und ich, nicht faul geweſen. Was ſagen Sie dazu, Eleonore Karpowna?

— Sie ſprechen auch immer ſo unzart, ſagte Eleonore Karpowna und wandte ſich ab.

— Und ihren Neſthäckchen hat ſie lauter ächt ruſſiſche Namen gegeben, fuhr Herr Ratſch fort. — Paſſen Sie nur auf, ſie wird ſie noch zur griechiſchen Kirche umtaufen laſſen. Hol' mich der Teufel, ſie iſt eine ganze Slavin, obſchon von deutſchem Geblüt! Eleonore Karpowna, ſind Sie eine Slavin?

Eleonore Karpowna wurde böſe.

— Ich bin Hofräthin, das iſt's, was ich bin! Und folglich bin ich eine ruſſiſche Dame, und Alles, was Sie noch ſagen werden . . .

— Wie ſie Rußland liebt, das iſt wahrhaft rührend! unterbrach ſie Iwan Demjanitſch. — Ha — ha — ha! und er lachte mit der Gewalt eines Erdbebens.

— Nun, was weiter? fuhr Eleonore Karpowna fort —

Freilich liebe ich Rußland; wo hätte ich auch ſonſt einen adeligen Titel erlangen können? Meine Kinder ſind jetzt auch Adelige! Kolja, ſitz' ruhig mit den Füßen!

Ratſch winkte ihr mit der Hand zu.

— Beruhige Dich nur, meine Sultanin Sumbeka! Wo bleibt aber der adelige Victor? Gewiß treibt er ſich herum! Er wird noch einmal dem Inſpector ins Garn laufen! Und dann gibt's einen Mordſpectakel! Das iſt ein Bummler, der Victor!

— Dem Victor kann ich nicht commandiren, Iwan Demjanitſch, Sie wiſſen's wohl! brummte Eleonore Karpowna.

Ich warf einen Blick auf Fuſtow, um endlich von ihm zu erfahren, was ihn bewog, mit Menſchen dieſer Gattung Umgang zu pflegen... da trat ein hochgewachſenes, junges Mädchen in einem ſchwarzen Kleide in's Zimmer, jene älteſte Tochter des Herrn Ratſch, deren Fuſtow erwähnt hatte... Jetzt waren mir die häufigen Beſuche meines Freundes erklärlich.

VII.

Shakſpeare, glaube ich, ſpricht an einer Stelle von „einer weißen Taube inmitten einer Schaar ſchwarzer Raben"; einen ähnlichen Eindruck machte auf mich das eingetretene junge Mädchen: ſie hatte gar wenig gemein mit ihrer Umgebung, ja ſie ſelbſt ſchien ſich im Stillen zu wundern und zu fragen, wie ſie hierher gerathen ſei. Alle Glieder der Familie Ratſch machten den Eindruck ſelbſt-

zufriedener, gesunder Alltagsmenschen; ihr schönes, jedoch schon verblühendes Gesicht trug das Gepräge von Wehmuth, Stolz und Kränklichkeit. Jene, unverkennbare Plebejer, waren von einer ungezwungenen, sogar groben, aber einfachen Haltung; in dem aristokratischen Wesen dieser war überall eine wehmuthsvolle Unruhe zu bemerken. In ihrer ganzen Erscheinung war nichts von dem eigenthümlich deutschen Wesen zu entdecken; eher konnte man sie für eine Südländerin halten. Glanzlose, aber sehr dichte schwarze Haare, tiefliegende, gleichfalls glanzlose, schwarze und dabei doch sehr schöne Augen, eine niedrige, gewölbte Stirn, eine Adlernase, eine grünliche Bläße der glatten Haut, ein gewisser schwermüthiger Zug, der um die feinen Lippen und auf den ein wenig eingefallenen Wangen spielte, etwas Eckiges und Ungelenkes in den Bewegungen, Schönheit der Form und doch keine Grazie ... das Alles wäre mir in Italien nicht weiter aufgefallen, aber in Moskau, am Pretschistinka-Boulevard, versetzte es mich in Erstaunen. Bei ihrem Eintritt erhob ich mich vom Stuhl; sie streifte mich mit einem raschen, flüchtigen Blick, ließ dann ihre schwarzen Augenlider sinken und setzte sich dicht an's Fenster „wie Tatjana". (Puschkins Onegin war uns Allen damals ganz geläufig.) Ich sah Fustow an, doch er wandte mir eben den Rücken zu und nahm aus den gedrungenen Händen der Eleonore Karpowna eine Tasse Thee. Noch glaubte ich zu bemerken, daß mit dem

Eintritt der Tochter vom Hause ein leichter Hauch physischer Kälte durch das Zimmer ging . . . „Eine wahre Marmorstatue"! war mein Eindruck.

VIII.

— Peter Gawrilowitsch! ertönte die laute Stimme des Herrn Ratsch, der sich an mich wandte: — erlauben Sie, daß ich Ihnen meine . . . meinen . . . meine Nummer Eins, ha — ha — ha! Susanna Iwanowna vorstelle!

Ich verneigte mich schweigend und dachte sogleich: „Also selbst der Name ist nicht im Einklange mit den übrigen Namen"; Susanna erhob sich ein wenig, jedoch ohne zu lächeln und ohne die fest in einander geschlungenen Hände zu lockern.

— Wie bleibt es mit unserem Duett? nahm Iwan Demjanitsch wieder das Wort. — Alexander Dawidowitsch? verehrtester Gönner? Ihre Cither ist hier geblieben und mein Fagot habe ich bereits aus dem Futteral herausgenommen. Wollen wir den verehrten Anwesenden einen Ohrenschmaus bereiten!*) — Nun also? Gilt's? rief abermals Iwan Demjanitsch, als er sah, daß Fustow keine Einwendungen machte. — Kolja, abmarschirt, bringe die

*) Hier folgt im Original eine, in's Deutsche nicht übersetzbare Vergleichung der Ausdrucksweise des Herrn Ratsch mit der des Fürsten Wjasemski in seinen „ultranationalen" Gedichten. Der Uebersetzer.

Notenpulte herbei! Du, Olja, raſch die Cither! Und Lichter zu den Notenpulten; Allergnädigſte, geruhe uns welche zu verabfolgen! Herr Ratſch ſchwirrte im Zimmer umher wie ein Brummkreiſel. — Peter Gawrilowitſch, hören Sie gern Muſik? Wo nicht, ſo vertreiben Sie ſich die Zeit mit Plaudern, doch unter dem Vorbehalt: hübſch ſtillchen! Ha — ha — ha! Und wo bleibt dieſer Sonderling, der Victor? Könnte auch zuhören! Sie haben ihn, Eleonore Karpowna, ganz und gar verwöhnt!

Eleonore Karpowna wurde feuerroth.

— Aber was kann ich denn, Iwan Demjanitſch . . .

— Schon gut, ſchon gut, kleffe nicht! Bleibe ruhig, haſt Du verſtanden? Alexander Dawidowitſch, bitte, laſſen Sie uns anfangen.

Die Kinder vollzogen raſch die Befehle des Vaters, die Notenpulte waren aufgeſtellt, die Muſik begann. Ich habe ſchon bemerkt, daß Fuſtow ausgezeichnet auf der Cither ſpielte, doch verurſachte dieſes Inſtrument mir jedesmal einen peinlichen Eindruck. Es kam mir ſtets ſo vor — und auch jetzt kann ich mich dieſes Gefühls nicht erwehren — als ſei in der Cither die Seele eines jüdiſchen Wucherers eingeſchloſſen, die nun näſelnd ſingen muß und dabei über den unbarmherzigen Virtuoſen klagt und ſtöhnt, dem ſie doch den Gehorſam nicht aufſagen kann. Die Art, wie Herr Ratſch ſein Inſtrument handhabte, ſagte mir auch nicht zu; zudem hatte ſein plötzlich geröthetes

Geſicht mit den weißlichen, heimtückiſch blinzelnden Augen einen drohenden Ausdruck angenommen: man konnte meinen, er wolle Jemand mit ſeinem Fagot niederſchlagen und drohe und höhne zum Voraus, ſo unheimlich klangen die heiſeren, gequetſchten, ſchwerfälligen Töne. Ich rückte in die Nähe Suſanna's und fragte ſie in der erſten Pauſe, ob ſie die Muſik ebenſo ſehr liebe, wie ihr Vater.

Sie bog ſich zurück, als ob ich ſie geſtoßen hätte, und preßte mühſam ein „Wer?“ hervor.

— Ihr Herr Vater, wiederholte ich, — Herr Ratſch.

— Herr Ratſch iſt nicht mein Vater.

— Nicht Ihr Vater! Entſchuldigen Sie... — Ich muß falſch verſtanden haben . . . Es kam mir doch ſo vor, als ob Alexander Dawidowitſch . . .

Suſanna ſah mich ſcharf und ängſtlich an.

— Sie haben Herrn Fuſtow mißverſtanden. Herr Ratſch iſt mein Stiefvater.

Ich ſchwieg eine Weile.

— Sie lieben alſo die Muſik nicht? hob ich von Neuem an.

Suſanna blickte zu mir auf. In ihrem Blick konnte man eine gewiſſe Verwilderung leſen. Augenſcheinlich hatte ſie nicht erwartet, daß ich das Geſpräch fortſetzen werde, auch wünſchte ſie keine Fortſetzung.

— Das habe ich nicht geſagt, ſprach ſie zögernd.

— Tru-tu-tu-tu-tu-u-u! ließ ſich plötzlich das

Fagot vernehmen, indem es mit besonderem Ingrimm die Fiorituren des Finale ausführte. Ich drehte mich um, und mein Blick fiel auf den rothen Hals des Herrn Ratsch, der bis zu den abstehenden Ohren hinauf wie bei einer Schlange angeschwollen war; und widerlich kam mir Herr Ratsch vor, recht widerlich.

— Dieses . . . Instrument lieben Sie gewiß nicht, sagte ich mit halber Stimme.

— Ja . . . ich liebe es nicht, antwortete sie; sie schien meine versteckte Anspielung begriffen zu haben.

„So steht es also!" dachte ich bei mir selbst mit einer gewissen Befriedigung.

— Susanna Iwanowna liebt sehr die Musik, mischte sich unerwartet Eleonore Karpowna in das Gespräch und setzte in ihrem deutsch-russischen Jargon hinzu: sie spielt selbst sehr gut das Fortepiano, doch berührt sie es um so weniger, je mehr man sie darum bittet.

Susanna erwiederte nichts auf diese Worte der Eleonore Karpowna, — sie blickte sie nicht einmal an, — kaum merklich nur schielte sie nach ihr hin, ohne die gesenkten Wimpern zu heben. Aus dieser Bewegung — einer Bewegung, die sich auf den Augapfel allein beschränkte — konnte ich schließen, von welchen Gefühlen gegen die zweite Frau ihres Stiefvaters sie beseelt war . . . Und wieder empfand ich eine gewisse Befriedigung.

Inzwischen war das Duett zu Ende. Fustow stand

auf, näherte ſich mit unſicherem Schritt dem Fenſter, an dem ich neben Suſanna ſaß, und fragte ſie, ob ſie ſchon von Lenhold die Noten erhalten habe, die er aus Petersburg zu verſchreiben verſprochen hatte.

— Ein Potpourri aus „Robert dem Teufel", fügte er, gegen mich gewandt, hinzu, aus jener Oper, die neuerdings ſo viel Furore macht.

— Nein, ich habe ſie noch nicht erhalten, antwortete Suſanna, und ſetzte dann eilig, mit zum Fenſter gewandtem Geſichte, flüſternd hinzu — Ich bitte Sie, Alexander Dawidowitſch, ſeien Sie ſo freundlich, fordern Sie mich heute nicht auf, vorzuſpielen; ich bin ſo gar nicht dazu aufgelegt.

— Was, was? Robert der Teufel von Meyerbeer! rief der herzutretende Iwan Demjanitſch: — etwas ganz Ausgezeichnetes, ich wette darauf! Er iſt ein Jude, und alle Juden, ſowie alle Czechen, ſind geborene Muſiker! Beſonders die Juden! Nicht wahr, Suſanna Iwanowna? Was? Ha — ha — ha!

In den letzten Worten des Herrn Ratſch, ja diesmal auch in ſeinem Gelächter, klang etwas Anderes durch, als ſeine gewöhnliche Spaßmacherei, — die Abſicht, zu verletzen. So kam es wenigſtens mir vor, und denſelben Eindruck machte es auf Suſanna. Sie fuhr zuſammen, erröthete und kniff die untere Lippe ein; ein heller, dem Glanze einer Thräne ähnlicher Punkt ſchimmerte an ihrer Wimper. Sie erhob ſich raſch und verließ das Zimmer.

— Wohin, wohin, Susanna Iwanowna? rief ihr Ratsch nach.

— Lassen Sie sie nur, Iwan Demjanitsch, bemerkte ihrerseits Eleonore Karpowna, — wenn sie einmal so etwas im Kopfe hat . . .

Ein nervöses Naturell, sagte Ratsch, indem er sich auf seinen Absätzen umdrehte und auf seine Lende klatschte; ihr plexus solaris leidet. Was sehen Sie mich so starr an, Peter Gawrilowitsch? Auch Anatomie habe ich getrieben, hahaha! Auch zu curiren verstehe ich! Fragen Sie einmal Eleonore Karpowna . . . Alle ihre Krankheiten curire ich! Ich habe dafür ein Arkanum.

— Ach, Sie treiben immer Ihre Scherze, Iwan Demjanitsch, antwortete diese verstimmt, während Fustow, sich in den Hüften wiegend, die beiden Gatten anlächelte.

— Warum soll ich denn keinen Spaß treiben, mein Mütterchen? fragte Iwan Demjanitsch. — Das Leben soll uns Nutzen bringen, aber mehr noch — Vergnügen, wie ein berühmter Poet gesagt hat. Kolja, wisch Dir die Nase, du Maulaff!

IX.

— Dir habe ich es zu danken, daß ich mich heute in einer höchst unbequemen Situation befunden habe, sagte ich auf dem Heimwege zu Fustow. — Du hattest mir gesagt, daß diese . . . wie heißt sie gleich? . . . Susanna —

die Tochter des Herrn Ratſch ſei, und ſie iſt doch nur ſeine Stieftochter.

— Wirklich! Habe ich Dir geſagt, daß ſie ſeine Tochter ſei? Uebrigens . . . iſt es nicht Alles gleich?

— Dieſer Ratſch, fuhr ich fort . . . — Ach, Alexander! wie mißfällt er mir! Haſt du bemerkt, mit welcher beſonderen Ironie er heute vor ihr von den Juden ſprach? Iſt ſie etwa . . . eine Jüdin?

Fuſtow ging vor mir und ſchwenkte ſeine Arme; es war kalt, der Schnee kniſterte wie trockenes Salz unter den Füßen.

— Ja, ich glaube etwas der Art gehört zu haben, ſagte er endlich . . . — Mich dünkt, ihre Mutter war von jüdiſcher Abkunft.

— Alſo hat Herr Ratſch in erſter Ehe eine Wittwe geheirathet?

— Wahrſcheinlich.

— Hm . . . Und dieſer Victor, der vergeblich erwartet wurde, iſt der auch ſein Stiefſohn?

— Nein . . . der iſt ſein leiblicher Sohn. Uebrigens weißt du ja, ich miſche mich nicht in fremde Angelegenheiten und liebe nicht, Andere auszufragen. Ich bin nicht neugierig.

Ich biß mich auf die Lippen, während Fuſtow immer voran eilte. Dicht vor dem Hauſe holte ich ihn ein und ſah ihm in's Geſicht.

— Iſt Suſanna wirklich ſo muſikaliſch? fragte ich ihn.

Sein Geſicht verdüſterte ſich.

— Sie ſpielt ſehr gut Klavier, preßte er durch die Zähne hervor. — Doch muß ich Dich warnen, ſie iſt ſehr ſcheu, fügte er hinzu und verzog ſein Geſicht. Er ſchien es zu bereuen, mich in jenem Hauſe eingeführt zu haben.

Ich ſchwieg und wir trennten uns.

X.

Am andern Morgen fand ich mich wieder bei Fuſtow ein. Es war mir zum Bedürfniß geworden, die Morgenſtunden bei ihm zuzubringen. Er empfing mich zuvorkommend, wie immer, doch ſprach er von unſerem Beſuch am geſtrigen Abend kein Wort, als ob er einen Knebel im Munde trüge. Ich griff nach dem jüngſten Hefte des „Telescop".

Ein Unbekannter trat in's Zimmer. Bald ergab es ſich, daß ich in ihm Victor, denſelben Sohn des Herrn Ratſch vor mir hatte, über deſſen Abweſenheit ſein Vater geſtern ſo ungehalten geweſen war.

Victor war ein junger Menſch von etwa achtzehn Jahren. Auf ſeinem Geſichte von unreiner Farbe mit dem ſüßlich-frechen Lächeln und dem Ausdruck der Erſchlaffung in den entzündeten Augen waren die Spuren einer bereits vergeudeten Geſundheit und eines häufigen Weingenuſſes nicht zu verkennen. Er glich ſeinem Vater, doch waren

ſeine Züge feiner, ja man konnte ihnen eine gewiſſe Lieblichkeit nicht abſprechen. Aber ſelbſt in dieſer Lieblichkeit lag etwas Unedles. Er war ſehr nachläſſig gekleidet, an ſeinem Uniforms-Ueberrock fehlte ein Knopf, ſeine Stiefel waren ſchadhaft und er roch penetrant nach Taback.

— Guten Tag, ſagte er mit heiſerer Stimme und mit jenen eigenthümlichen Zuckungen des Kopfes und der Schultern, die ich ſo häufig an verwöhnten und von ſich eingenommenen jungen Leuten beobachtet habe. — Ich wollte in's Colleg gehen, und bin zu Ihnen gerathen. Meine Bruſt iſt mir belegt. Geben Sie mir eine Cigarre. — Seine Füße nachläſſig ſchleppend, die Hände in den Hoſentaſchen, ging er über das ganze Zimmer und ließ ſich ſchwerfällig auf den Divan nieder.

— Sie haben ſich wohl erkältet? fragte Fuſtow, und ſtellte uns gegenſeitig vor. Wir beide waren Studenten, aber wir gehörten zu verſchiedenen Facultäten.

— Nein . . . durchaus nicht! Geſtern, muß ich Ihnen geſtehen . . . (Hierbei lächelte Herr Ratſch junior wiederum nicht ohne Lieblichkeit, doch zeigte der offene Mund verdorbene Zähne), geſtern haben wir ein Erkleckliches an Wein conſumirt. — Er rauchte die Cigarre an und räusperte ſich. — Wir gaben dem Obichodow das Geleit.

— Wohin reiſt er?

— Nach dem Kaukaſus, und ſeine Maitreſſe nimmt

er mit. Sie kennen sie wohl, jene Schwarzäugige, mit den vielen Sommersprossen. — Der Narr!

— Gestern Abend fragte Ihr Vater nach Ihnen, sagte Fustow.

— Ja, es wurde mir erzählt, daß Sie gestern unser Zigeunerlager besucht haben. Haben Sie auch musicirt?

— Wie immer.

— Und sie . . . Vor dem neuen Gast (er wies mit dem Kopf auf mich hin) hat sie sich gewiß geziert? Hat nicht spielen wollen?

— Von wem sprechen Sie denn? fragte Fustow.

— Von wem denn sonst, als von der verehrten Susanna Iwanowna? Victor machte es sich noch bequemer, legte den Arm rund über den Kopf, betrachtete seine Hand — und räusperte sich.

Ich sah Fustow an. Er zuckte nur die Achseln, als wolle er mir zu verstehen geben, daß von einem solchen Lümmel nichts Besseres zu erwarten sei.

XI.

Victor ward redselig. Die Augen an die Stubendecke geheftet, begann er in ruhigem Tempo und mit näselnder Stimme vom Theater zu erzählen, von zwei Schauspielern seiner Bekanntschaft, von einem Fräulein Seraphine, das ihn zum Besten gehabt habe, und von dem neuen Professor R., den er ein Rindvieh

nannte. „Stellen Sie sich vor, was dieser moralische Krüppel sich ausgedacht hat? Jede Vorlesung beginnt er mit einem namentlichen Appell der Anwesenden, und doch gibt er sich für einen Liberalen aus! In's Loch mit allen diesen Liberalen!" Endlich wandte er sich mit dem ganzen Oberkörper zu Fustow hin, kehrte ihm auch sein Gesicht zu und sagte mit halb weinerlichem, halb spöttischem Tone:

— Ich habe ein Anliegen an Sie, Alexander Dawidowitsch . . . Können Sie nicht meinen Alten zur Vernunft bringen . . . Sie duettiren doch so viel mit ihm . . . Er hat die Unverschämtheit, mir monatlich nur 25 Rubel zu geben . . . Was soll mir das? Es reicht ja kaum zu Taback. Und dann verlangt er noch, ich solle keine Schulden machen! Ich möchte einmal hinsehen, wenn er in meiner Haut steckte! Ich beziehe ja keine Pension, wie andere Leute (Victor sprach die beiden letzten Worte mit ganz besonderer Betonung). Geld hat er übergenug, das weiß ich! Was spielt er mir gegenüber den armen Lazarus, mich wird er damit nicht hinter's Licht führen! Faule Fische! Er hat sein Schäfchen geschoren, daß es eine Art hat!

Fustow schielte Victor von der Seite an.

— Meinetwegen, hob er langsam an, — ich will mit Ihrem Vater sprechen. Sonst aber, wenn Sie wünschen, könnte ich . . . einstweilen . . . eine kleine Summe . . .

— Nein, schon lieber den Alten herumkriegen . . .

Indeß, fügte Victor hinzu, indem er seine Nase mit allen fünf Fingern kratzte, — geben Sie mir immerhin, wenn Sie können, einige Rubel, etwa fünf und zwanzig . . . Wie hoch stehe ich denn bei Ihnen in der Kreide?

— Sie haben fünf und achtzig Rubel von mir geliehen.

— So . . . das würde also zusammen . . . einhundert zehn Rubel ausmachen. Ich gebe Ihnen später alles auf einmal zurück.

Fustow ging in's Nebenzimmer, brachte einen Schein von fünfundzwanzig Rubel und reichte ihn Victor schweigend hin. Dieser streckte die Hand darnach aus, gähnte dabei aus vollem Halse, ohne die Hand vor den Mund zu halten, und murmelte „schön Dank". Dann räkelte er sich noch ein paar Mal auf dem Divan und erhob sich langsam.

— Br, mir ist gar nicht behaglich, sprach er halblaut, — sollte ich mich etwa nach Villa Tivoli begeben? Er näherte sich dabei der Thür.

Fustow verfolgte ihn mit den Blicken; es hatte den Anschein, als ob er mit sich selbst nicht einig sei.

— Was ist das für eine Pension, von der Sie vorhin sprachen, Victor Iwanowitsch? fragte er endlich.

Victor blieb auf der Schwelle stehen und setzte die Mütze auf.

— Ah, Sie wissen es nicht? Die Pension der Su-

ſanna Iwonowna . . . ja, ja, ſie bezieht eine. Oh, das iſt eine köſtliche Anecdote, ſage ich Ihnen! Ich will ſie Ihnen gelegentlich erzählen. Jetzt bin ich eilig. Aber meinen Alten, bitte, vergeſſen Sie meinen Alten nicht. Freilich hat er ein hartes Fell, ein echt deutſches, in Rußland gegerbtes Fell, aber Sie werden ſchon mit ihm fertig werden. Sehen Sie nur zu, daß das Lenorchen, meine Stiefmutter, nicht dabei iſt. Der Alte fürchtet ſie, und ſie will alles ihren Neſthäckchen zuwenden. Nun, Sie ſind ja kein Neuling in der Diplomatie! Leben Sie wohl!

— Was für ein widerwärtiger Burſche! rief Fuſtow aus, ſobald die Thür in's Schloß gefallen war.

Sein Geſicht brannte wie Feuer, und er vermied es, mich anzuſehen. Ich gab es auf, ihn auszufragen und entfernte mich bald darauf.

XII.

Den ganzen Tag über weilten meine Gedanken bei Fuſtow, bei Suſanna und ihren Angehörigen; ich ahnte irgend ein dahinterſteckendes Familiendrama. Mein Freund, das konnte ich wohl bemerken, war gegen Suſanna nicht gleichgültig. Aber ſie? Liebte ſie ihn? Was ließ ſie ſo unglücklich erſcheinen? Was war ſie überhaupt für ein Weſen? Dieſe Fragen tauchten immer wieder in mir auf. Ein dunkles, aber mächtiges Gefühl ſagte mir, ich dürfe die Beantwortung derſelben nicht von Fuſtow erwarten.

Mein Grübeln führte mich endlich zu dem Entschluß, am andern Tage allein zu Herrn Ratsch zu gehen.

Als ich in das kleine dunkle Vorzimmer seines Hauses trat, wurde mir plötzlich sehr beklommen und unheimlich zu Muthe. „Vielleicht wird sie gar nicht zum Vorschein kommen", fiel mir ein, „ich werde mich mit diesem widerlichen Veteranen abgeben müssen, oder wohl gar mit seiner langweiligen Frau . . . Und selbst wenn sie zum Vorschein kommen sollte, was weiter? Wird sie sich denn in ein Gespräch mit mir einlassen? Neulich war sie doch so wenig freundlich gegen mich . . . Warum bin ich denn eigentlich gekommen?" Während mich noch diese Gedanken beschäftigten, hatte der kleine Kosak*) mich bereits gemeldet; und nach zwei, drei verwunderten Fragen: „wer, wer?" und „wen nanntest du?" hörte man im Nebenzimmer schwerfällige Tritte klappernder Pantoffeln und in der Spalte der halbgeöffneten Thür erschien das gerunzelte, finstere Gesicht von Iwan Demjanitsch. Er starrte mich eine Zeitlang an, ohne den Ausdruck seines Gesichts zu

*) Ehemals, zur Zeit der Leibeigenschaft, traf man in vielen, ganz bescheidenen Haushaltungen Knaben von 12 bis 15 Jahren an, die kleine Dienste im Hause, als Vorübung für ihren späteren Dienerberuf, verrichteten und nach der für sie üblichen Bekleidungsart „kleine Kosaken" genannt wurden. Von einem solchen ist hier die Rede.

Der Uebersetzer.

verändern; augenſcheinlich erkannte er mich nicht ſogleich, — dann aber glätteten ſich ſeine Wangen, die Augenlider wurden zuſammengekniffen, um ein Lächeln vermuthen zu laſſen, und zugleich mit dem gewohnten Lachen entfuhr dem geöffneten Munde der Ausruf:

— Ah, Sie ſind es, Verehrteſter! Treten Sie doch näher!

Ich folgte ihm zögernd und ungern, denn ich fühlte es durch, daß dieſer jetzt ſo zuvorkommende und heitere Ratſch mich innerlich zum Teufel wünſche; doch konnte ich nicht mehr zurück. Er führte mich in das Gaſtzimmer, und ſiehe da! ich fand Suſanna am Tiſch ſitzend und vor ihr das Caſſabuch des Hauſes. Sie blickte mich mit ihren tiefdunklen Augen an und nagte an den Nägeln der linken Hand, eine Gewohnheit, die ich ſchon an ihr bemerkt hatte und die bei nervöſen Leuten häufig vorkommt.

Sonſt war Niemand im Zimmer.

— Da ſehen Sie es, hob Herr Ratſch an und klatſchte auf die Lende, — womit Suſanna Iwanowna und ich uns hier beſchäftigen: wir ſehen Rechnungen durch. Meine Gemahlin iſt in der edlen Rechenkunſt keine Meiſterin, und was mich betrifft: ich ſchone meine Augen. Ich kann ohne Brille nicht mehr leſen. Mag denn die junge Welt aushelfen, hahaha! Ordnung muß ſein! Mit unſern Rechnungen hat es übrigens keine Eile . . . Eile mit Weile! hahaha!

Suſanna ſchlug das Buch zu und wollte ſich entfernen.

— Warte doch, warte, begann Herr Ratſch. — Was thut's, daß Du keine Toilette gemacht haſt . . . (Suſanna war in einem ſehr alten Kleide mit ganz kurzen Aermeln, man hätte es ein Kinderkleidchen nennen können.) Unſer werther Gaſt wird es uns nicht verübeln, daß ich noch die vorletzte Woche zu Ende bringen möchte . . . Sie erlauben, wandte er ſich zu mir, — wir ſtehen doch mit Ihnen nicht auf ceremoniöſem Fuße!

— Ich bitte recht ſehr, laſſen Sie ſich ja nicht ſtören, antwortete ich.

— Ja, ja, mein Verehrteſter, Sie werden es ja ſelbſt wiſſen, daß der verſtorbene Czar Alexei Michailowitſch Romanow zu ſagen pflegte: „Der Arbeit gehört die Zeit und dem Vergnügen — ein Augenblick." Wir wollen aber heute ſelbſt der Arbeit nur noch einen Augenblick widmen . . . haha! Was waren denn das für dreizehn Rubel dreißig Kopeken? fragte er mit gedämpfter Stimme, ſich von mir abwendend.

— Victor nahm ſie von Eleonore Karpowna; er behauptete, Sie hätten ſie ihm bewilligt, antwortete Suſanna gleichfalls mit gedämpfter Stimme.

Behauptete . . . behauptete . . . ich hätte bewilligt . . . brummte Iwan Demjanitſch, — bin ich etwa nicht ſelbſt zur Stelle? Man hätte mich fragen ſollen. Und wem wurden jene ſiebenzehn Rubel ausgezahlt?

— Dem Möbelhändler.

— Dem Möbelhändler . . . Wofür denn das?

— Laut Rechnung.

— Laut Rechnung! Laß doch ſehen. — Er riß das Buch Suſannen aus der Hand, preßte ſeine große, in Silber gefaßte Brille mit runden Gläſern auf die Naſe und fuhr ſuchend mit dem Finger über die Zeilen. — Dem Möbelhändler . . . ſeht doch an . . . dem Möbelhändler . . . Ihr ſeid froh, das Geld aus dem Fenſter zu werfen . . . wie die Croaten! . . . und noch laut Rechnung! — Doch wozu das? ſagte er plötzlich mit lauter Stimme und wandte ſich wieder zu mir, indem er die Brille von der Naſe ſtreifte. Dieſe Proſa können wir ja ſpäter vornehmen. Suſanna Iwanowna, ſchaffen Sie einmal die Buchhalterei bei Seite, verfehlen Sie aber nicht, ſelbſt zurückzukehren und das Ohr unſeres lieben Gaſtes durch Ihr muſikaliſches Talent, will ſagen durch Ihr Klavierſpiel zu entzücken . . . Ah?

Suſanna hatte ihren Kopf abgewandt.

— Ich würde mich glücklich ſchätzen, beeilte ich mich hinzuzufügen, — ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen, Ihr Klavierſpiel zu hören. Doch möchte ich Sie um Nichts in der Welt beläſtigen.

— Was reden Sie da von beläſtigen! Nun, Suſanna Iwanowna, eins, zwei, drei!

Suſanna erwiederte nichts und ging zur Thür hinaus.

XIII.

Ich erwartete nicht, daß sie zurückkommen werde; allein sie trat sehr bald wieder ein, ohne auch nur ihre Toilette gewechselt zu haben. Sie setzte sich in die Ecke des Zimmers und sah mich zwei- — dreimal aufmerksam an. Mochte sie aus meinem Benehmen jene unwillkürliche, mir selbst unerklärliche Achtung herausfühlen, die mehr als bloße Neugierde, ja, mehr als gewöhnliche Theilnahme ihre Haltung mir einflößte, — oder war sie an jenem Tage in einer weicheren Stimmung, ich weiß es nicht; aber sie stand auf, trat an das Klavier, legte unschlüssig ihre Hand auf die Tasten, und wandte ein wenig den Kopf nach mir um, über die Schulter blickend, als ob sie mich fragen wollte, was sie denn spielen solle? Ehe ich noch etwas sagen konnte, hatte sie sich schon gesetzt, ein Notenbuch hervorgeholt, es eilig aufgeschlagen und zu spielen begonnen. Seit meiner Kindheit liebte ich die Musik, ich hatte aber in jener Zeit nur wenig Verständniß für diese Kunst und kannte nur zum kleinsten Theil die Compositionen großer Meister; und hätte nicht Herr Ratsch mit einigem Unwillen gebrummt: „Aha! wieder dieser Beethoven!“ ich hätte nicht errathen, was Susanna ausgewählt hatte. Wie ich später erfuhr, spielte sie damals Beethoven's F-moll-Sonate, opus 75. Ihr Spiel frappirte mich. So viel Kraft, so viel Feuer, so viel kühnen Schwung hatte ich

nicht erwartet. Schon bei den erſten Tacten des hinreißend-leidenſchaftlichen Allegro's, mit welchem die Sonate beginnt, empfand ich jenes Erſtarren, jenen rieſelnden und doch ſo ſüßen Schauer der Begeiſterung, der die Seele ergreift, wenn das Schöne unerwartet und mächtig in ſie eindringt. Ich rührte kein Glied, bis das Stück zu Ende war; mehrmals hätte ich aufathmen mögen, aber ich wagte es nicht. Zufällig ſaß ich hinter Suſanna und konnte ihr Geſicht nicht ſehen; nur ihre dunklen langen Haare ſah ich ab und zu erbeben und die Schultern berühren; ihre ſchlanke Geſtalt folgte zuweilen den Bewegungen ihrer feinen Hände und entblößten Ellenbogen, die ſo ſchnell und etwas eckig über die Taſten dahinglitten. Der letzte Nachhall war verklungen, endlich wagte ich aufzuathmen. Suſanna blieb vor dem Klavier ſitzen.

— Ja, ja, bemerkte Herr Ratſch, der übrigens aufmerkſam zugehört hatte, — Romantiſche Muſik! die iſt jetzt in der Mode. Aber warum ſpielen Sie nicht rein? Warum mit dem Finger zwei Taſten zugleich anſchlagen? Das iſt es eben, Sie wollen Alles recht ſchnell haben; das klingt feuriger. Heiße Semmel, heiße Semmel, ſchrie er plötzlich wie ein Hauſirer.

Suſanna wandte ſich halb zu Herrn Ratſch hin, und ich konnte ſie nun im Profil ſehen. Sie hatte ihre feinen Augenbrauen über dem niedergeſchlagenen Augenlide hoch emporgezogen, eine wechſelnde Röthe ſpielte auf ihrer Wange

und ihr kleines Ohr erglühte unter der zurückgeworfenen Locke.

— Ich habe die besten Virtuosen mit eigenen Ohren gehört, fuhr Ratsch fort, indem sich sein Gesicht plötzlich verfinsterte; — sie alle sind nichts gegen den verstorbenen Field. Pfui, Nullen sind sie, Zero's! Das war ein Kerl! Und ein so reines Spiel! Und seine Compositionen, die sind ganz ausgezeichnet! Aber alle diese neuen Herren „Tru-lu-lu's" und „Tra-ta-ta's", die componiren blos für Anfänger. Da braucht man keine Delicatesse! Da kann man auf den Tasten herumtrommeln . . . Schadet nicht! Etwas kommt doch heraus: Janitscharen-Musik! (Iwan Demjanitsch wischte sich den Schweiß von der Stirne.) Uebrigens habe ich das Alles nicht auf Sie gemünzt, Susanna Iwanowna; Sie haben gut gespielt, und meine Bemerkungen dürfen Sie nicht kränken.

— Jeder hat seinen Geschmack, sprach Susanna mit gedämpfter Stimme und ihre Lippen begannen zu zittern; — und Ihre Bemerkungen, Iwan Demjanitsch, Sie wissen das sehr gut, können mich nicht kränken.

— O freilich! Doch glauben Sie nicht, mein Herr, wandte sich Ratsch zu mir, — glauben Sie ja nicht, daß diese Aeußerung aus unserer sehr großen Güte entspringe, oder aus einer demüthigen Gesinnung, o nein; wir halten uns vielmehr für so hoch erhaben, daß dem staunenden Beschauer, nach der russischen Redensart, die Mütze nach

hinten herabfällt und keine Kritik an uns heran reicht. Eigenliebe, mein Herr, nichts als Eigenliebe! von der sind wir besessen. Ja, ja!

Nicht ohne Staunen hörte ich Ratsch zu. Galle, giftige Galle verbitterte ein jedes seiner Worte . . . Und seit lange hatte sie sich angesammelt! Sie drohte ihn zu ersticken. Er nahm einen Anlauf, seinen Ausfall mit dem gewohnten Gelächter zu schließen, aber er brachte nur einen krampfhaften, heiseren Husten hervor. Susanna antwortete keine Silbe; sie warf nur ihren Kopf zurück, faßte ihre Ellenbogen mit den beiden Händen und sah ihn gerade an. In der Tiefe ihrer unbeweglichen, groß aufgeschlagenen Augen glimmte mit verzehrender, nicht zu löschender Glut unverhohlener, alter Haß. Ich stand wie auf Kohlen.

— Sie beide gehören zwei verschiedenen musikalischen Generationen an, begann ich mit erzwungener Geläufigkeit, und wollte dadurch glauben machen, ich hätte nichts bemerkt, — es ist daher kein Wunder, daß Sie in Ihren Ansichten nicht übereinstimmen . . . Sie werden es mir gewiß nicht verargen, Iwan Demjanitsch, daß ich mich auf die Seite . . . der jüngeren Generation stelle. Ich bin freilich nur Laie, doch muß ich bekennen, daß bisher kein Musikstück mich so mächtig ergriffen hat, wie die . . . wie dasjenige, welches uns Susanna Iwanowna soeben vorgetragen hat.

Jetzt richtete Ratsch seinen Angriff auf mich.

— Und warum meinen Sie denn, ſchrie er, noch ganz roth von ſeinem Huſtenanfall, — daß wir darauf ausgehen, Sie für unſer Lager anzuwerben? Fällt uns gar nicht ein — danken ſchönſtens! Dem Freien wird die Freiheit zu Theil, dem Erlöſeten der Himmel, wie das Sprichwort ſagt. Was aber die beiden Generationen anbetrifft, da haben Sie Recht; uns Alten fällt es ſchwer, ſehr ſchwer, mit Euch Jungen auszukommen! Unſere Anſchauungen ſtimmen mit den Eurigen in keinem Stücke überein, weder in der Kunſt noch im Leben, noch ſogar in der Moral. Iſt es nicht ſo, Suſanna Iwanowna?

Suſanna lächelte verächtlich.

— Ganz beſonders im Punkte der Moral, wie Sie ſich auszudrücken belieben, treffen unſere Anſchauungen nicht zuſammen, und können es auch nicht, antwortete ſie, und wie ein aufſteigendes Gewitter zogen ſich ihre Augenbrauen zuſammen, während ihre Lippen leicht zu beben fortfuhren.

— Freilich, freilich, nahm Ratſch wieder das Wort, — ich bin kein Philoſoph! Ich verſtehe es nicht, mich ſo ... ſo hoch zu verſteigen! Ich bin ein gewöhnlicher Sterblicher, ein Knecht der Vorurtheile, — ja!

Suſanna lächelte wieder.

— Mich dünkt, Iwan Demjanitſch, auch Sie verſtanden zuweilen ſich über die ſogenannten Vorurtheile zu erheben.

— Wie ſo? Was meinen Sie? Ich verſtehe Sie nicht.

— Sie verstehen mich nicht? Sind Sie so vergeßsam?

Herr Ratsch war wie verdutzt.

— Ich . . . ich . . . wiederholte er, — Ich . . .

— Ja, Sie selbst, Herr Ratsch.

Es folgte eine kleine Pause.

Aber erlauben Sie, erlauben Sie, fing Ratsch wieder an, — wie können Sie so frech . . .

Susanna richtete sich plötzlich hoch auf und blieb so vor Ratsch stehen, während ihre Hände die Ellenbogen nicht los ließen, sie vielmehr zusammenpreßten und auf ihnen trommelten. Es schien, als schleudere sie ihm eine Herausforderung entgegen, als beginne sie den Kampf. Ihr Gesicht hatte sich ganz verändert. In der Geschwindigkeit eines Augenblicks war es wunderbar schön geworden, aber zugleich furchtbar, und ihre sonst umflorten Augen erglänzten in einem eigenthümlich freudigen, kalten Glanz wie von blankem Stahl; die Lippen, welche noch vor Kurzem gebebt hatten, zogen sich jetzt mit unerbittlichstrengem Zug zusammen. Ja, Susanna forderte Ratsch heraus, aber dieser starrte sie an, und fand keine Worte mehr, er sank in sich zusammen, schien den Kopf in die Schultern hineinzuziehen und die Füße an sich zu drücken. Der Veteran von Anno Zwölf fürchtete sich; darüber war kein Zweifel.

Langsam ließ Susanna ihre Augen von ihm auf mich hinübergleiten, als rufe sie mich zum Zeugen ihres Sieges

und der Demüthigung ihres Feindes an. Noch einmal lächelte sie und verließ das Zimmer.

Einige Zeit blieb der Veteran im Lehnstuhl sitzen, ohne sich zu rühren; endlich, als sei ihm die vergessene Rolle wieder eingefallen, ermannte er sich, stand auf, schlug mir auf die Schulter, und stieß sein schallendes Gelächter aus.

— Das ist drollig, hahaha! Weit über ein Jahrzehnt hinaus leben wir mit dieser jungen Dame zusammen und noch immer versteht sie nicht zu unterscheiden, wann ich scherze und wann ich im Ernst rede. Ja auch Sie, Verehrtester, scheinen an mir irre geworden zu sein, haha! Nur weil Sie den alten Ratsch noch nicht kennen!

„Nein, ich kenne Dich jetzt", dachte ich, nicht ohne Schauder und Widerwillen.

— Sie kennen den Alten noch nicht, wirklich, Sie kennen ihn nicht! wiederholte er, indem er mich in's Vorzimmer geleitete und seinen Leib strich. — Ich bin ein geschlagener Mann, haha! Aber ich bin gutmüthig, wahrhaftig, das bin ich!

Ich stürzte aus der Thür auf die Straße. Es litt mich nicht in der Nähe dieses gutmüthigen Menschen.

XIV.

„Daß sie einander hassen, ist klar, dachte ich auf dem Heimwege, — auch das ist gewiß, daß er ein abscheulicher

Menſch iſt, ſie dagegen ein gutes Mädchen. Was iſt aber zwiſchen ihnen vorgefallen? Was iſt die Urſache dieſer beſtändigen Erbitterung? Was der Sinn dieſer Anſpielungen? Und wie plötzlich das Gewitter ſich entlud, bei welch' nichtigem Vorwande!"

Am andern Tage beſchloſſen Fuſtow und ich den berühmten Schauſpieler Schtſchepkin in „Verſtand bringt Leid" zu ſehen. Damals war es eben erſt geſtattet worden, dieſes Luſtſpiel Gribojedows in Scene zu ſetzen, nachdem es zuvor vermittelſt der Cenſurſcheere zugeſtutzt worden war. Wir klatſchten den Darſtellern der Rollen des Famuſow und des Skalaſub laut Beifall zu. Ich erinnere mich nicht mehr, wer die Rolle Tſchatskis gab, aber er war unausſprechlich häßlich; anfänglich erſchien er im ungariſchen Schnurrock, in hohen Stiefeln mit Quaſten, und dann in einem Frack von der damaligen Modefarbe „flamme de punch"; dieſer Frack ſtand ihm nicht beſſer, als er unſerem alten Kammerdiener geſtanden hätte. Der Ball im dritten Act verſetzte uns in Entzücken. Obſchon die Pas beim Tanzen in Wirklichkeit wohl ſchwerlich je ſo ausgeführt worden ſind, wie in jener Zeit auf dem Theater, ſo war es doch damals ſo Stil, und iſt, glaube ich, auch bis jetzt ſo geblieben. Einer von den Gäſten ſprang ausnehmend hoch, wobei die Locken ſeiner Perrücke nach allen Seiten flatterten; und das dankbare

Publicum konnte ſich nicht ſatt lachen. Beim Hinausgehen trafen wir im Corridor mit Victor zuſammen.

— Auch Sie ſind im Theater geweſen! rief er mit einer Geberde des Staunens. Wie habe ich Sie denn nicht geſehen? Wie freue ich mich, Sie zu treffen! Sie müſſen durchaus mit mir zu Abend ſpeiſen! Kommen Sie, ich halte Sie frei!

Der junge Ratſch ſchien ſehr aufgeregt, ja begeiſtert zu ſein. Seine kleinen Augen bewegten ſich hin und her, er ſchmunzelte, rothe Flecke waren auf ſeinen Wangen ſichtbar.

— In welcher freudigen Veranlaſſung? fragte Fuſtow.

— In welcher? Da, ſehen Sie.

Victor führte uns bei Seite und zog aus ſeiner Hoſentaſche einen ganzen Packen damaliger Banko-Aſſignationen von rother und blauer Farbe (zu zehn und fünf Rubel) hervor. Er ließ den Packen in ſeiner Hand tanzen.

Fuſtow ſtaunte.

— Iſt Ihr Vater ſo freigebig geweſen?

Victor lachte.

— Da haben Sie den Rechten errathen! Warum nicht gar! . . . Heute Morgen ging ich ihn um Geld an, ich verließ mich auf Ihre Fürſprache. Aber was meinen Sie, wie antwortete mir der Knicker? Deine Schulden will ich meinetwegen bezahlen, bis zur Höhe von fünf und zwanzig Rubel incluſiv? Hören Sie wohl?

inclusiv! Nein, mein Herr, dieses Glück hat mir Gott beschert. Es fügte sich trefflich.

— Haben Sie jemand geplündert? warf Fustow nachlässig hin.

Victor blickte finster.

— Gleich auch plündern! Ich habe das Geld gewonnen, von einem Officier, einem Gardeofficier, der erst gestern aus Petersburg hier eintraf. Wie sich alles so merkwürdig machte! Die Geschichte lohnt erzählt zu werden .... nur nicht hier. Wollen wir zu Jar gehen, nur zwei Schritte weit. Wie gesagt, ich halte Sie frei.

Wir hätten wohl die Einladung nicht annehmen sollen; aber wir folgten ihr ohne Widerrede.

XV.

Bei Jar wurde für uns in einem besonderen Zimmer servirt. Champagner durfte nicht fehlen. Victor erzählte uns mit aller Ausführlichkeit, wie er die Bekanntschaft dieses höchst angenehmen jungen Gardeofficiers gemacht habe, wie dieser, zwar von guter Familie, aber von beschränktem Verstande, im Scherz Victor vorgeschlagen habe, mit alten Karten eine Partie Schafskopf zu spielen. Der Einsatz sollte eine wahre Kleinigkeit sein und der Officier wollte auf das Glück einer gewissen Wilhelmine, Victor aber auf sein eigenes Glück spielen. Darauf kam es zu hohen Wetten.

— Und denken Sie sich, rief Victor aus, sprang auf und klatschte in die Hände, — denken Sie sich, ich hatte nur sechs Rubel bei mir! Anfänglich verlor ich . . . Stellen Sie sich meine Lage vor! Da aber wandte sich, ich weiß nicht auf wessen Fürbitte, das Glück. Jener gerieth in Eifer, hielt seine Karten so, daß ich hineinsehen konnte, . . . kurz! verlor an mich sieben hundert fünfzig Rubel! Er wollte noch weiter spielen, aber so einfältig war ich nicht; nein, dachte ich, ein so großes Glück darf man nicht mißbrauchen, steckte meinen Gewinn ein und schwenkte ab! Nun, jetzt brauche ich dem Alten nicht um den Bart zu gehen, und kann meine Cameraden tractiren . . . Heda, Kellner! Noch eine Flasche! Stoßen wir an, meine Herren!

Wir ließen die Gläser klingen, lachten und tranken noch weiter, obschon uns eigentlich Victors Erzählung durchaus nicht gefiel; ja seine Gesellschaft behagte uns gar nicht. Er wollte liebenswürdig sein, plauderte, ließ sich gehen, und wurde dadurch nur um so widerlicher. Endlich bemerkte er, welchen Eindruck er auf uns mache, und wurde verstimmt, sein Geplauder stockte, seine Blicke wurden finster. Er fing an zu gähnen, sagte, er sei schläfrig, schimpfte mit einer ihm eigenthümlichen Geläufigkeit den Kellner, weil das Pfeifenrohr zu wenig Luft habe, und wandte sich plötzlich an Fustow mit dem Ausdruck einer Herausforderung in seinem verzerrten Gesicht.

— Hören Sie einmal, Alexander Dawidowitsch, sagte er, — stehen Sie mir Rede, warum verachten Sie mich?

— Wie so? entgegnete mein Freund, der nicht sogleich eine passende Antwort fand.

— Wie so!!.. Ich fühle es sehr gut und weiß es, daß Sie mich verachten, und dieser Herr — da (er wies mit dem Finger auf mich) auch! Als ob Sie sich durch hohe Tugend auszeichneten! aber nein, Sie sind ein ganz ebensolcher Sünder, wie wir Alle. Ja, ärger als wir. Im Trüben ist gut fischen! Sie kennen doch das Sprichwort?

Fustow wurde über und über roth.

— Was wollen Sie damit sagen? fragte er.

— So viel, daß ich noch nicht blind bin, sondern ausgezeichnet gut wahrnehme, was um mich her vorgeht; ich durchschaue Ihr Verhältniß zu meinem Schwesterchen... Ich habe ja gar nichts dagegen; meinetwegen; es liegt gar nicht in meinen Grundsätzen, da im Wege zu sein; zudem hat ja mein Schwersterchen, Susanna Iwanowna, schon selbst Alles durchgekostet . . . Aber warum verachten Sie denn mich?

— Sie wissen selbst nicht, was Sie plappern, Sie sind ja betrunken, sagte Fustow und nahm seinen Mantel vom Haken an der Wand. — Erst hat er einen Einfaltspinsel beim Kartenspiel betrogen, und nun schwatzt er teuflischen Unsinn! sprach er laut vor sich hin.

Victor behielt seine liegende Stellung auf dem Divan bei, und trommelte nur mit seinen über die Seitenlehne herabhängenden Füßen.

— Betrogen! Warum ließen Sie sich denn den Wein schmecken, der doch für den Kartengewinnst gekauft war? Und warum sollte ich Ihnen etwas vorlügen? Es ist nicht meine Schuld, wenn in Susanna Iwanowna's Vergangenheit . . .

— Schweigen Sie, schrie ihm Fustow zu. — Schweigen Sie . . . oder . . .

— Oder was?

— Sie werden schon sehen was! Komm, Peter.

— Aha! fuhr Victor fort: — unser großmüthiger Ritter ergreift die Flucht. Er hat also keine Lust, die Wahrheit zu erfahren! Nun ja, er fühlt sich ja getroffen von dieser Wahrheit!

— So komm doch, Peter, rief Fustow, der schließlich seine gewohnte Ruhe und Selbstbeherrschung ganz und gar verloren hatte. — Was bleiben wir bei diesem elenden Bengel!

— Dieser Bengel fürchtet Sie nicht, hören Sie es? schrie Victor uns nach, — er verachtet Sie, dieser Bengel, er ver=ach=tet Sie! hören Sie's auch?!

Auf der Straße eilte Fustow dermaßen, daß ich ihm kaum folgen konnte. Plötzlich blieb er stehen und wandte sich jäh um.

— Wohin? fragte ich.

— Man muß doch nachſehen, was dieſer Thor . . . Im trunkenen Muthe wird er wer weiß was Alles . . . Folge mir nur nicht . . . wir werden uns morgen ſprechen. Auf Wiederſehn!

Eilfertig drückte mir Fuſtow die Hand und kehrte in Jar's Gaſthaus zurück.

Am andern Tage wurde ich verhindert, Fuſtow zu ſprechen, und als ich an dem darauf folgenden Morgen zu ihm ging, erfuhr ich, er ſei zu ſeinem Onkel auf's Gut, unweit Moskau, gefahren. Ich erkundigte mich, ob er mir nichts Schriftliches zurückgelaſſen habe, aber nein, es fand ſich kein Brief an mich vor, und auf meine Frage an den Diener, ob er nicht wiſſe, wie lange Alexander Dawidowitſch auf dem Gute zu verbleiben gedenke, antwortete er: „Wohl vierzehn Tage, wohl auch etwas länger, ſollte ich meinen". Auf alle Fälle ließ ich mir die genaue Adreſſe Fuſtows geben und ging nachdenklich nach Hauſe. Dieſe plötzliche Abreiſe auf's Land, mitten im Winter, konnte ich mir gar nicht zurecht legen. Ueber Tiſch machte mir meine gute Tante die Bemerkung, daß ich daſitze, als warte ich auf Etwas, und daß ich das wohlbekannte Backwerk anſtarre, als ſähe ich es zum erſten Mal in meinem Leben. Pierre, vous n'êtes pas amoureux? fragte ſie mich nach aufgehobener Tafel, nachdem ſie vor-

ſorglich ihre Geſellſchafterinnen entfernt hatte. Ich beruhigte ſie: nein, ich war wirklich nicht verliebt.

XVI.

Es mochten drei Tage vergangen ſein. Ich ſpürte ein wahres Verlangen, das Ratſch'ſche Haus zu beſuchen, denn dort hoffte ich den Schlüſſel zu alle dem zu finden, was mich in letzter Zeit beſchäftigte und mir doch ſo unverſtändlich war . . . Doch ich hätte ja wieder mit dem Veteranen zuſammen treffen müſſen . . . und dieſer Gedanke hielt mich zurück. An einem dunklen Abend, als draußen ein Schneeſturm, wie der Februar ſie zu bringen pflegt, tobte und heulte, und der trockene Schnee von Zeit zu Zeit mit einem Nachdruck an die Fenſter ſchlug, als ob grober Sand mit kräftigem Wurf gegen die Scheiben geſchleudert würde, ſaß ich in meinem Stübchen und verſuchte ein Buch zu leſen. Mein Diener trat herein und meldete mir mit einer gewiſſen geheimnißvollen Feierlichkeit den Beſuch einer Dame. Ich erſtaunte; Damenbeſuch pflegte ich nicht zu empfangen und am wenigſten in ſo vorgerückter Stunde. Jedoch befahl ich, die Dame eintreten zu laſſen. Durch die geöffnete Thür trat raſchen Schritts ein Frauenzimmer, in einen leichten Sommermantel und einen gelben Shawl gehüllt. Beide ſtark beſchneite Umhüllungen wurden mit einer heftigen Bewegung abgeſtreift, und Suſanna ſtand vor mir. Ich war ganz er-

ſtaunt und fand kein Wort der Anrede; ſie ging auf das Fenſter zu, lehnte ſich mit der Schulter an die Wand und blieb unbeweglich ſtehen; ihr Buſen arbeitete krampfhaft, und die Athemzüge entglitten mit leichtem Stöhnen den erſtarrten Lippen, während die Augen unſtät umherſchweiften. Es war mir klar, daß kein geringes Ungemach ſie zu mir geführt hatte; trotz meiner Jugend und meines Leichtſinnes begriff ich ſehr wohl, daß in dieſem Moment das Schickſal eines ganzen Lebens vor meinen Augen zum Abſchluß gelangte, — und zwar ein herbes, ſchweres Schickſal.

— Suſanna Iwanowna, begann ich — wie . . .

Sie ergriff raſch meine Hand mit ihren erſtarrten Fingern, aber die Stimme verſagte ihr. Sie konnte nur ſchwere Seufzer ausſtoßen und ſenkte ihren Kopf. Ihre ſchwarzen Haare fielen auf die Stirn . . . und noch waren die Schneeflocken nicht von ihnen verſchwunden.

— Beruhigen Sie ſich, ſetzen Sie ſich, bat ich ſie — hierher, auf den Divan. Was iſt geſchehen? Ich bitte Sie, ſetzen Sie ſich.

— Nein, flüſterte ſie kaum hörbar, und ließ ſich auf den Rand des Fenſterbretts nieder. — Hier ſitze ich gut... Laſſen Sie mich . . . Sie konnten nicht erwarten . . . Doch wenn Sie wüßten . . ., wenn ich vermöchte . . . wenn . . .

Sie wollte ſich überwinden, aber mit erſchütternder

Macht ſtürzten die Thränen aus ihren Augen, und ein heftiges, immer wieder hervorbrechendes Schluchzen erfüllte das Zimmer. Mein Herz wollte ſpringen ... Ich war ganz beſtürzt. Nur zweimal hatte ich Suſanna geſehen; ich ahnte zwar, daß ihr kein leichtes Loos beſchieden ſei, aber ich hielt ſie für ein ſtolzes Mädchen, von feſtem Charakter. Und nun, ſo unerwartet, dieſe nicht zu bewältigenden, verzweifelten Thränen ... Ach, mein Gott! So weint man nur in der letzten Stunde.

Ich ſtand da, als wäre ich ſelbſt zum Tode verurtheilt.

— Entſchuldigen Sie mich, ſprach ſie endlich, nachdem ſie mehrmals ein Auge um das andere unwillig getrocknet hatte. — Es wird bald vorübergehen. Ich kam zu Ihnen... Sie ſchluchzte noch, aber ohne zu weinen. — Ich kam... Sie wiſſen es wohl, Alexander Dawidowitſch iſt verreiſt?

Durch dieſe Frage allein hatte Suſanna ein vollſtändiges Bekenntniß abgelegt; und der Blick, mit dem ſie mich dabei anſah, ſchien zu bitten: „Du haſt mich begriffen, Du wirſt Erbarmen mit mir haben, nicht wahr?“ Die Unglückliche! Es war ihr alſo nichts anderes übrig geblieben!

Ich wußte nicht, was ich ihr antworten ſollte ...

— Er iſt weggereiſt, weggereiſt ... er hat es alſo geglaubt! ſprach Suſanna vor ſich hin. — Er wollte nicht einmal mich befragen; er meinte, ich würde ihm nicht

die lautere Wahrheit ſagen, das konnte er von mir glauben? Habe ich ihn denn jemals hintergangen!

Sie biß ſich auf die Unterlippe, neigte ſich etwas vor, und begann die Eisblumen an den Scheiben mit ihrem Nagel zu kratzen. Ich trat in's Vorzimmer, ſchickte meinen Diener weg und kehrte ſogleich wieder in das Zimmer zurück, wo ich ein zweites Licht anzündete. Warum ich das Alles eigentlich that, wußte ich ſelbſt nicht . . . Ich war ſo ſehr verwirrt.

Suſanna ſaß noch immer auf dem Fenſterbrett, und jetzt erſt bemerkte ich, wie leicht ſie gekleidet war: ein enges graues Kleid mit weißen Knöpfen und ein breiter lederner Gürtel — das war alles. Ich näherte mich ihr, aber ſie beachtete es nicht.

— Er hat es geglaubt, geglaubt, flüſterte ſie und wiegte ſich dabei leiſe von einer Seite zur andern. — Er hat nicht geſchwankt, er hat gegen mich dieſen letzten, . . . ja letzten Streich geführt! — Plötzlich wandte ſie ſich ganz zu mir hin. — Kennen Sie ſeine Adreſſe?

— Ja, Suſanna Iwanowna, ich kenne ſie . . . ich habe ſie von der Dienerſchaft . . . in ſeinem Hauſe erfahren. Er ſelbſt hatte mir nichts von ſeiner Abſicht geſagt. Ich hatte ihn zwei bis drei Tage lang nicht geſehen, und als ich ihn beſuchen wollte, hörte ich, er habe Moskau bereits verlaſſen.

— Sie kennen ſeine Adreſſe? wiederholte ſie. — Nun,

ſo ſchreiben Sie ihm, daß er mich getödtet hat. Ich weiß, daß Sie ein braver junger Mann ſind. Mit Ihnen wird er gewiß nicht über mich geſprochen haben, aber mir hat er von Ihnen erzählt. Schreiben Sie ihm ... ach, ſchreiben Sie ihm, daß er ſchleunigſt zurückkehre, wenn er mich lebend antreffen will ... Doch nein! Er wird mich doch nicht mehr finden!

Suſanna's Stimme wurde mit jedem Worte ruhiger, ja, ſie ſelbſt wurde es. Aber dieſe Ruhe ſchien mir furchtbarer als das Schluchzen von vorhin.

— Er hat ihm geglaubt ... ſagte ſie noch einmal und ſtützte ihr Kinn in die gefalteten Hände.

Ein plötzlicher Windſtoß trieb pfeifend den Schnee gegen das Fenſter und machte es erdröhnen; ein kalter Luftzug fuhr durch das Zimmer ... die Flamme der Lichter flackerte ... Suſanna erbebte.

Ich bat ſie noch einmal, ſich auf den Divan zu ſetzen.

— Nein, nein, laſſen Sie, ſagte ſie — ich ſitze hier gut. Bitte, laſſen Sie. — Sie drückte ſich an die kalten Scheiben, als hätte ſie in der Vertiefung des Fenſters ein ſchützendes Neſt für ſich aufgefunden. — Bitte ...

— Aber Sie zittern ja, Sie ſind erſtarrt, rief ich — Sehen Sie, Ihre Stiefelchen ſind durchnäßt.

— Laſſen Sie ... bitte ... flüſterte ſie und ſchloß die Augen.

Mich überkam eine namenloſe Angſt.

— Suſanna Iwanowna! ſchrie ich faſt auf: — kommen Sie zu ſich, ich bitte Sie! Was geht mit Ihnen vor? Wozu dieſe Verzweiflung? Sie werden ſehen, es wird ſich Alles aufklären, irgend ein Mißverſtändniß ... ein unvorhergeſehener Zufall ... Sie werden ſehen, er kehrt ſehr bald zurück. Ich werde ihn benachrichtigen, noch heute ſchreibe ich ihm ... Aber Ihre Worte werde ich ihm nicht wiederholen ... Wie könnte ich das!

— Er wird mich nicht mehr finden, ſagte Suſanna mit derſelben leiſen Stimme. — Würde ich hierher gekommen ſein, zu Ihnen, einem ganz Fremden, wenn ich nicht wüßte, daß ich nicht am Leben bleibe? Ach, meine letzte Hoffnung iſt unwiederbringlich dahin! Ich möchte nicht ſo ſterben, ſo vereinſamt, ſo lautlos, ohne auch nur Einem zu ſagen: „Ich habe Alles verloren ... Sieh, ich ſterbe!“

Sie zog ſich wieder in ihr kühles Neſt zurück ... Mein Leben lang werde ich dieſen Kopf nicht vergeſſen, dieſe unbeweglichen Augen mit ihrem tiefen, verloſchenen Blick, dieſe wirren dunklen Haare, die von dem weißlichen Hintergrunde des Fenſters ſich ſo grell abhoben, ja ſogar dieſes enge graue Kleid, unter deſſen Falten noch ſo viel junges, heißes Leben pulſirte!

Ich ſchlug unwillkürlich die Hände zuſammen.

— Sie ... Sie ſprechen von Sterben, Suſanna Iwanowna! Sie gehören dem Leben ... Sie müſſen leben!

Sie sah mich an . . . Sie verwunderte sich gleichsam über meine Worte.

— Ach, Sie wissen nicht, hob sie an und ließ ihre beiden Arme langsam sinken. — Ich kann nicht leben. Zu viel habe ich erdulden müssen, gar zu viel! Ich ertrug . . . ich hoffte . . . aber jetzt . . . wo auch dieses dahinsinkt . . . wo . . .

Sie hob ihre Augen zur Decke und wurde nachdenklich. Der schmerzliche Zug, den ich schon einmal um ihre Lippen hatte spielen sehen, trat jetzt noch viel deutlicher hervor und überzog das ganze Gesicht, als ob eine unerbittliche Macht ihm denselben als Stempel einer verlorenen Existenz aufgeprägt hätte.

Sie schwieg noch immer.

— Susanna Iwanowna, sagte ich endlich, um dieses unheimliche Schweigen zu brechen, — er wird zurückkehren, ich versichere Sie!

Susanna blickte mich von Neuem an.

— Was sagten Sie? fragte sie mit augenscheinlicher Anstrengung.

— Er wird wiederkehren, Susanna Iwanowna. Alexander kommt bald zurück!

— Er wird wiederkehren? wiederholte sie. — Aber wenn er auch wiederkehren sollte, diese Erniedrigung, dieses Mißtrauen kann ich ihm nicht vergeben . . .

Sie faßte sich an den Kopf.

— Ach, mein Gott, mein Gott! Was rede ich! Und warum bin ich hier? Was war es? ... Warum wollte ich bitten? ... und wen? Ach, ich verliere den Verſtand!

Ihre Augen wurden ſtarr.

— Sie wollten mich bitten, daß ich an Alexander ſchreibe, beeilte ich mich zu ſagen.

Sie fuhr auf.

— Ja, ſchreiben Sie ... ſchreiben Sie, was Sie wollen ... Aber dies da ... Sie fuhr eilig mit der Hand in die Taſche und holte ein kleines Heft hervor. — Dies habe ich eigentlich für ihn geſchrieben ... vor ſeiner Flucht ... Aber er hat ja geglaubt ... hat Jenem geglaubt!

Ich begriff, daß von Victor die Rede war, Suſanna wollte ihn nicht nennen, ſeinen verhaßten Namen nicht ausſprechen.

— Erlauben Sie jedoch, Suſanna Iwanowna, begann ich von Neuem, — woher ſetzen Sie denn voraus, daß Alexander Dawidowitſch mit Jenem ... ein Geſpräch gehabt hat?

— Woher ich das vorausſetze? Nun, Jener iſt ſelbſt zu mir gekommen und hat mir Alles erzählt und hat geprahlt ... und dabei ebenſo gelacht wie ſein Vater! Da, nehmen Sie, fuhr ſie fort und ſchob mir das Heft in die Hand, — leſen Sie, ſchicken Sie es ihm, verbrennen Sie's, werfen Sie es weg, machen Sie damit, was Sie wollen ... Man kann aber doch nicht ſo dahin ſterben, ohne daß

auch nur Einer wüßte . . . Aber jetzt iſt es Zeit . . . ich muß aufbrechen!

Sie erhob ſich vom Fenſterbrett . . . Ich trat ihr in den Weg.

Wohin, Suſanna Iwanowna, wie iſt es möglich! Hören Sie doch, wie der Sturm heult! Und Sie ſind ſo leicht gekleidet . . . Auch iſt der Weg bis nach Hauſe recht weit. Erlauben Sie wenigſtens, daß ich nach einem Miethwagen ſchicke oder Ihnen einen Schlitten beſorgen laſſe . . .

— Iſt nicht nöthig, ich brauche gar nichts, antwortete ſie, und mir hartnäckig ausweichend, griff ſie nach Mantel und Shawl. — Um's Himmels Willen, halten Sie mich nicht auf! oder . . . ich ſtehe für nichts! Ich fühle, daß mein Kopf ſchwindelt. Ein Abgrund, ein dunkler Abgrund gähnt vor meinen Füßen . . . Kommen Sie mir nicht nahe! Berühren Sie mich nicht! — Mit fieberhafter Eile legte ſie den Mantel um und ergriff den Shawl . . . Leben Sie wohl . . . Leben Sie wohl . . . Oh, mein armes, armes Volk, du Volk raſtloſer Pilgrimme, auf dir ruht ein Fluch! Aber mich hat ja Niemand geliebt, warum ſollte denn er . . . Plötzlich verſtummte ſie. — Nein doch, Einer hat mich geliebt, begann ſie wieder und rang die Hände, — aber überall lauert der Tod, der unvermeidliche Tod! Jetzt trifft mich die Reihe . . . Folgen Sie mir nicht, ſchrie ſie gellend auf, — Folgen Sie mir nicht! Nicht!

Ich war wie erstarrt; sie aber flog zum Zimmer hinaus, und einen Augenblick später hörte ich, wie die schwere Hausthür dröhnend in's Schloß fiel, und wiederum erzitterten die Fensterrahmen unter dem Drucke des Schneegestöbers.

Nur langsam kam ich wieder zur Besinnung. Damals hatte das Leben für mich kaum begonnen; weder Leidenschaft noch tiefe Trauer hatte ich selbst erlebt und selten nur erfahren, wie diese mächtigen Gefühle bei Anderen sich äußern . . . Hier zeigten sich mir Trauer und Leidenschaft in ihrer ganzen Größe, und ich ward mächtig davon ergriffen. Hätte ich nicht das Heft in der Hand gehalten, ich hätte geglaubt, nur geträumt zu haben, — so seltsam war Alles gewesen, so plötzlich, wie ein Gewitterschauer, gekommen und verschwunden. Bis Mitternacht las ich in dem Hefte; es bestand aus mehreren Blättern Postpapier, die von allen Seiten, fast ohne Correctur, mit großen, aber unregelmäßigen Zügen beschrieben waren. Da war keine gerade Zeile; eine jede schien das Beben der Hand zu verrathen. Der Inhalt des Heftes (ich habe es sorgfältig aufbewahrt) war folgender:

XVII.

Meine Geschichte.

„Ich werde bald acht und zwanzig Jahre. Meine ersten Erinnerungen führen mich in das Tambowsche Gouvernement auf das Gut des reichen Edelmanns Iwan

Matweitsch Koltowskói, wo ich in einem hölzernen Hause, in einem kleinen Zimmer des ersten Stocks, wohne. Mit mir zusammen lebt meine Mutter, eine Jüdin, die Tochter eines aus der Fremde nach Rußland berufenen, nun schon verstorbenen Malers. Sie war eine ungemein schöne, aber kränkliche Frau, deren farblose Blässe an Wachs erinnerte; ihr Blick war so überaus wehmüthig, daß ich zuweilen, wenn sie mich längere Zeit ansah, von diesem traurigen, ach, so traurigen Blick, den ich auch ohne sie anzusehen empfand, zu Thränen gerührt wurde und ihr in die Arme fiel. Es kommen Lehrer zu mir, ich erhalte Unterricht in der Musik und werde Fräulein genannt. Meine Mutter und ich, wir speisen bei dem Gutsherrn. Herr Koltowskói ist ein hochgewachsener, ansehnlicher Greis von imponirender Haltung; er duftet immer nach Ambra. Ich habe eine tödtliche Angst vor ihm, obschon er mich Suzon nennt und mir seine harte, muskulöse, stets mit einer Spitzenmanchette halb bedeckte Hand zum Kusse reicht. Gegen meine Mutter ist er gesucht-höflich, unterhält sich aber nur wenig mit ihr; er pflegt nur ein paar wohlwollende Worte an sie zu richten, auf die sie eilig antwortet, — und dann verstummt er, schaut sich mit Grandezza um und nimmt bedächtig und mit Anstand eine Prise spanischen Taback aus der goldenen Tabatière, die mit dem Namenszuge der Kaiserin Katharina geschmückt ist.

„Mein neuntes Lebensjahr bleibt mir unvergeßlich . . .

damals erfuhr ich durch die aufwartenden Dienſtmädchen, daß Iwan Matweitſch Koltowskói mein Vater ſei, und um dieſelbe Zeit mußte meine Mutter auf ſeinen Befehl den Herrn Ratſch heirathen, der die Stelle eines Verwalters bei ihm bekleidete. Ich konnte gar nicht begreifen, wie das möglich ſei, ich verlor mich in ein Labyrinth von Gedanken; ich wäre faſt daran erkrankt, ſo arbeitete mein armes Gehirn, und doch fand mein Verſtand keinen Ausweg. „Iſt es denn wahr, Mutter", fragte ich ſie, — iſt dieſer wohlriechende Popanz (ſo nannte ich Iwan Matweitſch) mein Vater?" Meine Mutter erſchrak heftig und hielt mir den Mund zu . . . „Sprich niemals davon, gegen Niemand, hörſt du, Suſanna? — kein Wort darüber!" . . . wiederholte ſie mit bebender Stimme, und drückte meinen Kopf feſt an ihre pochende Bruſt . . . Und wirklich habe ich mit Niemand hierüber geſprochen . . . Dieſer Befehl meiner Mutter war mir ganz verſtändlich . . . Ich begriff es wohl, daß ich ſchweigen müſſe, daß meine Mutter mich um Verzeihung bitte!

„Mit dieſem Zeitpunkt begann auch mein Unglück. Herr Ratſch liebte meine Mutter nicht und wurde auch von ihr nicht geliebt. Er heirathete ſie nur um der Mitgift willen und ſie ihn, weil ſie ſich fügen mußte. Wahrſcheinlich meinte Herr Koltowskói, daß auf dieſe Weiſe Alles ins beſte Geleiſe gebracht ſei — „la position etait régularisée." Ich erinnere mich, wie am Tage vor der

Hochzeit meine Mutter und ich, feſt umſchlungen, faſt den ganzen Morgen über geweint hatten — bitterlich und ſchweigend. Daß ſie ſchwieg, war nicht zu verwundern . . . Was konnte ſie mir ſagen? Aber auch ich fragte nicht; — dies beweiſ't eben, daß unglückliche Kinder früher reifen, als glückliche . . . zu ihrem eigenen Schaden.

Herr Koltowskói beſchäftigte ſich fortwährend mit meiner Ausbildung, ja, er ſuchte mich ſeiner Perſon näher zu bringen. Er unterhielt ſich nicht mit mir . . . aber des Morgens und Abends pflegte er mit zwei Fingern die Tabackskörner von ſeinem Jabot abzuſchütteln und dann mit denſelben eiskalten Fingern mich in die Wange zu kneifen. Er reichte mir zuweilen Confitüren von dunkler Farbe, die gleichfalls nach Ambra dufteten; ich konnte mich nicht überwinden, ſie zu eſſen. Mit meinem zwölften Jahre wurde ich zu ſeiner Vorleſerin, „sa petite lectrice“, gemacht. Ich mußte ihm franzöſiſche Werke des vergangenen Jahrhunderts, die Memoiren von Saint-Simon, Mably, Raynal und Helvetius, Briefe von Voltaire, den Encyclopädiſten u. ſ. w. vorleſen, ohne auch nur das Mindeſte zu begreifen, ſogar auch dann nicht, wenn er ſchmunzelnd und die Augenlider zuſammendrückend, mir anempfahl: „de relire ce dernier paragraphe, qui est bien remarquable!“ Iwan Matweitſch war durch und durch Franzoſe. Er hatte in Paris vor der Revolution gelebt, erinnerte ſich Maria-Antoinettens, hatte von ihr einmal eine Einladung nach Trianon erhalten;

hatte auch Mirabeau geſehen, der, nach ſeiner Erzählung, übermäßig große Knöpfe trug, „étagéré en tout!“ und überhaupt ein Mann von ſchlechtem Ton war, „en dépit de sa naissance!“ Doch pflegte Iwan Matweitſch nur ſelten von dieſer Zeit zu erzählen; aber ein paar Mal im Jahre trug er mit ſeiner langſamen, näſelnden Stimme das improviſirte Gedicht vor, welches er einſtmal in einer Abendgeſellſchaft der Herzogin Polignac geſagt hatte, indem er ſich zu dem verwachſenen greiſen Emigranten wandte, der bei ihm Koſt und Wohnung genoß und von ihm, wer weiß warum, „Mr. le Commandeur“ genannt wurde. Ich erinnere mich nur der erſten beiden Zeilen dieſes Gedichts (es handelte ſich um einen Vergleich der Ruſſen mit den Franzoſen):

„L'aigle se plait aux régions austères
„Où le ramier ne saurait habiter“ ....

— „Digne de monsieur de Saint-Aulaire! verfehlte niemals Mr. le Commandeur auszurufen.

„Bis zu ſeinem Tode behielt Iwan Matweitſch etwas Jugendliches in ſeinem Ausſehen: ſeine Wangen waren geröthet, ſeine Zähne weiß, die Augenbrauen buſchig und unbeweglich; ſeine leuchtenden ſchwarzen Augen waren angenehm und ausdrucksvoll und glänzten wie Achat. Er war nicht launiſch und ging mit Allen, ſogar mit der Dienerſchaft, höflich um. Und doch, mein Gott! wie peinlich war es mir, um ihn zu ſein, wie freute ich mich,

wenn ich ihn verlassen durfte, und was für unheimliche Gedanken stiegen in mir auf, wenn ich mich in seiner Nähe befand! Ach, und doch war ich an ihnen unschuldig... Nicht ich bin Schuld an dem, was man aus mir gemacht hat . . .

„Nach seiner Hochzeit wurde dem Herrn Ratsch ein kleines Nebengebäude in der Nähe des herrschaftlichen Hauses angewiesen. Da lebte ich mit meiner Mutter. Auch da befand ich mich nicht wohl. Sie kam mit einem Sohne nieder, demselben Victor, den ich wohl als meinen Feind anzusehen und zu bezeichnen berechtigt bin. Die ohnehin schwache Gesundheit meiner Mutter blieb nach Victors Geburt für immer geknickt. Damals hielt Herr Ratsch es nicht für nöthig, die Heiterkeit zur Schau zu tragen, die er neuerdings sich angewöhnt hat; er blickte beständig finster und bemühte sich, den Ruf eines Geschäftsmannes zu verdienen. Sein Benehmen gegen mich war grob und hart. Ich war froh, wenn ich Iwan Matweitsch verlassen durfte, aber auch die eigene Wohnung verließ ich gern... Oh, meine traurige Jugendzeit! Ohne Unterlaß von einem Ufer zum andern gefahren, und doch mochte ich weder an dem einen noch an dem andern landen! Es kam wohl vor, daß ich im Winter durch tiefen Schnee in einem leichten Kleide über den Hof lief, um im Herrenhause Iwan Matweitsch vorzulesen, und mich darüber geradezu freute. Wenn ich aber die großen einsamen

Zimmer betrat, und meine Blicke auf die mit Seidenstoff überzogenen Möbel fielen, auf den freundlichen und doch herzlosen Greis im seidenen Hausrock, mit dem weißen Jabot und der weißen Halsbinde, mit seinen Manschetten, die bis zu den Fingern herabreichten, und dem Soupçon von Puder (wie sein Kammerdiener sich ausdrückte) auf dem nach hinten gekämmten Haar, wenn der eigenthümliche Geruch, der mächtige Ambraduft, mir den Athem fast benahm, dann entsank mir aller Muth. Iwan Matweitsch saß gewöhnlich in einem großen, bequemen Lehnstuhl, über dem an der Wand das Bild einer jungen, hübschen Frau mit heiterem Blick und anmuthigem Gesichtsausdruck, in jüdischem, reich mit Edelsteinen und Perlen geschmücktem Kostüm, aufgehängt war ... Oft betrachtete ich dies Gemälde, und erst später erfuhr ich, daß es das Portrait meiner Mutter und von ihrem Vater auf Bestellung des Iwan Matweitsch gemalt worden sei. Wie hatte sie sich seit jener Zeit verändert! Er hatte es verstanden, sie zu knicken, zu vernichten! „Und sie hat ihn geliebt! diesen Greis geliebt!“ träumte ich denn? „Wie ist das möglich, ihn zu lieben?“ Und doch, wenn mir manche Blicke meiner Mutter einfielen, manches abgebrochene Wort, manche unwillkürliche Bewegung ... dann mußte ich mir, freilich mit Grausen, eingestehen: „ja, sie hat ihn geliebt!“ Behüte Gott jeden vor solchen Empfindungen!

„Jeden Tag mußte ich Iwan Matweitsch vorlesen, —

zuweilen drei, vier Stunden hinter einander. So viel und so laut zu leſen ſchadete meiner Geſundheit. Der Hausarzt fürchtete für meine Bruſt und ſprach einmal ſeine Beſorgniſſe gegen Iwan Matweitſch aus. Dieſer lächelte aber nur — (das heißt, er lächelte niemals, ſondern ſpitzte nur ſeine Lippen auf eine beſondere Art und ſchob ſie dabei vor) und erwiderte: „Vous ne savez pas ce qu'il y a de ressources dans cette jeunesse.“ Der Arzt erdreiſtete ſich zu bemerken: „In früheren Jahren hat aber doch Mr. le Commandeur ...“ Iwan Matweitſch lächelte wieder und unterbrach ihn: „Le Commandeur n'a plus de dents et il crache à chaque mot. J'aime les voix jeunes.“

Und ich fuhr fort vorzuleſen, obſchon ich Morgens und Nachts ſtark huſtete ...

Iwan Matweitſch ließ mich ihm viel auf dem Klavier vorſpielen; die Muſik wirkte einſchläfernd auf ſeine Nerven. Er ſchloß ſogleich die Augen, ſein Kopf ſenkte ſich allmälig, und nur zuweilen ſprach er: C'est du Steibelt, n'est-ce-pas? Jouez moi du Steibelt! Iwan Matweitſch hielt Steibelt für ein großes Genie, das in ſich „la grossière lourdeur des allemands“ zu überwinden verſtanden hatte, und warf ihm nur eins vor: trop de fougue! trop d'imagination! ... Wenn Iwan Matweitſch bemerkte, daß ich vom Klavierſpielen müde wurde, ſo bot

er mir „du Cachou de Bologne“ an. So verging ein Tag nach dem andern . . .

„Da betraf mich in einer Nacht — ich werde ſie nie vergeſſen, dieſe Nacht, — ein großes Unglück. Meine Mutter ſtarb ganz plötzlich, als ich eben mein fünfzehntes Jahr erreicht hatte. Wie ſchwer laſtete auf mir dieſes Unglück, das wie mit Sturmes Eile über mich hereingebrochen war! Unſere Beziehungen waren ganz eigenthümlicher Art geweſen, — leidenſchaftlich liebten wir uns . . . leidenſchaftlich und hoffnungslos: wir trugen unſer gemeinſames Geheimniß, es gleichſam vor einander verbergend, und beobachteten darüber beharrlich ein tiefes Schweigen, obſchon jede von uns wußte, Alles wußte, was in dem Herzen der anderen vorging! Meine Mutter ſprach nicht über ihre Vergangenheit, nicht einmal über die früheſte, und beklagte ſich gegen mich niemals in Worten, obſchon ihr ganzes Weſen eine ſtumme Klage war! Wir vermieden ſogar jedes auch nur halbwegs ernſte Geſpräch. Ach, ich hoffte immer, es werde endlich einmal die Stunde ſchlagen, wo ſie ſich gegen mich ausſprechen werde, wo auch ich ihr mein Herz aufſchließen dürfe, — hoffte ich doch Erleichterung von dieſer Stunde, Erleichterung für uns beide . . . Doch die Sorgen des täglichen Lebens, der unſchlüſſige und ſchüchterne Charakter meiner Mutter, oder die Anweſenheit des Herrn Ratſch, hauptſächlich aber die beſtändige Frage „Wozu?“ und das unaufhaltſame, un-

bewußte Dahingleiten der Zeit und des Lebens . . . das hielt uns wie im Zauberbanne. Mit einem Wetterſchlage endete Alles, und nicht nur jene Worte, die unſer Herzensgeheimniß aufgehellt hätten, nicht einmal die gewöhnlichen Abſchiedsworte, welche dem Tode voranzugehen pflegen, bekam ich von meiner Mutter zu hören! Nur der trockene Ausruf des Herrn Ratſch iſt mir im Gedächtniß geblieben: „Suſanna Iwanowna, begeben Sie ſich zu Ihrer Frau Mutter, ſie will Sie ſegnen", und darauf eine bleiche Hand, die unter einer ſchweren Decke hervorgeſtreckt wird, ein röchelndes Athemholen, halbgebrochene Augen . . . o, genug, genug!

„Mit welchem Abſcheu, welchem Unwillen, mit welcher wehmüthigen Wißbegierde blickte ich am folgenden Tage und dann am Tage der Beerdigung auf das Geſicht meines Vaters . . . immerhin meines Vaters! Im Schreibtiſch der Verſtorbenen hatte ich ſeine Briefe gefunden. Es kam mir vor, als ſei er etwas blaſſer, als gewöhnlich, etwas düſterer . . . doch nein! es war mir eben nur ſo vorgekommen. In dieſem ſteinernen Herzen hatte ſich nichts geregt. Ganz ſo wie immer rief er mich nach acht Tagen in ſein Kabinet; mit derſelben Stimme erſuchte er mich, ihm vorzuleſen: „Si vous le voulez bien, les observations sur l'histoire de France de Mably, à la page 74 . . . là, où nous avons été interrompus." Ja, ſogar das Portrait meiner Mutter hatte er nicht entfernt! Zwar

rief er mich, bevor er mich entließ, zu ſich heran, reichte mir die Hand ein zweites Mal zum Kuß und ſagte: Suzanne, la mort de votre mère vous a privée de votre appui naturel, mais vous pourrez toujours compter sur ma protection", aber ſogleich ſchob er mich mit der andern Hand leicht von ſich, und fügte mit dem ihm geläufigen Zuſpitzen der Lippen hinzu: „Allez, mon enfant." Ich hätte aufſchreien mögen: „du biſt ja mein Vater!" aber ich ſagte doch nichts, und entfernte mich. —

„Früh Morgens am anderen Tage ging ich auf den Kirchhof. Der Mai prangte damals in voller Pracht ſeiner Blumen und in der Fülle von Grün. Lange ſaß ich auf dem friſchen Grabe; ich weinte nicht, ich grämte mich nicht; nur eins ſchwirrte mir unabläſſig durch den Kopf: „Haſt du gehört, Mutter? er will auch mir ſeine Protection erweiſen!" Und ich meinte, meine Mutter könne mir das höhniſche Lächeln nicht verargen, das unwillkürlich meine Lippen umſpielte.

„Zuweilen frage ich mich ſelbſt: was war es, was mich trieb, ſo beharrlich . . . nicht etwa ein Bekenntniß, o nein, nur ein warmes väterliches Wort von Iwan Matweitſch zu wünſchen, zu erſehnen? Wußte ich etwa nicht, was an ihm war, und wie wenig er der Vorſtellung von einem Vater, wie ſie in meiner Phantaſie lebte, zu entſprechen vermochte? Aber ich war ſo allein, ſo vereinſamt auf Erden! Und dazu kam die Frage, die mich unabläſſig

verfolgte: „Sie hat ihn doch geliebt? es muß doch Etwas dageweſen ſein, was ſie an ihm hat lieben können!“

„Wieder waren drei Jahre vergangen. In unſerem einförmigen, abgemeſſenen Leben hatte ſich nichts geändert. Victor wuchs heran. Ich war acht Jahre älter als er und hätte mich gern mit ihm abgegeben; aber Herr Ratſch ließ das nicht zu. Er hatte ihn einer Wärterin übergeben und ihr ſtreng anbefohlen, den Knaben „nicht zu verwöhnen“, was ſo viel ſagen ſollte, als den Knaben von mir fern zu halten; und Victor ſelbſt hatte eine Scheu vor mir. Einmal kam Ratſch zu mir auf's Zimmer, verſtimmt, aufgeregt und zornig. Schon Tags zuvor war mir über meinen Stiefvater Schlimmes zu Ohren gekommen; die Diener munkelten, er ſei der Unterſchlagung einer bedeutenden Summe, der Gelderpreſſung von einem Kaufmanne, überführt worden.

„— Sie können mir einen Gefallen thun, begann er, ungeduldig auf dem Tiſch trommelnd, — gehen Sie zu Iwan Matweitſch und bitten Sie für mich.

„— Für Sie bitten? Warum nicht gar! Und was denn bitten?

„— Legen Sie für mich Fürbitte ein . . . Ich bin ja doch kein Fremder, Ihnen gegenüber. Man beſchuldigt mich . . . Kurz, ich kann um's Brod kommen, und Sie mit mir.

„— Aber wie soll ich dazu kommen, zu ihm zu gehen? Wie darf ich ihn belästigen?

„— Und warum denn nicht! Sie haben ja ein Recht, ihn zu belästigen!

„— Was für ein Recht, Iwan Demjanitsch?

„— Warum stellen Sie sich an . . . Ihnen darf er aus vielen Gründen nichts abschlagen. Verstehen Sie mich wirklich nicht?

„Er sah mir dabei frech in die Augen und ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen stieg. Gleichzeitig erwachten Haß und Verachtung in meiner Brust, sie überflutheten, sie überwältigten mich.

„— Ja, ich verstehe Sie, Iwan Demjanitsch, antwortete ich ihm nach einigem Zögern, und meine Stimme klang mir selbst ganz fremd; — ich werde nicht zu Iwan Matweitsch gehen, werde nicht bei ihm Fürbitte für Sie einlegen. Um's Brod kommen? So sei es denn ohne Brod!

„Ratsch erbebte, preßte die Zähne zusammen und ballte die Faust.

„— Warte nur, Du Prinzessin von Golconda, knirschte er mit heiserer Stimme. — Das werde ich Dir gedenken!

„Noch an demselben Tage ließ Iwan Matweitsch ihn zu sich rufen, drohte ihm mit seinem spanischen Rohr, jenem Rohr, das er einst von de Larochefaucauld gegen ein anderes eingetauscht hatte, und schrie ihn an: „Sie sind

ein Schuft, Sie wollen sich mit ungerechtem Mammon bereichern! Ich werde Sie an den Pranger stellen!*)" (Iwan Matweitsch sprach seine Muttersprache nur sehr unvollkommen und verachtete das Russische, ce jargon vulgaire et rude. Jemand hatte einmal in seiner Gegenwart gesagt: „das ist selbstverständlich"; Iwan Matweisch wurde darüber ungehalten und führte später diese Redensart als ein Beispiel an, wie ungelenk und sinnentstellend die russische Sprache sei. „Was heißt das: selbstverständlich?" fragte er russisch und betonte dabei jede Silbe. Warum nicht einfach sagen: das ist verständlich, was soll hier das „selbst"?!)

„Iwan Matweitsch ließ es bei der Drohung bewenden; er entfernte Herrn Ratsch nicht, er nahm ihm nicht einmal sein Amt. Aber mein Stiefvater hielt sein Wort: er hat mir diesen Auftritt nie verziehen.

„In Iwan Matweitsch ging eine Veränderung vor. Er begann sich zu langweilen, verdrießlich zu werden, seine Gesundheit wankte. Sein rosiges, frisches Gesicht wurde gelb und runzlich, einer der Vorderzähne war ihm ausgefallen. Er hörte gänzlich auf, auszufahren und machte auch den Courtagen mit obligater Bewirthung, die er für

---

*) Im Original sind diese Worte des Iwan Matweitsch in veraltete und steife Redewendungen gekleidet.

Der Uebersetzer.

eine Bauern, jedoch „sans le concours du clergé“, eingeführt hatte, ein Ende. An ſolchen Empfangstagen pflegte Iwan Matweitſch mit einer Roſe im Knopfloche zu ſeinen leibeigenen Bauern im großen Saal oder auf den Balkon hinauszutreten, einen ſilbernen Becher mit Branntwein an die Lippen zu führen und ihnen eine feierliche Anrede im Geſchmack der folgenden zu halten: „Ihr ſeid mit meinen Verfügungen zufrieden und ich bin es mit eurem Eifer; deß bin ich froh. Wir alle ſind Brüder; von Natur ſind wir gleich: ich trinke auf eure Geſundheit!“ Darauf grüßte er die Bauern und dieſe verneigten ſich vor ihm bis zum Gürtel; auf die Erde niederzufallen, war ſtreng verboten. Die obligate Bewirthung fand auch jetzt noch ſtatt, aber Iwan Matweitſch ließ ſich nicht mehr vor ſeinen Unterthanen ſehen. — Zuweilen unterbrach er die Lectüre mit dem Ausruf: „La machine se détraque! Cela se gate!“ Sogar ſeine Augen, dieſe klaren, wie Steine blitzenden Augen, verloren ihren Glanz und ſchienen kleiner zu werden; er ſchlummerte häufiger ein, als ehedem, und athmete im Schlafe ſo ſchwer. Sein Benehmen gegen mich blieb daſſelbe; es kam nur noch ein Zug ritterlicher Galanterie hinzu. Jedesmal erhob er ſich von ſeinem Lehnſtuhl, wenn auch mit ſichtlicher Anſtrengung, um mich zu begrüßen, und wenn ich weg ging, geleitete er mich bis an die Thür, ſtützte mich dabei unter dem Ellenbogen und erſetzte die frühere Anrede Suzon mit „ma chère

demoiselle“ oder mit „mon Antigone.“ Zwei Jahre nach dem Tode meiner Mutter war auch Mr. le Commandeur geſtorben; und ſein Tod hatte dem Anſcheine nach Iwan Matweitſch viel heftiger erſchüttert, als jener. Der Altersgenoſſe war entſchlafen und das war ihm nahe gegangen. Und doch hatte das Verdienſt des Commandeurs in der letzten Zeit einzig und allein darin beſtanden, daß er nicht müde wurde „bien joué, mal reussi!“ zu rufen, ſo oft Iwan Matweitſch im Billardſpiel mit Herrn Ratſch den Ball verfehlte. Oder wenn Iwan Matweitſch über Tiſch an ihn eine Frage richtete, wie etwa folgende: „N'est-ce pas, Mr. le Commandeur, c'est Montesquieu, qui a dit cela dans ses lettres Persannes?“ ſo antwortete jener tiefſinnig und verſchüttete wohl dabei einen Löffel Suppe auf ſeine Krauſe: Ah, monsieur de Montesquieu? Un grand écrivain, monsieur, un grand écrivain!“ Nur einmal, als Iwan Matweitſch ihm geſagt hatte: les théophilantropes ont eu pourtant du bon! erwiederte der Greis mit aufgeregter Stimme: „Monsieur de Kolontouskói (in fünf und zwanzig Jahren hatte er nicht gelernt, den Namen ſeines Patrons richtig auszuſprechen), Monsieur de Kolontouskói! leur fondateur, l'instigateur de cette secte, ce La Réveillère Lepeaux, était un bonnet rouge!“ — Non, non, entgegnete Iwan Matweitſch grinſend und ſpielte dabei mit einer Priſe Taback; — des fleurs, des jeunes vierges, le

culte de la nature ... ils ont eu du bon, ils ont eu du bon! ... Oft wunderte ich mich darüber, wie viel Iwan Matweitſch wußte und wie unfruchtbar für ihn ſelbſt doch dieſes Wiſſen geblieben war.

„Iwan Matweitſch verfiel ſichtbar, wollte ſich aber überwinden. Etwa drei Wochen vor ſeinem Tode hatte er gleich nach Tiſch einen heftigen Anfall von Schwindel. Er wurde nachdenklich, meinte, „c'est la fin“ und ſchrieb, nachdem er ſich erholt hatte, einen Brief nach Petersburg an ſeinen Bruder und einzigen Erben, mit dem er ſeit etwa zwanzig Jahren in gar keinem Verkehr geſtanden hatte. Auf die Nachricht von ſeinem Unwohlſein beſuchte ihn einer ſeiner Nachbarn, ein Deutſcher und Katholik, ehemals ein berühmter Arzt, der jetzt auf ſeine alten Tage ſich auf ſein Gütchen zurückgezogen hatte. Er beſuchte höchſt ſelten Iwan Matweitſch, wurde aber von dieſem jederzeit mit beſonderer Aufmerkſamkeit empfangen, denn der Hausherr achtete ihn. Ich glaube faſt, er war der Einzige, den Iwan Matweitſch überhaupt achtete. Der Nachbar empfahl ihm, nach dem Geiſtlichen zu ſchicken, allein Iwan Matweitſch erwiederte: „ces messieurs et moi, nous n'avons rien à nous dire“ und fing von etwas anderem zu ſprechen an; als aber der Nachbar weggefahren war, gab er dem Kammerdiener den gemeſſenen Befehl, Niemand mehr vorzulaſſen. Darauf ließ er mich rufen. Wie erſchrak ich, als ich ihn ſah: die Augen waren blau

unterlaufen, das Geſicht hatte ſich verlängert, der Unterkiefer hing ſchlaff herab, es lag etwas Unbewegliches und Hölzernes im Ausdruck. „Vous voilà grande, Suzon! hob er an, und konnte die Conſonanten nur mit ſichtlicher Anſtrengung ausſprechen; doch war er bemüht zu lächeln. (Ich war damals achtzehn Jahre alt) — vous allez peut-être bientot rester seule. Soyez toujours sage et vertueuse. C'est la dernière recommandation d'un... er hüſtelte ... d'un vieillard, qui vous veut du bien. Je vous ai recommandé à mon frère et je ne doute pas qu'il ne respecte mes volontés ... Er hüſtelte wieder und befühlte ſich beſorgt die Bruſt. „Du reste, j'espère encore pouvoir faire quelque chose pour vous... dans mon testament.“ Dieſe letzte Wendung verletzte mich wie ein Stich in's Herz. Das war doch ſchon gar zu verächtlich und kränkend! Iwan Matweitſch mochte den Ausdruck meines Geſichts auf Rechnung eines andern Gefühls — der Betrübniß oder der Dankbarkeit ſtellen, er klopfte mir auf die Schulter, als ob er mich tröſten wolle, und ſchob mich doch mit der andern Hand, nach ſeiner Gewohnheit, von ſich. „Voyons, mon enfant, du courage! Nous sommes tous mortels. Et puis, il n'y a pas encore de danger. Ce n'est qu'une précaution, que j'ai cru devoir prendre.. Allez! Wie damals, als er mich nach dem Tode meiner Mutter zu ſich rief, wollte ich auch jetzt aufſchreien: „Aber ich bin doch deine Tochter!

Deine Tochter!“ Aber, dachte ich, er wird aus dieſen Worten, aus dieſem Schrei des Herzens, nur den Wunſch heraushören, mein Anrecht geltend zu machen, Anſprüche auf ein Erbtheil, auf ſein Geld zu erheben ... Oh, um nichts in der Welt! Dieſem Menſchen, der in meinem Beiſein kein einziges Mal den Namen meiner Mutter genannt hat, in deſſen Augen ich ſo wenig gelte, daß er nicht einmal wiſſen will, ob ich meine Herkunft kenne, dieſem Menſchen gönne ich kein Wort. Vielleicht ahnte er das Alles, wußte es ſogar, wollte nur nicht peinliche Erörterungen herbeiführen und ſich einer guten Vorleſerin mit der jugendlichen Stimme berauben! Nein! kein Wort! Mag er eben ſo ſchuldig vor ſeiner Tochter daſtehen, wie vor ihrer Mutter, deren Unglück er verſchuldet hat! Mag er das doppelte „Schuldig“ mit in's Grab nehmen! Nein, ich ſchwöre es, er ſoll aus meinem Munde dieſes Wort nicht hören, das doch in jedem Ohr einen heiligen und ſüßen Nachklang hat! Ich werde ihn nicht mit „Vater“ anreden! Ihm nicht verzeihen, was er an meiner Mutter und an mir gethan! Er fragt nicht nach dieſer Vergebung, er hat kein Verlangen nach dieſer Anrede ... Es iſt unmöglich, daß er der Vergebung nicht bedürfen ſollte! Er ſoll ſie aber nicht haben! Nein!

„Gott weiß es, ob ich meinen Schwur gehalten hätte, ob mein Herz nicht doch weich geworden wäre, ob ich meine Schüchternheit, meine Scham, meinen Stolz nicht

doch noch überwunden haben würde ... aber mit Iwan Matweitſch ging es wie mit meiner Mutter. Auch ihn raffte der Tod plötzlich dahin, auch er ſtarb in der Nacht. Derſelbe Herr Ratſch weckte mich auf und führte mich in das Herrenhaus und in das Schlafgemach des Iwan Matweitſch ... Allein ich ſah nicht einmal mehr die letzten Regungen des ſchwindenden Lebens, die am Sterbebette meiner Mutter einen ſo unverlöſchlichen Eindruck auf mich gemacht hatten. Auf den mit Spitzen verbrämten Kiſſen ruhte nur noch ein vertrockneter, dunkelfarbiger Körper mit ſpitziger Naſe und ſtruppigen, grauen Augenbrauen ... Ich ſchrie auf vor Schreck und Widerwillen und ſtürzte aus dem Zimmer; in der Thür begegneten mir bärtige Männer im Sonntagsſtaat mit rothen Gürteln, aber ich ſtürzte weiter, ich weiß nicht mehr wie ich hinaus kam.

„Später wurde erzählt, daß der Kammerdiener, als er durch ein heftiges Klingeln herbeigerufen, in's Schlafzimmer gekommen war, Iwan Matweitſch nicht mehr im Bette, ſondern ein paar Schritte daneben, auf der Diele kauernd fand und ihn noch zweimal ausrufen hörte: „Profit Mütterchen, da haſt du deinen St. Georgstag!“ *)

*) Eine volksthümliche, ſtets ironiſch gebrauchte Redensart aus dem 16. Jahrhundert, welche die damals eben erſt leibeigen gewordenen Bauern gemahnte, daß ihre frühere Freizügigkeit, die an den St. Georgstag (23. April) geknüpft geweſen war, aufgehört habe. Der Ueberſetzer.

Dies ſollen ſeine letzten Worte geweſen ſein. Aber ich kann es nicht glauben. Wie hätte er in dieſem Augenblick ruſſiſch ſprechen ſollen, und ſogar noch in dieſen Ausdrücken!

„Vierzehn Tage lang warteten wir auf die Ankunft des neuen Gutsbeſitzers, Sſemen Matweitſch Koltowskói. Er hatte die Weiſung geſchickt, nichts zu rühren, nichts zu verändern, bis er ſelbſt Alles in Augenſchein genommen haben werde. Alles wurde verwahrt, alle Thüren wurden verſchloſſen und verſiegelt. Die Leute auf dem Gute ließen die Köpfe hängen und waren voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Ich gewann plötzlich an Bedeutung und wurde zu einer der wichtigſten Perſonen, ja faſt zur Hauptperſon im Hauſe. Auch früher hatte man mich „Fräulein“ genannt, jetzt wurde dieſe Benennung in einem andern Sinne gebraucht, man legte auf ſie einen beſondern Nachdruck. Es begann nun ein Geflüſter: „Der alte Herr iſt zwar ſo plötzlich geſtorben, daß man nicht Zeit hatte, nach dem Geiſtlichen zu ſchicken, gebeichtet hat er ſchon lange nicht; aber man kann doch nicht wiſſen, ein Teſtament iſt bald niedergeſchrieben.“ Auch Herr Ratſch hielt es für angemeſſen, ſein Benehmen zu ändern. Er heuchelte zwar nicht Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, denn er wußte zu gut, daß er mich nicht täuſchen könne; aber ſein Geſicht trug den Stempel einer finſtern Ergebenheit, als wollte er ſagen: „Sieh nur, ich unterwerfe mich.“ Alle machten mir den Hof, Alle wollten es mir recht

machen ... ich wußte nicht, was anfangen, und wunderte mich nur, daß die Leute gar nicht einsahen, wie sie mich kränkten. Endlich langte Sſemen Matweitſch an.

Er war mindeſtens um zehn Jahre jünger als Iwan Matweitſch und hatte ſeinem Leben von jeher eine ganz andere Richtung gegeben. Er diente in Petersburg und bekleidete ein hohes Amt. Er war verheirathet geweſen, aber früh verwittwet, und hatte nur einen Sohn. Sſemen Matweitſch glich im Geſicht ſeinem älteren Bruder, doch war er von Statur kleiner und voller. Sein runder Kopf hatte eine Glatze, ſeine Augen waren ebenſo glänzend und ſchwarz, wie bei Iwan Matweitſch, nur hatten ſie einen feuchten Glanz; ſeine Lippen waren dick und roth. Im Gegenſatz zu ſeinem Bruder, den er auch nach dem Tode noch einen franzöſiſchen Philoſophen, ja zuweilen einen Sonderling nannte, ſprach Sſemen Matweitſch faſt nur ruſſiſch, und zwar laut und fließend; bei jeder Gelegenheit lachte er hell auf, wobei ſeine Augen ſich faſt ganz ſchloſſen und der Körper in eine unangenehme, convulſiviſche Bewegung gerieth, als ob er vor Bosheit ſich ſchüttele. Er nahm ſich der Geſchäfte energiſch an, unterſuchte Alles ſelbſt und verlangte von Jedem die eingehendſte Rechenſchaft. Gleich am Tage ſeiner Ankunft lud er den Prieſter mit dem ganzen Clerus ein, ordnete einen Hausgottesdienſt an und ließ Alles im Hauſe, ſogar die Bodenräume und die Keller mit Weihwaſſer beſprengen, um, wie er ſich ausdrückte,

„den Geiſt Voltaire's und des Jacobinismus gründlichſt zu bannen." Schon in den erſten Tagen verloren einige Günſtlinge des Iwan Matweitſch ihre Hausämter, einer wurde ſogar nach Sibirien verſchickt, andere hatten körperliche Züchtigungen hinzunehmen; ſelbſt der alte Kammerdiener — er war von Geburt ein Türke, ſprach franzöſiſch und war von dem verſtorbenen Feldmarſchall Kamenski dem Iwan Matweitſch geſchenkt worden — ſelbſt dieſer alte Kammerdiener erhielt zwar einen Freibrief, aber zugleich auch die Weiſung, in vierundzwanzig Stunden das Gebiet zu verlaſſen, „um den Andern kein ſchlechtes Beiſpiel zu geben." Sſemen Matweitſch zeigte ſich als ein ſtrenger Gebieter, und viele dachten mit Bedauern an den verſtorbenen Herrn. „Als noch unſer Väterchen, Iwan Matweitſch lebte", äußerte in meiner Gegenwart ein ganz alter Officiant, „da hatten wir nur eine Sorge, daß die Wäſche hübſch rein ſei, daß es in den Zimmern gut rieche und daß im Vorzimmer ja keine Stimme laut werde — das vor Allem! Im Uebrigen aber ließ er fünf gerade ſein! Nicht einmal einer Fliege iſt der Verſtorbene zu nahe getreten! Jetzt freilich iſt es anders geworden! Jetzt iſt es gerathener zu ſterben!" Ebenſo ſchnell änderte ſich auch meine Stellung, nämlich jene Stellung, in die ich für wenige Tage und wider meinen Willen gerathen war... Unter den Papieren des Iwan Matweitſch wurde kein Teſtament gefunden, auch keine Zeile, die zu meinen

Gunsten gesprochen hätte. Da wichen Alle vor mir zurück ... Ich spreche schon gar nicht von Herrn Ratsch, aber auch die Andern ärgerten sich über mich, und waren bemüht, mich ihren Aerger fühlen zu lassen, als ob ich Sie getäuscht hätte. An einem Sonntage, nach der Messe, welcher Sjemen Matweitsch stets im Altar*) beizuwohnen pflegte, ließ er mich zu sich rufen. Bis zu diesem Tage hatte ich ihn nur flüchtig gesehen und er schien mich gar nicht zu bemerken. Er empfing mich in seinem Kabinet. Er stand am Fenster im Uniformsfrack mit zwei Sternen. Ich blieb in der Nähe der Thür stehen und das Herz pochte mir vor Angst und vor einem andern, noch namenlosen Gefühl, das aber bereits anfing, mich zu drücken. „Ich wünschte Sie zu sehen, junges Mädchen", sprach Sjemen Matweitsch, indem er mir anfänglich auf die Füße sah und dann plötzlich in's Gesicht — er versetzte mir mit diesem Blick gleichsam einen Stoß: — „ich wünschte Sie zu sehen, um Ihnen meine Entschließungen mitzutheilen

*) In den russischen Kirchen steht der Altar in einem von der übrigen Kirche durch eine Wand von heiligen Bildern (Ikonostas) abgesonderten Raum, der auch schlechtweg Altar genannt wird und hier gemeint ist. Dieser Raum ist den Priestern vorbehalten und den Frauen grundsätzlich unzugänglich; Männer haben Zutritt; Vornehme pflegen ihn dem Schiff der Kirche vorzuziehen.

Der Uebersetzer.

und Sie meiner Bereitwilligkeit, Ihnen nützlich zu ſein, zu verſichern.“ Er erhob ſeine Stimme. „Sie haben freilich keine rechtlichen Anſprüche, jedoch als . . . Vorleſerin meines Bruders können Sie jederzeit auf meine . . . Beachtung rechnen. Ich bin von Ihrer Beſonnenheit und von Ihren guten Grundſätzen überzeugt. Herr Ratſch, Ihr Stiefvater, hat von mir ſchon die nöthigen Inſtructionen empfangen. Zudem muß ich noch bemerken, daß Ihre glückliche Geſichtsbildung mir ein Unterpfand Ihrer noblen Geſinnung iſt.“ Sſemen Matweitſch verfiel plötzlich in ein gedämpftes Lachen, und ich . . . ich kann nicht ſagen, daß ich mich gekränkt gefühlt hätte . . . ich hatte nur ein herzliches Mitleid mit mir ſelbſt, nun erkannte ich erſt recht, daß ich eine Waiſe ſei. Sſemen Matweitſch näherte ſich mit kurzen feſten Schritten dem Tiſche, nahm aus dem Schubfach deſſelben ein Päckchen Banko-Aſſignationen und ſchob es mir in die Hand. „Etwas Nadelgeld von mir“, fügte er hinzu, „ich werde Sie auch in Zukunft nicht vergeſſen, liebe Kleine, für jetzt aber leben Sie wohl und ſeien Sie verſtändig.“ Mechaniſch nahm ich das Päckchen; was er mir auch gegeben hätte, ich hätte Alles genommen; in meinem Stübchen aber ſetzte ich mich auf mein Bett und weinte lange. Das Päckchen war mir entglitten und auf die Diele gefallen. Da fand es Herr Ratſch, fragte mich, was ich damit machen wolle, und nahm es an ſich.

„In seiner Stellung ging damals eine große Veränderung vor. Nach einigen Gesprächen mit Sjemen Matweitsch erlangte er dessen Gunst und wurde bald zum Ober-Verwalter gemacht. Aus jener Zeit stammt seine Heiterkeit, sein beständiges Lachen; anfänglich wollte er sich dem Geschmack seines Patrons anpassen ... später wurde eine Gewohnheit daraus. Zu derselben Zeit wurde aus ihm ein russischer Patriot. Sjemen Matweitsch hielt auf Nationalität, er nannte sich selbst einen ächten Russen, spottete über den deutschen Kleiderschnitt, den er nichts desto weniger beibehielt, und verschickte den Koch, für dessen Ausbildung Iwan Matweitsch viel Geld ausgegeben hatte, auf eines seiner entferntesten Güter, nur deßhalb, weil er eine russische Speise-Kaltschale aus Gänsehälsen — nicht schmackhaft zu bereiten verstand. Wenn er beim Gottesdienste im Altarraum stand, fiel er gelegentlich in den Gesang der Kirchensänger ein*), und wenn die jungen Mädchen des Dorfes zum Reigen zusammengerufen wurden, stimmte er auch ihren Rundgesang mit an, schlug mit dem Fuß den Takt und kniff sie wohl gar in die Wangen ... Jedoch weilte er nicht lange auf dem Gute; er kehrte nach Petersburg zurück und gab meinem Stiefvater eine fast unumschränkte Machtvollkommenheit.

*) In der russischen Kirche singt die Gemeinde nicht mit; nur Einzelne schließen sich dem Kirchengesange an.

Der Uebersetzer.

„Eine traurige Zeit begann für mich . . . meine einzige Zerſtreuung fand ich in der Muſik, und ihr gab ich mich ganz hin. Glücklicher Weiſe war Herr Ratſch ſehr beſchäftigt, doch gab er mir bei jeder Gelegenheit zu verſtehen, daß er mich haſſe und daß er verſprochenermaßen die verweigerte Fürbitte mir nachtrage. Er ließ mich ſeine Macht fühlen: ich mußte ihm ſeine langen und lügenhaften Berichte an Sſemen Matweitſch in's Reine ſchreiben und die zahlreichen Schreibfehler in denſelben verbeſſern; ich hatte unbedingt zu gehorchen und ich gehorchte. Er kündigte mir an, er wolle mich bändigen, mich windelweich machen. „Was ſind das für rebelliſche Blicke!“ ſchrie er mir zuweilen bei Tiſch zu, und ſchlug mit der Hand auf den Tiſch. „Sie denken wohl gar bei ſich, da ich ſchweigſam bin wie ein Schäfchen, ſo habe ich auch Recht . . . Aber nein, Sie ſollen ſich auch gegen mich wie ein frommes Schäfchen betragen!“ Meine Lage wurde immer widerwärtiger, unerträglicher ... Die Erbitterung ſtieg. Etwas Unheimliches begann immer häufiger mir das Herz zu drücken; ich hatte Nachts keinen Schlaf; ohne Licht anzuzünden, erhob ich mich und brütete, und in der Finſterniß, die mich von Außen umgab und in meinem Innern herrſchte, reifte ein furchtbarer Entſchluß. Die Ankunft des Sſemen Matweitſch gab meinen Gedanken eine andere Richtung.

„Niemand hatte ihn erwartet; denn es war bereits Spätherbſt; bald aber brachte man in Erfahrung, daß er

den Dienſt wegen Unannehmlichkeiten quittirt habe. Er hatte nämlich auf den Alexander-Newſky-Orden 1. Klaſſe gerechnet, und als Belohnung nur eine Tabatière erhalten. Unzufrieden mit der Regierung, welche ſeine Gaben nicht nach Verdienſt zu würdigen verſtand, unzufrieden mit den höheren Geſellſchaftskreiſen, die ihm zu wenig Theilnahme erwieſen und ſeinen Unwillen nicht getheilt hatten, war er zu dem Entſchluß gekommen, ſich auf ſeinem Gute niederzulaſſen und ſich ganz der Landwirthſchaft zu widmen. Er war allein gekommen. Sein Sohn, Michael Sſemenowitſch, ſollte erſt ſpäter, um Neujahr, eintreffen. Mein Stiefvater brachte ſeine Zeit faſt unausgeſetzt im Kabinet des Sſemen Matweitſch zu, er ſtieg ſichtlich in deſſen Gunſt. Mich ließ er in Ruhe; er hatte Wichtigeres vor. Sſemen Matweitſch war auf den Gedanken gekommen, eine Papierfabrik anzulegen. Von induſtriellen Dingen hatte Herr Ratſch keinen Begriff, und Sſemen Matweitſch wußte das ſehr gut; doch das ſtörte ihn nicht, war doch mein Stiefvater ein — „Vollſtrecker“ (ein damals ſehr beliebter Ausdruck), ein „Araktſchejew.“ Und Sſemen Matweitſch nannte ihn namentlich „meinen Araktſchejew.“ „Das genügt mir“, verſicherte er, „wenn ich nur Eifer finde, die Richtung werde ich ſchon ſelbſt vorzeichnen.“ Trotz der zahlreichen Sorgen um die Fabrik, die Gutsverwaltung, die Einrichtung einer eigenen Kanzlei mit obligater Kanzleiordnung, die Einführung neuer Aemter und Titel, fand

Sſemen Matweitſch doch Zeit, mich zu beachten. Ich wurde eines Abends in den Salon beſchieden und mußte auf dem Klavier vorſpielen. Sſemen Matweitſch ſchätzte die Muſik noch weniger als ſein verſtorbener Bruder, allein er ſprach einige Worte der Ermuthigung und des Dankes, und am andern Tage wurde ich zu Tiſch geladen. Nach der Tafel unterhielt ſich Sſemen Matweitſch recht lange mit mir, fragte mich aus, lachte über manche Antworten, die ich gab, obſchon ich mich nicht entſinne, daß im Geſpräch etwas Spaßhaftes vorgekommen wäre, und ſah mich dabei ſo ſonderbar an . . . Dieſe Blicke wurden mir läſtig. Ich hatte kein Wohlgefallen an ſeinen Augen, an ihrem aufrichtigen Ausdruck, ihrem leuchtenden Blick . . . Es kam mir beſtändig vor, als ob er unter dieſer Aufrichtigkeit etwas Schlimmes verbergen wolle, und daß es hinter dem leuchtenden Glanze gar finſter ſei in ſeiner Seele. „Ich werde Sie nicht zu meiner Vorleſerin machen", erklärte er mir zum Schluß unſeres Geſprächs, indem er an ſeinen Kleidern zupfte und ſichtlich bemüht war, durch ſeine, im Grunde abſtoßende Haltung einen günſtigen Eindruck hervorzurufen: „noch bin ich, Gott ſei Dank, nicht blind und kann ſelbſt leſen, aber die Taſſe Kaffee aus Ihren Händchen wird mir beſſer munden und Ihrem Klavierſpiel werde ich mit Vergnügen lauſchen." Von dieſem Tage an erſchien ich täglich bei der Tafel im Herrenhauſe und blieb im Gaſtzimmer zuweilen bis zum Abend. Auch ich hatte,

wie mein Stiefvater, mich der Gunst zu erfreuen, aber Freude machte sie mir nicht. Sjemen Matweitsch erwies mir eine gewisse Achtung, ich muß es gestehen, und doch fühlte ich, daß in diesem Menschen ein Etwas sei, das mich abstieß, das mich schreckte. Und dieses „Etwas" äußerte sich nicht in Worten, sondern in seinen schlimmen Augen und dann in seinem Gelächter. Im Gespräch mit mir erwähnte er niemals meines Vaters, seines Bruders, und es kam mir vor, daß er dieses Thema nicht deshalb vermied, um nicht in mir ehrgeizige Gedanken oder Ansprüche wach zu rufen, sondern aus einem andern, mir damals noch unverständlichem Grunde, der aber doch in mir Grauen erregte und mir das Blut in die Wangen trieb ... Zu Weihnachten traf auch Michael Sjemenowitsch ein.

„Ach ich fühle, ich kann so nicht fortfahren, wie ich angefangen habe. Diese Erinnerungen sind gar zu schmerzlich. Besonders gegenwärtig bin ich außer Stande, ruhig zu erzählen ... Und warum soll ich es verheimlichen? Ich gewann Michael lieb und er mich.

„Ich werde hier nicht erzählen, wie es dazu kam. Seit jenem Abend, als er in das Gastzimmer trat (ich spielte grade eine Sonate von Weber), schlank und wohlgebildet, im sammetbezogenen Leibpelze und in Filzstiefeln, ganz so, wie er von der Winterreise kam, und seine bereifte Zobelmütze abschüttelte, als er, auf den Vater zutretend, zuvor einen raschen, verwunderten Blick auf mich warf, — seit

dem Abend konnte ich ihn nicht mehr vergeſſen, dieſes gutmüthige, jugendliche Geſicht nicht mehr aus meinen Gedanken entfernen. Er fing an zu ſprechen . . . und ſeine Stimme drang mir in's Herz . . . eine männliche, klangvolle Stimme, und in jedem Laut eine ehrliche, biedere Seele! Sſemen Matweitſch war über die Ankunft ſeines Sohnes erfreut, er umarmte ihn, fragte aber ſogleich: „Auf vierzehn Tage? Auf Urlaub? nicht?“ — und hieß mich ſogleich mich entfernen. Ich ſaß noch lange am Fenſter und ſah hinaus auf die Lichter, die ſich in den Zimmern des Herrenhauſes hin und her bewegten. Ich verfolgte ſie, ich lauſchte auf die neuen, fremden Stimmen, mich feſſelte dieſes belebte Bild freudiger Unruhe, und auch in meiner Seele flimmerte etwas Neues, Unbekanntes, Leuchtendes.

„Am folgenden Tage vor Tiſch unterhielt ich mich zum erſten Male mit ihm. Er war zu meinem Stiefvater im Auftrage des Sſemen Matweitſch gekommen und traf mich in unſerem kleinen Gaſtzimmer. Ich wollte mich entfernen, allein er hielt mich zurück. Er war ſehr lebhaft, vollkommen unbefangen in ſeinen Bewegungen und Reden, und doch war in ihnen keine Spur von Hochmuth oder Frechheit, oder von jenem verächtlichen Tone der Reſidenz, — und nichts, was an den Officier, an den Gardeofficier erinnert hätte . . . Im Gegentheil, die Ungezwungenheit ſeines Benehmens war freundlich, faſt

verſchämt, man hätte ſagen mögen: es lag in ihr die Bitte um Nachſicht. Bei manchen Leuten lachen die Augen niemals, ſelbſt im Moment des Lachens nicht; bei ihm dagegen veränderten die Lippen faſt niemals ihren ſchönen Schnitt, während die Augen beinahe ohne Unterlaß lächelten. Eine Stunde wohl mochten wir uns unterhalten haben ... ich weiß nicht mehr, worüber; ich weiß nur, daß ich während der ganzen Zeit ihm in die Augen ſah, und daß es mir in ſeiner Nähe ſo wohl war! Abends ſpielte ich auf dem Klavier. Er liebte ſehr die Muſik; er ſetzte ſich zu mir, ſtützte ſeinen krauſen Kopf in die Hand und hörte aufmerkſam zu. Niemals lobte er mein Spiel, und doch fühlte ich, daß es ihm gefalle, und ich ſpielte mit Begeiſterung. Sſemen Matweitſch ſaß neben ſeinem Sohn und betrachtete Pläne. Plötzlich wurde er finſter. „Nun, mein Fräulein", ſagte er, indem er ſeinen Rock zuknöpfte, „genug für heute; Sie ſchmettern ja darauf los, wie ein Kanarienvogel! Das kann Einem Kopfſchmerzen machen. Für einen alten Knaben, wie ich bin, werden Sie ſich ja nicht ſo viel Mühe geben" ... fügte er mit halber Stimme hinzu, und hieß mich gehen. Michael begleitete mich mit den Augen bis zur Thür und erhob ſich vom Stuhl. „Wohin? wohin?" rief Sſemen Matweitſch und fing an zu lachen; dann ſagte er noch etwas ... Ich konnte ſeine Worte nicht mehr hören; aber Herr Ratſch, der in einer Ecke des Gaſtzimmers gegenwärtig war (er war immer

„gegenwärtig", und heute hatte er die Pläne gebracht), begleitete die Worte seines Patrons mit devotem Lachen, und dieses Lachen erreichte mich noch ... Dasselbe, oder doch fast dasselbe fand auch am folgenden Abend statt ... Sjemen Matweitsch war plötzlich gegen mich erkaltet, ich war bei ihm in Ungnade gefallen.

„Etwa vier Tage später begegnete ich Michael im Corridor, der das herrschaftliche Haus in zwei Hälften theilte. Er nahm mich bei der Hand und führte mich in ein neben dem Speisesaal gelegenes Zimmer, das die Portraitgallerie genannt wurde. Ich folgte ihm nicht ohne Aufregung, doch mit vollem Vertrauen. Ich hätte schon damals, glaube ich, ihm bis an das Ende der Welt folgen können, obwohl ich noch nicht ahnte, was ich für ihn empfand. Ach, ich hatte ihn mit aller Leidenschaft, mit aller Verzweiflung lieb gewonnen, deren ein junges Wesen nur fähig ist, welches nicht nur Niemand hat, an den es sich liebend anschließen kann, sondern sich noch bewußt ist, als ein ungebetener, überflüssiger Gast auf Erden, unter lauter fremde, ja feindselig gesinnte Menschen versetzt zu sein! ...

„Michael sagte mir — und merkwürdig! ich sah ihn offen und dreist an, als er sprach, während er das Auge nicht auf mich richtete und sogar leicht erröthete, — er sagte mir, er begreife vollkommen meine Stellung, sie flöße ihm Mitgefühl ein, allein er bitte mich, seinen Vater zu

entſchuldigen . . . „Was mich ſelbſt betrifft", fügte er hinzu, „ſo bitte ich Sie, ſich ganz und gar auf mich zu verlaſſen, ſeien Sie davon überzeugt, ich betrachte ſie als Schweſter, ja, als Schweſter." Er drückte mir dabei warm die Hand. Ich wurde verlegen, und es war nun an mir die Reihe, die Augen zu ſenken; ich hatte etwas Anderes erwartet, ein anderes Schlußwort. Ich fing jedoch an, Worte des Dankes zu ſtammeln. „Nein, ich bitte Sie", unterbrach er mich, „ſprechen Sie nicht in dieſer Weiſe . . . Aber ſeien Sie eingedenk, daß es Pflicht der Brüder iſt, ihre Schweſtern zu vertheidigen — und wenn Sie einen Vertheidiger brauchen, wem gegenüber es auch immer ſei, — ſo rechnen Sie auf mich. Ich bin zwar noch nicht lange hier, aber mir iſt doch ſchon Vieles klar geworden . . . und unter Anderem habe ich begriffen, was an Ihrem Stiefvater iſt." Er drückte mir von Neuem die Hand — und entfernte ſich.

„Später erfuhr ich, daß Michael ſeit ſeiner erſten Begegnung mit Herrn Ratſch einen Widerwillen gegen ihn empfand. Dieſer hatte verſucht, ſeine Gunſt zu gewinnen, als er ſich aber von der Fruchtloſigkeit ſeiner Bemühungen überzeugt hatte, nahm er ihm gegenüber ſogleich eine feindliche Stellung ein; nicht nur verheimlichte er dieſelbe nicht vor Sſemen Matweitſch, er ſuchte ſogar Gelegenheit, ihr Ausdruck zu geben und dabei ſein Bedauern durchblicken zu laſſen, daß es ihm mit dem jungen Erben ſeines Patrons

nicht beſſer geglückt ſei. Ratſch hatte den Charakter des Sſemen Matweitſch richtig erkannt und ſeine Berechnung traf zu: „Ich bin der Anhänglichkeit dieſes Mannes ſchon um deßwillen ſicher, als er mit meinem Tode ſeine Rolle ausgeſpielt hat — mein zukünftiger Erbe kann ihn nicht ausſtehen“ . . . dieſer Gedanke ſetzte ſich bei dem Alten feſt. Man ſagte, daß alle Machthaber, wenn ſie alt werden, leicht in dieſe Falle gehen, in die Falle der ausſchließlich-rein perſönlichen Anhänglichkeit.

„Nicht umſonſt pflegte Sſemen Matweitſch Herrn Ratſch ſeinen „Araktſchejew“ zu nennen . . . Er hätte ihm ja auch einen andern Namen beilegen können. „Du biſt mir ſtumm ergeben“, ſagte er häufig zu ihm. Vom Tage ſeiner Ankunft an duzte er ihn und mein Stiefvater nahm dieſe Anrede mit einem Anſtrich von Rührung auf, hing an den Lippen des Sſemen Matweitſch, neigte ſeinen Kopf auf die Seite zum Zeichen ſeiner hingebenden Anhänglichkeit und lächelte gutmüthig, als wolle er ſagen: „ganz und rückhaltslos bin ich der Ihrige!“ . . . Ach, ich fühle, wie meine Hand zittert und wie mein Herz gegen den Tiſch, an dem ich ſchreibe, pocht . . . Es iſt mir ſo ſchauerlich, jener Tage zu gedenken, und mein Blut geräth in Wallung . . . Doch ich werde Alles . . . bis zu Ende erzählen.

„Während der kurzen Zeit, als ich in Gunſt ſtand, hatte das Benehmen des Herrn Ratſch eine neue Färbung

angenommen. Er erwies mir kleine Gefälligkeiten, ſchlug einen Ton achtungsvoller Vertraulichkeit an, als wäre ich inzwiſchen reifer geworden und ſtehe ihm jetzt näher. „Sie haben Ihre Prüderie fallen laſſen", ſagte er mir einmal bei ſeiner Rückkehr aus dem Herrenhauſe. „Sehr lobenswerth! Alle dieſe Tugenden der Empfindſamkeit — nun, kurz geſagt, die ganze Chreſtomatie — das iſt nichts für uns, mein Fräulein, nichts für geringe Leute!" Als aber die Gunſtperiode vorüber war und Michael nicht für nöthig hielt, weder ſeine Verachtung gegen Ratſch noch ſeine Theilnahme für mich länger zu verbergen, da wurde Herr Ratſch plötzlich rauher als je; er überwachte mich unausgeſetzt, als ob ich jedes Verbrechens fähig wäre und kurz gehalten werden müſſe. „Paſſen Sie auf", ſchrie er, indem er einſt, ohne anzuklopfen, in ſeinen ſchmuzigen Stiefeln, die Mütze auf dem Kopf, mein Stübchen betrat. „Ich werde dergleichen nicht dulden! Nicht die Naſe hoch tragen! Es ſoll Ihnen nicht gelingen, mich zu hintergehen, und Ihren Hochmuth werde ich ſchon demüthigen." Und bei einem ſolchen Ausfall eröffnete er mir eines Morgens, Sſemen Matweitſch habe verfügt, daß ich ohne Einladung nicht mehr bei Tafel erſcheinen dürfe ... Ich weiß nicht, wozu das Alles noch geführt hätte, wenn nicht mein Schickſal durch eine neue Begebenheit ſeiner definitiven Löſung entgegengeführt worden wäre.

„Michael hatte eine große Liebhaberei für Pferde. Er

unternahm es, einen jungen Träber ſelbſt einzufahren; aber das unbändige Pferd ging durch, zerriß die Stränge und warf den Schlitten um . . . Michael wurde beſinnungslos, mit verrenktem Arm und zerſchlagener Bruſt nach Hauſe gebracht. Der Vater erſchrak heftig und ſchickte ſogleich in die nächſte Stadt nach den beſten Aerzten. Sie halfen auch dem Patienten, aber er mußte einen Monat lang das Bett hüten. Er ſpielte nicht Karten, das Sprechen hatten ihm die Aerzte unterſagt, leſen konnte er nicht viel, denn es war zu beſchwerlich, das Buch fortwährend in der einen Hand zu halten — genug, es endigte damit, daß Sſemen Matweitſch ſelbſt mich zu ſeinem Sohn ſchickte, um nach alter Gewohnheit als Vorleſerin zu fungiren. Das waren köſtliche Stunden! Gleich nach Tiſch trat ich zu Michael ein und ſetzte mich dicht am halbverhängten Fenſter an den runden Tiſch. Er lag an der Hinterwand einer kleinen Stube neben dem Gaſtzimmer, auf einem breiten, mit Leder bezogenen Divan, im Geſchmack der napoleoniſchen Zeit, deſſen hohe, grade Lehne mit einem vergoldeten Basrelief, einen antiken Hochzeitszug darſtellend, geziert war. Wenn ich eintrat, pflegte ſein blaſſes Haupt auf dem Kiſſen, nach hinten überhangend, zu ruhen; aber ſogleich wandte er es mir zu, lächelte, ſtrich ſeine weichen, feuchten Haare aus dem Geſicht, über welches ſich gleichſam ein Lichtſchimmer verbreitete, und begrüßte mich mit ſanfter, leiſer Stimme. Ich langte nach dem Buche, — damals

waren die Romane von Walter Scott in der Mode, — und las. Beſonders erinnerlich iſt mir Ivanhoe . . . Wie meine Stimme anſchwoll und bebte, wenn ich Rebecca's Worte wiedergab! Auch in meinen Adern floß ja jüdiſches Blut, und glich mein Schickſal nicht dem ihrigen, hatte ich nicht, wie ſie, einen kranken, jungen Mann zu pflegen? Jedesmal, wenn ich meinen Blick vom Buch erhob und auf ihn richtete, begegnete ich ſeinem Auge und dem ſtillen, glücklichen Lächeln auf dem ganzen Geſicht. Wir unterhielten uns ſehr wenig, da die Thür in das Gaſtzimmer beſtändig aufſtand und in demſelben jederzeit Jemand anweſend war; aber wenn es im Nebenzimmer ſtille ward, hörte ich unwillkürlich mit vorleſen inne, das Buch ſank mir auf die Kniee und unverwandt blickte ich Michael an; auch er betrachtete mich. Bei aller Befangenheit war es uns ſo wohl, ſo wonnig; Alles, Alles theilten wir einander mit, ohne Bewegung, ohne Worte. Unſere Herzen floſſen zuſammen wie unterirdiſche Quellen, unſichtbar, lautlos und doch unwiderſtehlich.

„— Verſtehen Sie Schach oder Dame zu ſpielen? fragte er mich eines Tages.

„— Ich ſpiele ein wenig Schach, antwortete ich.

„— Sehr erwünſcht! Laſſen Sie ein Schachbrett bringen und rücken Sie das Tiſchchen heran.

„Ich ſetzte mich neben den Divan, aber das Herz war mir ſo ſchwer, daß ich Michael nicht anzublicken

wagte . . . Und vom Fenſter aus, über das ganze Zimmer hin, hatte ich ihn ſo frei anſehen können!

„Ich begann die Figuren aufzuſtellen . . . Meine Finger zitterten.

„— Es handelt ſich gar nicht um eine Partie . . . flüſterte er mit halber Stimme, indem er gleichfalls die Schachfiguren in die Hand nahm, — ich wünſchte nur, daß Sie mir näher rücken.

„Ich antwortete nicht und ſchob einen Bauern vor, ohne zu fragen, wer den erſten Zug thun ſolle . . . Michael machte keinen Gegenzug . . . Ich ſah ihn an. Mit leicht vorgeſtrecktem Kopfe, auffallend blaß, wies er mit bittendem Blick auf meine Hand . . .

„Hatte ich ihn verſtanden? — ich weiß es nicht mehr, aber ein Schwindel drohte mich zu ergreifen . . . In größter Verlegenheit, kaum athmend, ſchob ich meine Dame weit vor, ich glaube über das ganze Schachbrett. Raſch beugte ſich Michael nach vorn, berührte mit ſeinen Lippen meine Finger, drückte ſie an das Schachbrett und begann ſie ſchweigend mit heißen Küſſen zu bedecken . . . Ich durfte nicht, ich wollte nicht meine Hand zurückziehen . . . ich bedeckte mit der andern Hand mein Geſicht und kalte Thränen, ich erinnere mich deſſen ganz deutlich, fielen, eine nach der andern, auf das Schachbrett nieder . . . und doch waren es ſo ſüße, ſo ſelige Thränen! Ich wußte es ja, meine ganze Seele empfand es damals, wer meine Hand gefaßt hatte.

Ich wußte, daß es kein Knabe war, hingeriſſen von momentaner Erregung, kein Don Juan, kein Lovelace, ſondern der edelſte, beſte Mann, und ich wußte, daß er mich liebe!

„— O meine Suſanna! flüſterte Michael: — niemals will ich Dir andere, als ſolche Thränen entlocken...

„Er hat ſich getäuſcht . . . er hat mir auch andere entlockt.

„Doch wozu bei dieſen Erinnerungen verweilen, und zudem noch jetzt, gerade jetzt!

„Wir ſchwuren uns zu, einander zu gehören. Er wußte, daß Sſemen Matweitſch niemals in unſere Verbindung willigen werde und verheimlichte es mir auch nicht. Ich wußte es ſelbſt nur zu gut, und nicht darüber freute ich mich, daß Michael mich nicht hintergehen wollte, — er verſtand ja gar nicht zu hintergehen, — ſondern darüber, daß er ſich ſelbſt nicht täuſchte. Ich, für meine Perſon, beanſpruchte gar nichts und wäre ihm gefolgt, wenn und wohin er gewollt hätte. „Du wirſt mein Weib ſein", ſagte er mir mehrmals, ich bin aber kein Ivanhoe und weiß, daß mir das Glück nicht in der Verbindung mit einer Lady Rowena blühen würde." Michael genas bald; ich konnte nicht mehr zu ihm kommen; aber unter uns war Alles abgemacht. Ich lebte ganz in dem Gedanken an die Zukunft, ich hatte kein Auge mehr für meine nächſte Umgebung; von einem ſchönen, raſch dahinfließenden Strome ließ ich mich tragen, während der Horizont von

Nebelgebilden verſchleiert war. Die Andern beobachteten uns, paßten uns auf . . . Zuweilen bemerkte ich die böſen Blicke meines Stiefvaters, hörte wohl auch ſein widerliches Gelächter, — aber nur für einen Augenblick traten dieſe feindlichen Anzeichen aus den Nebelgebilden hervor. Ich ſchauderte zwar, wenn ich ſie bemerkte, doch vergaß ich ſie gleich wieder und ließ mich von jenem ſchönen, raſchen Strome weiter tragen.

„Am Vorabend der unter uns verabredeten Abreiſe Michaels (er ſollte heimlich von der Reiſe zurückkehren und mich entführen) brachte mir ſein vertrauter Kammerdiener ein Briefchen von ihm, in dem er mich zu einer Zuſammenkunft um halb 10 Uhr im Billardzimmer, das an das Hauptgebäude von der Gartenſeite angebaut war, aufforderte. Er ſchrieb mir, er wolle noch einige Verabredungen mit mir treffen. Schon zweimal hatte ich ihn im Billardzimmer geſprochen; ich hatte den Schlüſſel von der Außenthür. Punkt halb zehn warf ich eine Mantille um, ſchlich mich leiſe aus dem Nebengebäude und gelangte glücklich über den kniſternden Schnee bis an die Thür des Billardzimmers. Der vom Nebel umſchleierte Mond ſtand als glanzloſe Scheibe gerade über dem Firſt des Daches und der Wind ſtreifte pfeifend von der nächſten Ecke her. Mich ſchauderte, aber ich ſteckte den Schlüſſel in's Schloß, trat ein, lehnte die Thür an und wandte mich um . . .

Von einem Fensterpfeiler löste sich eine dunkle Gestalt ab, bewegte sich wenige Schritte vorwärts, blieb wieder stehen...

„— Michael, flüsterte ich.

„— Michael befindet sich auf meinen Befehl unter Schloß und Riegel; ich bin hier! antwortete mir eine Stimme, die meinen Herzschlag stocken machte . . .

„Vor mir stand Sjemen Matweitsch!

„Ich versuchte zu fliehen; aber er ergriff mich bei der Hand.

„— Wohin? leichtfertige Dirne! zischte er mich an. — Verstehst Du es, jungen Thoren ein Rendez-vous zu geben, so stehe auch Rede und Antwort!

„Grauen erfaßte mich, ich machte verzweifelte Anstrengungen, an die Thür zu gelangen . . . Vergebens. Sjemen Matweitsch hatte seine Finger wie eiserne Krallen in meinen Arm gedrückt.

„— Lassen Sie mich los, ach lassen Sie mich, flehte ich ihn endlich an.

„— Nicht von der Stelle, sage ich Ihnen!

„Sjemen Matweitsch drückte mich auf einen Stuhl nieder. Im Halbdunkel konnte ich sein Gesicht nicht sehen, auch wandte ich mich von ihm ab, aber ich hörte, wie er schwer athmete und mit den Zähnen knirschte. Ich kann nicht sagen, daß ich Angst empfunden hätte oder Verzweiflung, ein Staunen ohne Verständniß hatte sich meiner bemächtigt . . . Wenn ein Vogel in den Klauen des

Geiers verendet, ſo muß es unter ſolchen Empfindungen ſein . . . und auch die Hand des Sſemen Matweitſch, die mich noch immer feſt gepackt hielt, drückte mich unabläſſig wie eine Geiersklaue . . .

„— Aha! ſtieß er aus; — aha! Alſo dahin iſt es gekommen . . . Nun, nur Geduld!

„Ich machte einen Verſuch, mich aufzurichten, aber er ſchüttelte mich mit ſolcher Gewalt, daß ich faſt vor Schmerz aufgeſchrieen hätte. Er ergoß ſich in Schimpfreden, Kränkungen, Drohungen . . .

„— Michael, Michael, wo biſt Du? rette mich, ſtöhnte ich.

„Sſemen Matweitſch ſchüttelte mich abermals . . . Diesmal konnte ich den Schmerz nicht verwinden . . . Ich ſchrie laut auf.

„Das ſchien auf ihn zu wirken. Er wurde ruhiger, ließ meinen Arm fahren, blieb aber in meiner nächſten Nähe, zwiſchen mir und der Thür.

„So vergingen einige Augenblicke . . . Ich rührte mich nicht und er fuhr fort ſchwer zu athmen.

„— Sitzen Sie ruhig, ſagte er endlich, — und antworten Sie mir. Beweiſen Sie mir, daß Ihre Sittlichkeit noch nicht ganz und gar verloren iſt, daß Sie im Stande ſind, der Vernunft Gehör zu geben. Das könnte ich noch verzeihen; daß Sie ſich hinreißen ließen; aber für eingewurzelten Trotz habe ich keine Vergebung! Hat mein Sohn . . .

— hier athmete er ſchwer auf — hat Michael Sſemenowitſch Ihnen die Ehe verſprochen? Iſt es ſo? Antworten Sie doch! Hat er ſie Ihnen verſprochen?

„Ich antwortete ſelbſtverſtändlich gar nichts.

„Faſt wäre Sſemen Matweitſch wieder aufgebraust.

„— Ich nehme Ihr Schweigen für eine Bejahung, ſagte er nach einer Pauſe. — Sie hatten es ſich alſo in den Kopf geſetzt, meine Schwiegertochter zu werden? Sehr ſchön! Sie ſind jedoch kein vierzehnjähriges Mädchen und müſſen es wohl wiſſen, daß alle junge Taugenichtſe mit den unſinnigſten Verſprechungen ſehr freigebig ſind, um nur ihre Zwecke zu erreichen. Doch abgeſehen davon ... wie konnten Sie ſich nur Hoffnung machen, daß ich, ein Mann von altem Adel, ich, Sſemen Matweitſch Koltowskói, jemals meine Zuſtimmung zu einer ſolchen Ehe geben werde! Oder glaubten Sie, auch ohne den väterlichen Segen auskommen zu können? Sie wollten ſich wohl entführen laſſen, darauf eine heimliche Trauung, eine reuige Rückkehr, ein Fußfall, in der Hoffnung, der Alte werde ſich rühren laſſen, kurz, eine Comödie in beſter Form! ... Zum Teufel! ſo antworten Sie doch!

„Ich neigte nur meinen Kopf. Tödten konnte er mich, aber mich zum Reden zwingen ... ſo weit reichte ſeine Macht nicht.

„Er ging ein Paar Mal auf und ab.

„— Hören Sie doch, fing er wieder an, diesmal mit

viel ruhigerer Stimme, — Glauben Sie doch nicht . . . Sie müssen nicht meinen . . . ich begreife, mit Ihnen muß man anders reden. Hören Sie doch: ich begreife vollkommen Ihre Lage. Sie sind erschreckt, außer Fassung . . . Kommen Sie zu sich. In diesem Augenblick scheine ich Ihnen ein Ungeheuer . . . ein Tyrann zu sein. Doch, versetzen Sie sich in meine Lage; wie sollte ich nicht aufbrausen, wie konnte ich meine Worte abwägen? . . . Und bei alledem habe ich Ihnen ja schon bewiesen, daß ich kein Ungeheuer, daß ich gutmüthig bin. Denken Sie daran, wie ich bei meiner Ankunft auf dem Gute mich Ihnen gegenüber benommen habe, und auch später . . . bis auf die letzte Zeit . . . bis zur Krankheit des Michael Sſemenowitsch. Ich will mit meinen Wohlthaten nicht prahlen, aber ich denke doch, daß schon die Dankbarkeit allein Sie von diesem schlüpfrigen Pfade, den Sie leider betreten haben, hätte abhalten sollen! . . .

„Sſemen Matweitsch ging wieder einige Schritte auf und nieder, blieb dann stehen, streichelte mir die Hand, dieselbe Hand, welche noch von seiner Gewaltthätigkeit empfindlich schmerzte und noch lange, lange nachher die Spuren derselben an sich trug . . .

„— Das ist es eben . . . fing er von Neuem an: — wir sind heißblütig! Wir wollen uns nicht die Mühe geben, nachzudenken, wir überlegen nicht, worin unser Vortheil besteht und wo wir ihn zu suchen haben. Sie werden

mich fragen: Wo iſt denn dieſer Vortheil zu finden? Nun wahrlich, Sie brauchen ihn nicht weit zu ſuchen. — Vielleicht befindet er ſich in Ihrer eigenen Hand . . . Nehmen Sie zum Beiſpiel mich! Als Vater, als Haupt der Familie muß ich allerdings ſtreng ſein . . . Das iſt meine Pflicht. Aber ich habe zugleich ein menſchliches Herz; das wiſſen Sie. Freilich betrachte ich die Dinge praktiſch und kann eine ſolche Tollheit nicht zugeben: dieſe ganz unſtatthaften Hoffnungen müſſen Sie daher fallen laſſen, denn wo will das hinaus? Ich ſpreche ſchon gar nicht von der Immoralität Ihres Schrittes . . . die werden Sie ſelbſt einſehen, wenn Sie zur Beſinnung kommen. Ohne zu prahlen kann ich ſagen, ich würde bei dem nicht ſtehen bleiben, was ich bereits für Sie gethan habe; ich war immer bereit, und bin es auch jetzt noch, für Ihre Wohlfahrt zu ſorgen, Opfer zu bringen, ja, ſie dauernd zu ſichern, denn ich kenne ja Ihren Werth, ich laſſe Ihren Talenten, Ihrem Verſtande Gerechtigkeit widerfahren, und dann . . . (Bei dieſen Worten neigte ſich Sſemen Matweitſch dicht zu mir nieder) . . . Sie haben ein Paar Augen, mein Fräulein, die, ich muß es geſtehen... ich bin zwar ſchon alt, aber in dieſe Augen blicken und gleichgültig bleiben . . . ich begreife es vollkommen . . . das iſt ſchwer, das iſt wirklich ſehr ſchwer.

„Ein Schauer überrieſelte mich bei dieſen Worten. Ich traute meinen Ohren nicht. Anfänglich hatte ich geglaubt,

Sſemen Matweitſch wolle mir meine Entſagung auf eine Verbindung mit Michael abkaufen, mir ein „Abſtandsgeld“ bieten . . . Aber dieſe Worte!! Meine Augen hatten ſich allmälig an die Dunkelheit gewöhnt und ich begann das Geſicht des Sſemen Matweitſch zu ſehen. Es lächelte fauniſch, dieſes alte Geſicht, während er ſelbſt mit kleinen trippelnden Schritten vor mir auf und nieder ging . . .

„— Nun, wie bleibt es? fragte er endlich: — gefällt Ihnen mein Antrag?

„— Antrag? wiederholte ich unwillkürlich . . . ich begriff entſchieden nicht, was er damit ſagen wollte.

„Sſemen Matweitſch lachte laut auf . . . lachte wirklich, wie er pflegte, fein und widerlich.

„— Freilich! rief er aus: — ihr, junges Weibsvolk... er verbeſſerte ſich: — ihr, junge Damen . . . ihr alle baut dieſelben Luftſchlöſſer, ihr träumt nur von jungen Männern! Ohne Liebe glaubt ihr nicht leben zu können! Nun ja, dagegen iſt nichts einzuwenden: die Jugend hat einen hohen Werth! Aber ſind es denn nur die jungen Leute, die zu lieben verſtehen? Manches alten Mannes Herz iſt viel feuriger, und wenn ein alter Mann Jemand lieb gewinnt, dann iſt ſeine Liebe ein Fels! Er liebt für immer! Nicht ſo vorübergehend, wie dieſe jungen Schmetterlinge, die ſich vom Winde tragen laſſen! Ja, ja, man ſollte die alten Männer nicht über die Achſel anſehen! Sie können viel thun, viel! Man muß ſie nur zu behandeln

wiſſen! Ja . . . ja! Auch zu careſſiren verſtehen die Alten, hi — hi — hi — . . . Sſemen Matweitſch lachte wieder laut. — Zum Beiſpiel, erlauben Sie . . . Ihr Händchen . . . nur ſo ein wenig . . . gleichſam zum Verſuch . . .

„Ich ſprang vom Stuhle auf und ſtieß ihn mit aller Kraft, die mir zu Gebote ſtand, in die Bruſt. Er wankte zurück; ein Ton, der Altersſchwäche und Schreck ausdrückte, entfuhr ihm, faſt wäre er hingeſtürzt. Die menſchliche Sprache hat keine Worte, um auszudrücken, bis zu welchem Grade er mir abſtoßend und gemein vorkam. Von Furcht war auch keine Spur in mir zurückgeblieben.

„— Weg, verächtlicher, alter Mann, rief ich ihm zu, — gehen Sie weg, Herr Koltowskói, Sie Mann von altem Adel! Auch in meinen Adern fließt Ihr Blut, das Blut der Familie Koltowskói; aber verflucht ſei der Tag und die Stunde, als es darin zu fließen begann!

„— Was? . . . Was redeſt Du? . . . Was? ſtotterte athemlos Sſemen Matweitſch. — Du wagſt es . . . in dem Augenblicke, als ich Dich hier antraf . . . als Du auf dem Wege zu Michael warſt? wie?

„Ich konnte nicht mehr an mich halten . . . Eine Verzweiflung, die keine Schonung mehr kannte, war in mir wach gerufen worden.

„— Und Sie, Sie, der Bruder . . . der Bruder

Ihres Bruders, Sie konnten es wagen . . . Wofür haben Sie mich denn angesehen? Sind Sie denn wirklich so blind, daß Sie nicht schon längst den Widerwillen bemerkt haben, den Sie mir einflößen? . . . Sie konnten es wagen, den Ausdruck „Antrag" zu gebrauchen! . . . Lassen Sie mich sogleich, diesen Augenblick, aus dem Zimmer.

„Ich ging zur Thür.

„— Steht es so?! Nun endlich hat sie die Sprache wieder gefunden! quickte Sjemen Matweitsch in einem Anfall von Wuth, hatte aber augenscheinlich nicht den Muth, an mich heranzutreten . . . Warte nur! Herr Ratsch, Iwan Demjanitsch, kommen Sie her!

„Die Thür des Billardzimmers, welche der Gartenthür gegenüber lag, wurde weit aufgerissen, und mein Stiefvater trat ein, in jeder Hand einen Armleuchter mit brennenden Kerzen tragend. Sein von beiden Seiten beleuchtetes, rundes, rothes Gesicht erglänzte im Triumph befriedigter Rache, in gemeiner Freude, einen Lakaiendienst glücklich verrichtet zu haben . . . Oh, diese abscheulichen, weißlichen Augen! wann werde ich sie nicht mehr sehen müssen!

„— Belieben Sie sogleich dieses Mädchen — da zu greifen, rief Sjemen Matweitsch, zu meinem Stiefvater gewendet, und wies gebieterisch, aber mit zitternder Hand auf mich. — Führen Sie sie zu sich nach Hause, schließen Sie sie ein, . . . unter Schloß und Riegel, . . . daß sie

keinen Finger rühren kann, daß keine Fliege zu ihr Zutritt finde! Halten Sie ſie unter Verſchluß bis auf weiteren Befehl! Vernageln Sie die Fenſter, wenn es Noth thut! Mit Deinem Kopfe ſtehſt Du mir für ſie!

„Ratſch ſtellte die Armleuchter auf das Billard, verneigte ſich vor Sſemen Matweitſch bis zum Gürtel und ſchritt dann auf mich zu, etwas wackelnd, mit einem Lächeln der Schadenfreude auf den dicken Lippen. So mag wohl die Katze an die Maus heranſchleichen, der die Flucht abgeſchnitten iſt. All' meine Dreiſtigkeit hatte mich wieder verlaſſen. Ich wußte es, dieſer Menſch war im Stande, mich zu ſchlagen. Ich erbebte, ja, zu meiner Schande muß ich es geſtehen! ich erbebte.

„— Nun, mein Fräulein, belieben Sie zu gehen!

„Gemächlich faßte er mich am Oberarm . . . Er begriff, daß ich mich nicht widerſetzen werde. Ich bewegte mich vorwärts zur Thür hin; in dieſem Augenblick dachte ich nur an eins: wie ich der Nähe des Sſemen Matweitſch möglichſt raſch entfliehen könne.

„Doch der widerliche Alte holte uns ein, Ratſch hielt mich an und wandte mich ſo um, daß ich ſeinen Patron anſehen mußte.

„— Ah! rief dieſer und drohte mit der Fauſt; ah! ich bin alſo der Bruder . . . meines Bruders! Bande

des Bluts? So? Aber den Vetter kann man heirathen?*) Kann man? So? Führe sie weg, herrschte er meinem Stiefvater zu. — Und vergiß nicht: aufgepaßt! Der geringste Verkehr mit ihr kann nicht hart genug bestraft werden . . . Fort!

„Herr Ratsch führte mich auf mein Zimmer. So lange wir über den Hof gingen, sprach er kein Wort, er lachte nur tonlos vor sich hin. Erst als er die Fensterladen und die Thür geschlossen hatte und sich zum Fortgehen anschickte, verneigte er sich vor mir, wie vor Ssemen Matweitsch, bis zum Gürtel und brach in ein lautes, triumphirendes Lachen aus: „Gute Nacht, Prinzessin von Golconde" höhnte er, — „es ist Ihnen nicht geglückt den Gimpel-Prinzen zu fangen! Schade! In seiner Art nicht übel ausgedacht! Eine Lehre für die Zukunft, kein schriftlicher Verkehr! Ho-ho-ho! Wie gut sich Alles doch gefügt hat." Er ging hinaus, steckte aber noch einmal den Kopf durch die Thür. „Habe ich mein Wort gehalten? Wie? Hab ich's Dir gedacht? Ho — ho!" Darauf verschloß er die Thür und zog den Schlüssel ab. Ich athmete frei auf. Ich hatte gefürchtet, er werde mir die Hände binden, — aber nein, sie standen mir zu Gebote — sie waren frei! Sogleich riß ich die seidene Schnur, welche meinem

*) Nach den canonischen Regeln der russischen Kirche dürfen Geschwisterkinder sich nicht heirathen.

Der Uebersetzer.

Morgenkleide zum Gürtel diente, ab, ſchürzte eine Schlinge und war im Begriff, ſie mir um den Hals zu werfen, — aber ich ſchleuderte die Schnur bei Seite. „Nein", ſagte ich laut, „ich werde euch dieſen Gefallen nicht thun! Und warum auch? Welch' ein Unſinn! Wie kann ich ohne Michael's Wiſſen über mein Leben verfügen, das ich ſelbſt ihm zu eigen gegeben habe? Nein, ihr Böſewichter, nein! Noch habt ihr das Spiel nicht gewonnen! Er wird mich retten, er wird mich dieſer Hölle entreißen, er... mein Michael!"

„Da fiel mir aber ein, daß ja auch er eingeſchloſſen ſei, wie ich — ich warf mich mit dem Geſicht auf mein Bett und weinte . . . und ſchluchzte . . . Nur der Gedanke, daß mein Quälgeiſt vielleicht hinter der Thür ſtehe und lauſche, und wohl triumphire, nur dieſer Gedanke trieb mich, meine Thränen hinunter zu ſchlucken . . .

„Ich bin angegriffen. Vom Morgen an ſchreibe ich, und jetzt iſt es ſchon Abend; doch wenn ich jetzt zu ſchreiben aufhöre, werde ich nicht mehr im Stande ſein, die Feder wieder zur Hand zu nehmen . . . Drum vorwärts, ſchnell zum Schluß! Bei den widerlichen Einzelheiten, die auf jenen grauſigen Tag folgten, zu verweilen, vermöchte ich ohnehin nicht, das würde meine Kräfte überſteigen!

„Einen Tag ſpäter brachte man mich in einem geſchloſſenen Wagen in ein abgelegenes Bauernhaus, umgab

mich mit Bauerknechten, die mich bewachen ſollten, und hielt mich ſechs Wochen lang in ſtrengem Verwahrſam! Keinen Augenblick war ich allein . . . Erſt ſpäter erfuhr ich, daß mein Stiefvater gleich nach Michaels Ankunft ihn und mich von Spionen beobachten ließ, daß er Michael's Diener, der mir deſſen Brief brachte, erkauft hatte; ich erfuhr auch, daß Michael am folgenden Morgen einen furchtbaren, empörenden Auftritt mit ſeinem Vater gehabt hatte . . . Sein Vater verfluchte ihn, er aber ſchwor, er werde niemals mehr das väterliche Haus betreten. Darauf war er nach Petersburg zurückgereiſt. Aber in die Grube, die mein Stiefvater mir gegraben hatte, fiel er ſelbſt hinein. Sſemen Matweitſch erklärte ihm, es ſei nunmehr unmöglich, daß er noch länger auf dem Gute bleibe und daſſelbe verwalte; der plumpe Dienſteifer wird, ſcheint es, ſchlecht gelohnt, zudem mußte ja doch Jemand für den ſtattgehabten „Scandal" zur Verantwortung gezogen werden. Uebrigens erwies ſich Sſemen Matweitſch gegen Herrn Ratſch ſehr großmüthig; er gab ihm die Mittel, nach Moskau überzuſiedeln und dort einen Haushalt zu gründen. Vor der Abreiſe dahin wurde ich in die frühere Wohnung zurückgebracht, aber nach wie vor ſtreng überwacht. Der Verluſt der einträglichen Stelle, den mein Stiefvater mir zu danken glaubte, ſteigerte noch ſeinen Haß gegen mich.

„— Und wozu dieſer Theatereffect! pflegte er, faſt

vor Wuth ſchnaubend, zu ſagen: — Wozu? Der Alte, freilich, war zu eilfertig, zu hitzig, und darum mißglückte ſein Anſchlag; jetzt allerdings, da ſeine Eigenliebe verletzt worden, läßt ſich der Unfall nicht ungeſchehen machen. Hätte er doch nur noch ein Paar Tage gewartet, und Alles wäre vortrefflich gegangen! Sie würden jetzt kein Fräulein Habenichts ſein und auch ich wäre geblieben, was ich war! Das iſt es eben: Lang iſt das Haar der Weiber, aber ihr Verſtand reicht nicht weit! Schon gut! Von Ihnen werde ich ſchon noch beitreiben, was mir zukommt, und Der — da (er ſpielte auf Michael an) ſoll auch an mich denken!

„Ich mußte alle dieſe Kränkungen ſchweigend hinnehmen. Sſemen Matweitſch bekam ich nicht mehr zu ſehen. Die Abreiſe des Sohnes hatte ihn erſchüttert. War es Reue, was er empfand, oder wollte er, — wie es wohl viel wahrſcheinlicher iſt — mich für immer an mein Haus, an meine Familie — meine Familie?!! — feſſeln, genug, er ſetzte mir eine Penſion aus, die mein Stiefvater ſo lange empfangen und mir auszahlen ſollte, bis ich heirathen würde, während ſie im Falle meines Todes auf Iwan Demjanitſch übergehen ſoll ... Dieſes drückende Almoſen, dieſe Penſion beziehe ich bis zu dieſer Stunde, ... das heißt, Herr Ratſch empfängt ſie ſtatt meiner ...

„Wir ließen uns in Moskau nieder. Bei dem Andenken meiner Mutter ſchwöre ich es, ich wäre keine zwei

Tage, ja keine zwei Stunden bei meinem Stiefvater geblieben, nachdem wir einmal in der Stadt waren ... ich wäre geflohen, ohne zu wissen wohin ... ich hätte mich auf die Polizei begeben, oder dem General-Gouverneur einen Fußfall gethan, oder einem der Senatoren, ich hätte, ich weiß nicht wozu, mich entschlossen, um nur das Haus zu verlassen, — wenn es meinem ehemaligen Stubenmädchen nicht gelungen wäre, bei meiner Abreise vom Gut mir einen Brief von Michael zuzustecken. Oh, dieser Brief! Wie oft habe ich ihn durchlesen, wie oft ihn mit Küssen bedeckt! Michael beschwor mich, den Muth nicht sinken zu lassen, zu hoffen und von seiner unwandelbaren Liebe überzeugt zu sein; er bekräftigte es mit heiligen Eiden, daß er außer mir keinem Weibe angehören werde, er nannte mich seine Frau, versprach, alle Hindernisse zu überwinden, entwarf Bilder der Zukunft, und bat nur um Eines: ich möge mich gedulden, abwarten ... Und ich entschloß mich zu warten und zu leiden. Ach, worein hätte ich nicht gewilligt, was hätte ich nicht erduldet, nur um seinen Willen zu erfüllen! Dieser Brief wurde mir zu einem Heiligthum, zu meinem Leitstern, zu meinem Hoffnungsanker. Wenn zuweilen mein Stiefvater mit mir zu grollen, mich zu kränken begann, so pflegte ich nur meine Hand auf die Brust zu legen (da trug ich Michael's Brief, eingenäht wie ein Amulet), und dann konnte ich lächeln. Und je mehr Herr Ratsch sich ärgerte, je heftiger

er ſchimpfte, deſto leichter wurde mir und deſto wohler... Ich ſah es endlich ſeinen Blicken an, daß er ſich ſelbſt fragte, ob ich nicht wahnſinnig ſei ... Dem erſten Briefe folgte bald ein zweiter, der noch freudiger, noch hoffnungsreicher lautete ... Er ſtellte ein baldiges Wiederſehen in Ausſicht.

„Statt dieſes Wiederſehens brach ein Morgen an ... und wieder tritt Herr Ratſch zu mir in's Zimmer, — und wieder leuchtet in ſeinem Geſicht Triumph und Schadenfreude, — er hält eine verhängnißvolle Nummer des „Invaliden"*) in der Hand: „als verſtorben aus der Dienſtliſte geſtrichen: der Garde-Rittmeiſter Michael Koltowskói."

„Was ſoll ich noch ſagen? Ich blieb am Leben und blieb bei Herrn Ratſch. Er haßte mich wie ehedem — ja, mehr noch als früher, — denn er hatte mich zu tiefe Blicke in ſeine ſchwarze Seele thun laſſen, und das konnte er mir nicht verzeihen. Ich war dagegen gleichgültig; war ich doch überhaupt ganz apathiſch geworden, mein eigenes Schickſal intereſſirte mich nicht mehr. Mich *ſeiner* zu erinnern, an *ihn* zu denken, eine andere Beſchäftigung, eine andere Freude kannte ich nicht. Mein armer Michael war mit meinem Namen auf den Lippen verſchieden ... Ein ihm treu ergebener Diener, der ihn damals auf das

*) Das officielle Blatt des ruſſiſchen Kriegsminiſteriums. Der Ueberſetzer.

Gut begleitet hatte, theilte mir das ſpäter mit. — Mein Stiefvater heirathete in demſelben Jahre Eleonore Karpowna. Bald nachher ſtarb auch Sſemen Matweitſch, der in ſeinem Teſtament die mir ausgeſetzte Penſion beſtätigt und noch vergrößert hatte . . .

„Es vergingen drei Jahre, . . . ſechs, ſieben Jahre . . . Die Zeit ſchwand, ſie floß dahin . . . ich ſah ſie gleichgültig hinſchwinden und mit ihr das Leben. So pflegte ich als Kind am Ufer eines Baches einen Damm aus Sand zu bauen und mir viele Mühe zu geben, daß das Waſſer nicht durchſickere oder den Damm durchbreche . . . Aber endlich durchbrach es ihn doch, und dann ließ ich alle Sorge fahren, ja, es gewährte mir Vergnügen, zu ſehen, wie das aufgeſtaute Waſſer bis zum letzten Tropfen verrann . . .

„So lebte, ſo vegetirte ich, als ein neuer, ein unerwarteter Lichtſtrahl . . .“

— — —

Hier brach das Manuſcript ab. Die folgenden Blätter waren abgeriſſen, und einige Zeilen, die den Schluß des Satzes enthalten haben mußten, waren durchſtrichen und unleſerlich gemacht.

XVIII.

Das Manuſcript hatte mich in große Aufregung verſetzt und der Beſuch Suſanna's einen ſo nachhaltigen Ein-

druck auf mich gemacht, daß ich die ganze Nacht nicht ſchlafen konnte; ſchon früh am andern Morgen ſchickte ich per Eſtafette einen Brief an Fuſtow, in dem ich ihn beſchwor, ſchleunigſt zurückzukehren, da ſeine Abweſenheit von Moskau die traurigſten Folgen haben könne. Ich hatte auch mein Zuſammentreffen mit Suſanna angedeutet und daß ſie ein Heft in meinen Händen zurückgelaſſen habe. Nachdem ich dieſen Brief expedirt hatte, blieb ich den ganzen Tag über zu Hauſe und weilte mit meinen Gedanken bei dem, was wohl gegenwärtig dort, im Ratſch'ſchen Hauſe, vorgehen möge. Ich konnte mich nicht entſchließen, ſelbſt hinzugehen. Es entging mir nicht, daß meine Tante ſich in großer Aufregung befand: faſt ohne Unterlaß ließ ſie räuchern und hatte für heute die gewagteſte Art von Grande patience, den ſogenannten „Reiſenden", gewählt, welche faſt nie auskommt! Der Beſuch einer unbekannten Dame, und zudem in ſo vorgerückter Stunde, war ihr nicht verborgen geblieben; ihrer Phantaſie ſtellte ſich ſofort ein gähnender Abgrund dar, an deſſen Rande ich ſtand; ſie ſeufzte, ſtöhnte wohl auch, murmelte halblaut franzöſiſche Sentenzen aus einer handſchriftlichen Sammlung: extraits de lecture, und am Abend fand ich auf meinem Nachttiſche de Gerando's Werk, und darin das Kapitel: „Ueber den nachtheiligen Einfluß der Leidenſchaften" abſichtlich aufgeſchlagen. Dieſes Buch war, natürlich auf Anordnung meiner Tante, von ihrer älteren

Gesellschaftsdame, einer sehr sentimentalen, sogar romantischen, aber alternden Jungfrau, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem kleinen Hauspudel allgemein nur „Amichen" genannt wurde, in mein Zimmer gebracht worden. Den ganzen folgenden Tag brachte ich in peinlicher Erwartung zu; ob Fustow wohl kommen, ob er einen Brief schicken wird? fragte ich mich, ob nicht Nachrichten aus dem Hause des Herrn Ratsch eintreffen werden? . . . obschon kein Grund vorlag, gerade mir von da welche zukommen zu lassen. Susanna hätte eher erwarten können, daß ich sie besuche . . . Es fehlte mir aber entschieden an Muth, sie zu sprechen, ehe ich Fustow gesehen haben würde. — Ich recapitulirte alle in meinem Brief gebrauchten Ausdrücke . . . Sie waren doch wirklich dringend genug. Endlich, spät am Abend, erschien Fustow.

XIX.

Er trat in mein Zimmer wie gewöhnlich, mit raschem, aber nicht eiligem Schritt. Er schien blaß zu sein und jedenfalls trug sein Gesicht Spuren der Ermattung von der Reise und den Ausdruck der Spannung, Neugierde und Unzufriedenheit, — Empfindungen, die er in der Regel nur wenig kannte. Ich stürzte ihm entgegen, umarmte ihn, dankte ihm herzlich, daß er meinem Rufe gefolgt sei, erzählte ihm in wenigen Worten mein Gespräch mit Susanna — und übergab ihm ihr Manuscript. Er

trat an's Fenster, an dasselbe, auf dem vor zwei Tagen Susanna gesessen hatte, und vertiefte sich in's Lesen, ohne auch nur ein Wort gesprochen zu haben. Ich zog mich in den entgegengesetzten Winkel des Zimmers zurück, und nahm, um Fassung zu gewinnen, ein Buch zur Hand; aber ich muß gestehen, ich schielte die ganze Zeit hindurch über den Rand desselben nach Fustow. Anfänglich las er ziemlich ruhig und zupfte nur mit der linken Hand an den Haaren seines Bärtchens, dann ließ er die Hand sinken, neigte sich vor und rührte sich nicht mehr. Seine Augen flogen über die Zeilen und sein Mund öffnete sich ein wenig. — Er hatte zu Ende gelesen, wandte das Heft um, betrachtete es von allen Seiten, verfiel in Nachdenken, fing wieder an zu lesen und las noch einmal das Manuscript vom Anfang bis zum Ende durch. Dann erhob er sich, schob das Heft in die Tasche und ging auf die Thür zu, kehrte aber dann um und blieb in der Mitte des Zimmers stehen.

— Wozu hast Du Dich entschlossen? begann ich, ohne abzuwarten, was er sagen werde.

— Ich habe ihr großes Unrecht gethan, sprach Fustow dumpf. — Mein Benehmen war . . . unüberlegt, unverantwortlich, ganz unstatthaft. Ich glaubte ihm . . . diesem Victor.

— Wie? rief ich, — diesem Victor hast Du ge-

glaubt, den Du doch ſo ſehr verachteſt? Und was konnte denn er Dir ſagen?

Fuſtow kreuzte die Arme über der Bruſt und blieb ſeitwärts vor mir ſtehen; er fühlte ſich beſchämt, ich ſah es ihm wohl an.

— Du erinnerſt Dich doch, ſprach er nicht ohne Anſtrengung, — dieſer . . . Victor erwähnte einer . . . Penſion. Dieſes unglückliche Wort war bei mir hängen geblieben. Dieſes Wort hat Alles herbeigeführt. Ich fragte ihn aus . . . und er . . .

— Was ſagte er?

— Er ſagte mir, jener Alte . . . wie heißt er gleich? . . . Koltowskói, habe der Suſanna die Penſion ausgeſetzt, um ſie . . . weil . . . nun kurz, als Belohnung.

Ich ſchlug die Hände zuſammen.

— Und das konnteſt Du glauben?

Fuſtow neigte blos ſeinen Kopf.

— Ja! ich glaubte dem . . . Dann hatte er ferner geſagt, daß ſie auf den jungen . . . Kurz, mein Benehmen iſt nicht zu entſchuldigen.

— Und Du entfernteſt Dich, um alle Beziehungen abzubrechen?

— Ja; das iſt das beſte Mittel . . . in ſolchen Fällen. — Ich benahm mich unſinnig, unſinnig, ſprach er unwillig.

Wir beide ſchwiegen. Jeder von uns fühlte, daß der Andere ſich ſchäme; aber mir war es doch leichter um's Herz, ich ſchämte mich nicht für mich.

XX.

— Ich wäre jetzt im Stande, dieſem Victor Arme und Beine zu zermalmen, fuhr Fuſtow fort, die Zähne zuſammenpreſſend, wenn ich nicht einräumen müßte, daß ich ſelbſt ſchuldig bin. Jetzt begreife ich, wozu dieſe ganze Intrigue in Scene geſetzt wurde. Mit Suſanna's Verheirathung würden ſie die Penſion eingebüßt haben . . . Dieſe Schufte!

Ich faßte ihn bei der Hand.

— Alexander, fragte ich ihn, — biſt Du bei ihr geweſen?

— Nein; von der Reiſe kam ich geraden Weges zu Dir. Morgen gehe ich hin . . . morgen ganz früh. Das darf nicht ſo hingehen. Durchaus nicht.

— Alexander . . . liebſt Du ſie auch?

Fuſtow ſchien die Frage übel zu nehmen.

— Freilich liebe ich Sie. Ich hänge ſehr an ihr.

— Sie iſt ein edles, braves Mädchen! rief ich aus.

Fuſtow ſtampfte ungeduldig mit dem Fuß.

— Was glaubſt Du denn? Ich war bereit, Sie zu heirathen, ich bin auch jetzt dazu bereit, ich habe es mir ſchon überlegt, obſchon ſie älter iſt als ich.

In dieſem Augenblick kam es mir plötzlich vor, als ob auf dem Fenſter eine blaſſe weibliche Geſtalt, den Kopf in die Hände geſtützt, daſitze. Die Lichter waren niedergebrannt, im Zimmer war es dunkel. Ich fuhr zuſammen; ich ſah ſchärfer hin und überzeugte mich freilich, daß auf dem Fenſterbrette Niemand ſitze, aber ein unheimliches Gefühl, ein Gemiſch von Grauen, Wehmuth und Bedauern bemächtigte ſich meiner.

— Alexander! redete ich ihn mit einer plötzlich entſtandenen Aufregung an; — ich bitte, ich beſchwöre Dich, geh' ſogleich zu Ratſch, verſchiebe Deinen Beſuch nicht auf morgen! Eine innere Stimme ſagt mir, daß Du durchaus heute noch Suſanna ſprechen mußt!

Fuſtow zuckte mit den Achſeln.

— Was fällt Dir ein! Es iſt ja ſchon zehn Uhr vorbei; wahrſcheinlich ſchlafen dort ſchon Alle.

— Gleich viel . . . Um's Himmels Willen geh'! Ich habe eine Ahnung . . . Bitte, hör auf meinen Rath! Geh' ſogleich, nimm einen Fuhrmann . . .

— Wie thöricht! antwortete Fuſtow ganz kaltblütig: — Was treibt mich, jetzt grade hinzugehen? Ich werde morgen früh da ſein und Alles wird ſich aufklären.

— Aber bedenke doch, Alexander, ſie ſprach davon, ſie werde ſterben, Du werdeſt ſie nicht mehr antreffen . . . Und wenn Du dabei ihr Geſicht geſehen hätteſt! Bedenke doch nur, ſtelle Dir doch nur vor, welche Ueberwindung

es ihr gekoſtet haben muß, ſich zu einem Beſuche bei mir zu entſchließen . . .

— Sie iſt ein exaltirtes Weſen, ſagte Fuſtow, der dem Anſchein nach ſeine Selbſtbeherrſchung völlig wieder gewonnen hatte. — Alle jungen Mädchen ſind ſo . . . im erſten Stadium. Wie geſagt, morgen wird Alles in's rechte Geleiſe kommen. Lebe wohl einſtweilen. Ich bin ſehr müde und auch Du biſt ſchläfrig.

Er griff nach ſeiner Mütze und ging hinaus.

— Verſprich mir wenigſtens, daß Du ſogleich herkommen und mir Alles erzählen wirſt! rief ich ihm nach.

— Ja, ich verſpreche . . . Lebe wohl!

Ich legte mich zu Bett, aber das Herz wollte ſich nicht beruhigen und ich ärgerte mich über meinen Freund. Erſt ſpät ſchlief ich ein; im Traum irrte ich mit Suſanna in feuchten, unterirdiſchen Gängen umher, ſteile Treppen hinunter, immer weiter und weiter in die Tiefe, obſchon wir durchaus nach Oben gelangen, an die Luft kommen wollten; und die ganze Zeit über vernahmen wir ein einförmiges, klagendes Rufen über uns.

XXI.

Eine Hand faßte mich bei der Schulter und rüttelte mich einige Male . . . Ich öffnete die Augen und ſah bei der ſpärlichen Beleuchtung des Nachtlichts Fuſtow vor mir ſtehen. Ich erſchrak über ſeinen Anblick. Er wankte;

ſein Geſicht war gelb geworden, faſt von der Farbe ſeines blonden Haares. Schlaff hingen die Lippen herab und die trüben Augen ſtarrten in's Weite . . . Wo war ihr beſtändig freundlicher und wohlwollender Blick geblieben? Ich hatte einen Vetter, der in Folge von Epilepſie blödſinnig geworden war . . . In dieſem Augenblick glich Fuſtow dem Unglücklichen.

Haſtig richtete ich mich auf.

— Was iſt geſchehen? Um Gott, was iſt mit Dir?

Er antwortete nicht.

— Was iſt geſchehen, Fuſtow? Rede! Suſanna?...

Fuſtow fuhr ein wenig zuſammen.

— Sie . . . begann er mit heiſerer Stimme und verſtummte wieder.

— Was iſt mit ihr? Haſt Du ſie geſehen?

Er ſtarrte mich an.

— Sie iſt nicht mehr!

— Wie, nicht?

— Sie iſt nicht mehr! Sie iſt todt!

Ich fuhr aus dem Bett.

— Wie? todt? Suſanna? wirklich todt?

Fuſtow ſtarrte wieder ins Weite.

— Ja, geſtorben, um Mitternacht.

„Er iſt wahnſinnig", ſchwirrte es mir durch den Kopf.

— Um Mitternacht? Und wieviel iſt es jetzt an der Zeit?

— Jetzt iſt es acht Uhr Morgens. Man ließ es mich wiſſen. Morgen ſoll ſie beerdigt werden.

Ich ergriff ſeine Hand.

— Alexander, Du phantaſirſt! Du biſt nicht bei Sinnen!

— Ich bin wohl bei Sinnen, antwortete er; — Als mir die Nachricht gebracht wurde, eilte ich ſogleich zu Dir.

Es trat bei mir jene ſchmerzhafte Beklemmung des Herzens ein, die ſich immer dann einzuſtellen pflegt, wenn wir die Gewißheit erlangen, daß ein Unglück unabwendbar über uns hereingebrochen iſt.

— Ach, mein Gott, mein Gott! todt! wiederholte ich. — Wie iſt das möglich! Wie ſo plötzlich! Oder hätte ſie ſich ſelbſt das Leben genommen?

— Ich weiß es nicht, murmelte Fuſtow, — Nichts weiß ich. Man hat mir nur geſagt: um Mitternacht ſtarb ſie. Und morgen wird man ſie beerdigen.

„Um Mitternacht!“ dachte ich . . . „Alſo war ſie noch am Leben, geſtern Abend, als ich ſie auf dem Fenſter ſitzend zu ſehen wähnte, als ich ihn beſchwor, zu ihr zu eilen . . .“

— Sie war noch am Leben am Abend, als Du mich beredeteſt, zu Iwan Demjanitſch zu gehen, murmelte Fuſtow, als ob er meine Gedanken errathen hätte.

„Wie wenig hat er ſie verſtanden!“ dachte ich wieder.

„Wie wenig haben wir beide ſie gekannt! „Ein exaltirtes

Weſen", hatte er von ihr geſagt, „ſo ſind alle jungen Mädchen . . . Und in demſelben Augenblicke hat ſie vielleicht das Gift zum Munde geführt . . . Iſt es denn möglich, Jemanden zu lieben und ſich doch ſo grob über ihn zu täuſchen?

Fuſtow ſtand unbeweglich an meinem Bette, mit herabhängenden Armen, wie ein Verurtheilter.

XXII.

Ich kleidete mich raſch an.

— Was biſt Du geſonnen zu thun, Alexander? fragte ich.

Er ſah mich verwundert an, als ob er über meine ſinnloſe Frage erſtaune. Und wirklich, was war zu thun?

— Du kannſt es aber nicht unterlaſſen, hinzugehn, begann ich. — Du mußt erfahren, wie ſich Alles zugetragen hat; vielleicht handelt es ſich um ein Verbrechen. Dieſen Leuten kann man Alles zutrauen . . . Man muß der Sache auf den Grund kommen. Denke doch nur daran, was in ihrem Manuſcript geſagt iſt: „Die Penſion hört mit ihrer Verheirathung auf, *geht* aber im Falle ihres Todes *auf Ratſch über*." Zudem mußt Du doch der Todten die letzte Ehre erweiſen, von ihr Abſchied nehmen!

Ich ſprach zu Fuſtow im Ton eines Mentors. eines älteren Bruders. Inmitten des Schreckens, des Schmerzes,

des verwunderten Fragens war in mir plötzlich ein unwillkürliches Gefühl von Ueberlegenheit, Fustow gegenüber, erwacht . . . sei es, weil ich ihn von dem Bewußtsein seiner Schuld niedergedrückt, moraliſch vernichtet daſtehen ſah, oder weil das Unglück, das einen Menſchen heimſucht, faſt immer ihn in den Augen der Andern herabſetzt und dieſe denken läßt: „es iſt alſo nicht viel an dir, da du dem nicht zu entgehen vermochteſt!“ Wie dem auch ſei, Fuſtow kam mir wie ein Kind vor — er that mir theils leid, theils fühlte ich die Nothwendigkeit der Strenge gegen ihn. Ich reichte ihm die Hand, aber von oben herab. Nur dem weiblichen Mitgefühl iſt es gegeben, ohne Hochmuth zu ſein.

Fuſtow ſtarrte mich nach wie vor, theilnahmlos und mit wirrem Blick an, — meine Autorität über ihn war augenſcheinlich wirkungslos, — und auf meine wiederholte Frage „Du wirſt doch zu ihnen gehn?“ antwortete er: Nein, ich gehe nicht.“

— Wie iſt das möglich! Willſt Du denn nicht ſelbſt Alles erfahren, fragen, wie Alles zugegangen? Vielleicht hat ſie einen Brief zurückgelaſſen . . . vielleicht ein wichtiges Document . . . wie kannſt Du wegbleiben?

Fuſtow ſchüttelte mit dem Kopf.

— Ich kann nicht hingehen, ſprach er dumpf. — Deßwegen kam ich eben zu Dir, um Dich zu bitten, ſtatt meiner . . . Ich ſelbſt kann nicht . . . kann nicht . . .

Fuſtow ſetzte ſich raſch an den Tiſch, bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen, und fing bitterlich an zu weinen.

— Ach, ach, du Arme, wiederholte er unter Thränen... Du Armſelige... wie lieb... wie liebte ich dich... ach, ach.

Ich ſtand neben ihm, — aber ich muß geſtehen, dieſes ohne Zweifel aufrichtige Schluchzen flößte mir nicht die mindeſte Theilnahme ein; mich wunderte nur, daß Fuſtow ſo weinen konnte — und es kam mir vor, als ob ich jetzt begreife, von welch' geringem Gehalt er ſei, — und wie ich an ſeiner Stelle ganz anders gehandelt hätte. So wunderlich ſind wir Menſchen! Wäre Fuſtow ganz ruhig geblieben, er wäre mir wahrſcheinlich haſſenswerth erſchienen, er hätte mir Widerwillen eingeflößt, aber in meiner Meinung hätte er nicht verloren ... ſeinen Nimbus hätte er behalten. — Don Juan wäre Don Juan geblieben! Sehr ſpät im Leben — und erſt nach manchen tief gehenden Erfahrungen — lernt der Menſch dem wirklich gefallenen oder in Schwachheit betroffenen Bruder Mitgefühl und Hilfe angedeihn zu laſſen, ohne ſich dabei im Geheimen an ſeiner eigenen Tugend und Kraft zu weiden, ſondern mit Demuth und vollem Verſtändniß für die Natürlichkeit, ja faſt Unvermeidlichkeit der Schuld.

XXIII.

Ich hatte Fuſtow ſehr muthig und entſchieden zu überreden verſucht, zu Ratſch zu gehen, als ich aber gegen

zwölf Uhr mich ſelbſt dahin aufmachte (Fuſtow wollte mich durchaus nicht begleiten und bat mich nur, ihm über Alles recht genau zu berichten), als ich um die Ecke der Straße biegend das Haus und in einem Fenſter den Schimmer brennender Lichter ſah, die nur am Sarge ſtehen konnten, da überfiel mich unſägliche Angſt und ich wäre am Liebſten umgekehrt . . . Allein ich überwand mich und trat in das Vorzimmer. Die Luft in demſelben war von Myrrhen- und Wachsgeruch*) geſchwängert; in der Ecke lehnte der Sargdeckel von Roſafarbe, mit ſilbernen Treſſen decorirt. Aus dem anſtoßenden Zimmer, dem Speiſezimmer, tönte das Gebetemurmeln des Küſters, wie das Summen einer eingeſchloſſenen Bremſe, eintönig herüber. Aus dem Gaſtzimmer blickte das verſchlafene Geſicht einer Dienſtmagd hervor. „Sie ſind wohl gekommen, Abſchied zu nehmen?“ fragte ſie mit halber Stimme und wies mich in das Speiſezimmer. Ich trat ein. Der Sarg ſtand mit dem Kopfende zur Thür; Suſanna's ſchwarzes Haar von einem weißen Gebetbande**) durchzogen, ragte

*) Bei kirchlichen Handlungen der Ruſſen, auch bei Leichenbegängniſſen, wird viel geräuchert, und es dürfen nur Wachskerzen angezündet werden. Der Ueberſetzer.

**) Einer jeden ruſſiſchen Leiche wird ein ſolches Gebetband, — Wentſchik, kleine Krone genannt, wohl als Sinnbild, daß die Seele dem Herrn angetraut werde, da auch bei den Trauungen die Brautleute große Kronen tragen, — auf die Stirn gelegt. Der Ueberſetzer.

über die aufgesteiften Franzen des Sargkissens hervor und fiel mir zuerst in die Augen. Ich trat an die Seite des Sarges, bekreuzigte mich, verneigte mich bis zur Erde*), blickte dann auf . . . Mein Gott! was für ein trauriger Anblick! Die Unglückliche! Sogar der Tod hatte kein Erbarmen mit ihr gehabt; er hatte nicht nur keinen Liebreiz über sie ausgegossen, sondern nicht einmal jenen rührenden Frieden, der da predigt „heimgegangen zur Ruhe", und der so häufig den Zügen Verstorbener aufgeprägt ist. Susannas kleines, dunkles, fast braunes Gesicht erinnerte an die sehr sehr alten Heiligenbilder, und was für ein Ausdruck lag auf diesem Gesicht! Ein Ausdruck, als ob sie eben einen gellenden, verzweifelten Schrei habe ausstoßen wollen — und plötzlich gestorben sei, ohne sich durch diesen Schrei Luft gemacht zu haben . . . sogar die Falten zwischen den Augenbrauen hatten sich nicht geglättet und die Finger waren krampfhaft zusammengezogen. Unwillkürlich mußte ich meine Blicke abwenden; aber nach wenigen Augenblicken zwang ich mich, sie anzusehen, sie lange und aufmerksam zu betrachten. Mitleid erfüllte meine Seele, außerdem aber auch ein anderes Gefühl. „Sie ist eines gewaltsamen Todes gestorben", entschied ich bei mir selbst, „darüber ist kein Zweifel". Während ich da stand und die Leiche betrachtete, war der

*) Als Ausdruck des inbrünstigen Gebets.

Küſter, welcher anfänglich ſeine Stimme gehoben und einige Worte verſtändlich ausgeſprochen hatte, wieder in ſeinen ſchläfrigen Ton verfallen und hatte einige Male gegähnt. Ich verneigte mich wieder bis zur Erde und trat in das Vorzimmer. Auf der Schwelle des Gaſtzimmers erwartete mich ſchon Herr Ratſch, in einen bunten, bucharischen Schlafrock gekleidet, und winkte mir mit der Hand, ihm in ſein Kabinet, — faſt hätte ich geſagt, in ſeine Fuchsgrube — zu folgen. Dieſes Kabinet war finſter und eng, ganz durchzogen von ſäuerlichem Tabaksgeruch und ganz dazu angethan, an das Lager eines Wolfs oder an den Bau eines Fuchſes zu erinnern.

XXIV.

— Eine Herzzerreißung! . . . Eine Zerreißung dieſer Häutchen . . . dieſer Membranen . . . Sie wiſſen ſchon . . . dieſer Häutchen, begann Ratſch, nachdem er kaum die Thür geſchloſſen hatte. — Was für ein Unglück! Noch geſtern Abend konnte man das nicht ahnen, und plötzlich rrrrr — krach, geborſten! und Alles zu Ende! Da kann man wirklich ſagen: „heute roth, morgen todt"! Freilich, man hätte das erwarten ſollen; ich habe es auch immer erwartet . . . Noch in Tambow hatte mir der Regimentsarzt Galimbowski, Vikenti Kaſimirowitſch . . . Sie haben gewiß von ihm gehört . . . ein ausgezeichneter Arzt, eine Berühmtheit!

— Ich höre zum erſtenmal ſeinen Namen, warf ich ein.

— Gleich viel; nun ſehen Sie, fuhr Herr Ratſch fort, anfänglich mit leiſer Stimme, dann immer lauter und lauter und zwar, zu meiner Verwunderung, mit einem ſtark deutſchen Accent, — er warnte mich immer: „Iwan Demjanitſch, theurer Freund, ſeien Sie auf Ihrer Hut! Ihre Stieftochter hat einen organiſchen Fehler des Herzens — hypertrophia cordialis! Ein Geringes ſchon kann Gefahr bringen. Vor allen Dingen müſſen ſtarke Erregungen vermieden werden . . . Es muß auf den Verſtand eingewirkt werden . . . Aber Sie wiſſen's doch ſelbſt, kann man das bei jungen Mädchen? . . . auf den Verſtand einwirken? . . . H . . . h . . . a . . .

Herr Ratſch war im Begriff, in ſein gewohntes Gelächter auszubrechen, doch beſann er ſich noch zur rechten Zeit — und ließ den angeſetzten Ton in einen Huſten auslaufen.

Und das ſagte Herr Ratſch! nach all'dem, was ich über ihn erfahren hatte . . . Ich hielt es jedoch für angemeſſen, ihn zu fragen, ob ein Arzt gerufen worden ſei?

Herr Ratſch ſprang in die Höhe.

— Freilich . . . es wurden ſogar zwei gerufen, aber es war ſchon alles vorbei! Und denken Sie ſich: beide hatten ſich gleichſam verabredet: Eine Zerreißung des Herzens! Beide gebrauchten daſſelbe Wort. Beide ſchlugen

vor, die Leiche zu seciren; aber dazu . . . Sie können sich's denken, gab ich meine Zustimmung nicht.

— Und morgen findet die Beerdigung statt? fragte ich.

— Ja, ja morgen, morgen bestatten wir unser Täubchen! Die Leiche wird präcise eilf Uhr aus dem Hause gebracht werden . . . in die Kirche zum heiligen Nikolaus auf Hühnerfüßen . . . Sie kennen diese Kirche? Sonderbare Namen führen unsere russischen Kirchen. Und von da geleiten wir sie zur letzten Ruhestätte in der feuchten Mutter Erde! Sie werden doch kommen? Wir haben zwar erst vor Kurzem Bekanntschaft gemacht, ich darf aber behaupten, Ihre ausgezeichnete Liebenswürdigkeit, Ihre erhabenen Gefühle . . .

Ich beeilte mich, durch ein Kopfnicken die Einladung anzunehmen.

— Ja, ja, seufzte Herr Ratsch. — Das . . . das war wirklich, wie man zu sagen pflegt, ein Blitz aus heiterem Himmel!

— Und hat Susanna Iwanowna vor ihrem Tode nichts gesagt, nichts zurückgelassen?

— Durchaus nichts! Nicht das Mindeste! Kein Flickchen Papier! Denken Sie sich, als ich zu ihr gerufen wurde, als man mich aufweckte — stellen Sie sich vor, da war sie schon kalt! Das ist mir sehr nahe gegangen; sie hat uns Alle sehr betrübt! Alexander Dawidowitsch

wird gewiß auch bedauern, wenn er von ihrem Tode hören wird . . . Man ſagt, er ſei jetzt nicht in Moskau?

— Er war wirklich für ein paar Tage verreiſt, begann ich eben . . .

— Victor Iwanowitſch beſchwert ſich, daß der Schlitten ſo lange nicht angeſpannt wird, unterbrach mich das hereintretende Dienſtmädchen, daſſelbe, welches mir im Vorzimmer begegnet war. Ihr immer noch verſchlafenes Geſicht frappirte mich durch den Ausdruck frecher Grobheit, den die Dienſtboten annehmen, wenn ſie wiſſen, daß ihre Herrſchaft von ihnen abhängt und nicht wagen wird, ſie weder zu ſchelten, noch zu ſtrafen.

— Sogleich, ſogleich, beeilte ſich Iwan Demjanitſch zu antworten. — Eleonore Karpowna! Leonore! Lenchen! kommen Sie, bitte, her!

Man hörte hinter der Thür die Bewegung eines ſchweren Körpers und faſt gleichzeitig ertönte Victors gebieteriſcher Ausruf: „Warum wird denn nicht angeſpannt ich werde doch nicht zu Fuß auf die Polizei laufen ſollen?“

— Sogleich, ſogleich, ſprach Iwan Demjanitſch mit derſelben Eilfertigkeit — Eleonore Karpowna, ſo kommen Sie doch!

— Aber Iwan Demjanitſch, hörte man ihre Stimme, — ich habe keine Toilette gemacht!

— Macht nichts! Komm herein!

Eleonore Karpowna trat herein in einem vorn geſchlitzten

Morgenkleid, das Tüchelchen, welches den nackten Hals bedecken ſollte, hielt ſie mit zwei Fingern — und ihre Haare hatte ſie nicht Zeit gefunden zu kämmen. Iwan Demjanitſch eilte ſogleich auf ſie zu.

— Sie hören, Victor verlangt nach dem Schlitten, ſagte er und wies ungeduldig mit dem Finger bald auf die Thür, bald auf das Fenſter. Geben Sie die nöthigen Befehle, aber hübſch ſchnell! Der Kerl ſchreit ſo!

— Der Victor ſchreit immer, Iwan Demjanitſch, Sie wiſſen wohl, antwortete Eleonore Karpowna; — ich ſelbſt habe auch ſchon dem Kutſcher befohlen, daß er anſpanne, aber er füttert gerade das Pferd. Welch' ein Unglück uns plötzlich widerfahren iſt, fügte ſie, ſich an mich wendend, hinzu; — und wer konnte das von Suſanna Iwanowna erwarten?

— Ich habe das immer erwartet, immer! rief Ratſch und hob dabei ſeine Arme in die Höhe, ſo daß ſein buchariſcher Schlafrock vorn auseinander wich und höchſt widerliche Unausſprechliche aus Gemsleder mit Meſſingſchnallen am Gürtel zum Vorſchein kommen ließ. — Eine Herzzerreißung! ein Berſten der Membranen! Hypertrophie!

— Nun ja, verſuchte Eleonore Karpowna ihm nachzuſprechen, — Hypo . . . Nun dies da. Aber ich bedauere doch ſehr, recht ſehr, muß ich wiederum ſagen . . . Und ihr plumpes Geſicht verzog ſich allmälig, die Augenbrauen nahmen die Geſtalt von Dreiecken an und ein

winziges Thränchen rollte über die volle, gleichsam wie bei einer Puppe lackirte Wange ... — Es thut mir sehr leid, daß ein so junges Wesen, das noch lange hätte leben und Alles genießen können ... Alles ... Und nun plötzlich dieser verzweifelte Fall! ...

— Na gut, gut ... geh', Alte! unterbrach sie Herr Ratsch.

— Geh' schon, geh' schon, brummte Eleonore Karpowna und ging hinaus, indem sie noch immer ihr Tüchelchen mit den Fingern festhielt und ein paar Thränchen fallen ließ.

Auch ich ging sogleich hinter ihr hinaus. Im Vorzimmer stand Victor im Studentenmantel mit einem Biberkragen und hatte die Mütze verwegen auf den Kopf gedrückt. Ueber die Schulter hin schielte er nach mir, machte sich an seinem Kragen zu schaffen und grüßte mich nicht, wofür ich ihm innerlich sehr verbunden war.

Ich kehrte zu Fustow zurück.

XXV.

In einer Ecke seines Kabinets saß mein Freund mit gesenktem Haupt, die Arme über der Brust gekreuzt. Eine Art von Stumpfsinn hatte sich seiner bemächtigt. Er schaute mit jenem anhaltenden Ausdruck des Erstaunens um sich, mit welchem Leute, die eben aus einem tiefen Schlaf aufgerüttelt sind, ihre Umgebung anblicken, ohne sie voll-

ständig zu erkennen. Ich erzählte ihm meinen Besuch bei Herrn Ratsch, wiederholte ihm die Worte des Veteranen und seiner Frau, schilderte ihm den Eindruck, den beide auf mich gemacht hatten und theilte ihm meine Ansicht mit, daß das unglückliche Mädchen sich selbst entleibt habe . . . Fustow hörte mit unverändertem Gesichtsausdruck zu und blickte mit demselben Erstaunen um sich. —

— Hast Du sie gesehen? fragte er mich endlich.

— Ja wohl habe ich Sie gesehen.

— Im Sarge?

Fustow wollte es noch immer nicht glauben, daß Susanna wirklich gestorben sei.

— Ja, im Sarge.

Fustow schielte rechts und links, senkte die Augen und rieb sich leise die Hände.

— Dich friert? fragte ich ihn.

— Ja, Freund, es ist kalt, antwortete er zögernd und wackelte blöde mit dem Kopfe.

Ich begann ihm deutlich zu machen, daß Susanna sich ohne Zweifel vergiftet habe, oder von Andern vergiftet worden sei, und daß wir die Sache nicht auf sich beruhen lassen dürften . . .

Fustow starrte mich an.

— Was läßt sich denn hier thun? fragte er, die Augen langsam, aber weit aufschlagend. — Es ist ja noch viel schlimmer . . . wenn man den Zusammenhang

erfährt. Man würde wohl gar die Beerdigung nicht zulaſſen. Laſſen wir es lieber! . . .

Dieſe ſehr nahe liegende Rückſicht war mir gar nicht eingefallen. Mein Freund konnte ſeinen praktiſchen Sinn nicht verleugnen.

— Wann wird ſie beerdigt? fragte er.

— Morgen.

— Wirſt Du hingehen?

— Gewiß.

— In's Haus, oder gleich in die Kirche?

— Sowohl in's Haus als in die Kirche, und ſodann auf den Kirchhof.

— Ich werde aber nicht hingehen . . . Ich kann nicht, ich kann nicht, flüſterte Fuſtow und fing an zu ſchluchzen. Auch am Morgen hatte er bei denſelben Worten heftig zu weinen begonnen. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß es mit dem Weinen häufig ſo geht, daß nur gewiſſe, größtentheils ganz unbedeutende, aber doch beſtimmte Worte, — gerade dieſe und keine anderen — die Macht haben, die Thränenquelle zu erſchließen, den Menſchen zu erſchüttern, in ihm die wehmüthige Empfänglichkeit für fremdes und eigenes Leid zu wecken . . . Es iſt mir noch erinnerlich, wie eine Bäuerin den plötzlichen Tod ihrer Tochter während des Mittagseſſens ſchilderte, und jedesmal in Thränen ausbrach, ihre Erzählung nicht fort-

ſetzen konnte und über folgenden Paſſus nicht hinauskam: „Ich frage ſie, was willſt Du, Thekla? und ſie antwortet: wohin, Mutter, haſt Du das Salz ... wohin das Salz ... Sa .. alz“ Das Wort „Salz“ brachte ſie zu Thränen. — Wie am Morgen, ſo rührten mich Fuſtow's Thränen auch jetzt nur wenig. Es war mir unbegreiflich, warum er mich nicht fragte, ob nicht Suſanna etwas für ihn zurückgelaſſen habe. Ihre gegenſeitigen Liebesbeziehungen erſchienen mir wie ein Räthſel: und ſie ſind mir auch ein Räthſel geblieben.

Nachdem Fuſtow ein Viertelſtündchen geweint hatte, ſtand er auf, legte ſich auf den Divan mit dem Geſicht zur Wand — und blieb unbeweglich liegen. Ich wartete ein wenig, — als ich jedoch ſah, daß er ſich nicht rührte und auf meine Fragen nicht antwortete, beſchloß ich, mich zu entfernen. Vielleicht thue ich ihm Unrecht, aber ich glaube faſt, er war eingeſchlafen. Uebrigens würde ja das auch noch nicht beweiſen, daß er für den Kummer unempfänglich ſei ... ſondern nur ſo viel, daß ſeine Natur die Empfindungen der Trauer nicht lange zu tragen vermochte ... Sein Naturell war doch gar zu gemäßigt!

XXVI.

Am andern Morgen präciſe eilf Uhr war ich zur Stelle. Der Schnee fiel in feinen Flocken aus den niedrig gehenden

Wolken locker herab. Die Kälte war unbedeutend, Thauwetter war im Anzuge, aber zuweilen spürte man scharfe, unangenehme Luftströmungen . . . Recht ein Wetter, wie um die Fastenzeit, ganz dazu angethan, sich eine Erkältung zu holen! Ich traf Herrn Ratsch am Eingange seines Hauses. Im schwarzen, mit Trauerbinde versehenen Frack, barhäuptig, machte er sich viel zu schaffen, gesticulirte mit den Händen, klatschte auf die Lenden, ertheilte schreiend Befehle, bald in's Haus hinein, bald auf die Straße hinaus in der Richtung des vorgefahrenen Leichenwagens mit weißem Katafalk und zweier Miethkutschen, neben denen vier Garnisonssoldaten, in schwarzen Trauermänteln über ihren abgetragenen Soldatenröcken und in großen dreieckigen, mit schwarzen, flatternden Florenden ausgeputzten, tief in die Stirn gedrückten Trauerhüten, gleichgültig mit den noch nicht angezündeten Fackeln im lockeren Schnee wühlten. Das dichte graue Haar des Herrn Ratsch, das sein rothes Gesicht wie eine Mütze einrahmte, stand in die Höhe und seine laute, metallische Stimme — versagte ihm zuweilen vor Anstrengung. „Wo bleibt der Grünstrauch! Grünstrauch hierher! schrie er, — „gleich wird der Sarg herausgebracht werden! Grünstrauch! Streut doch Grünstrauch! Aber rasch!" rief er noch einmal und sprang in's Haus. Trotz meiner Pünktlichkeit war ich zu spät gekommen; Herr Ratsch hatte es für nöthig befunden, Alles zu beeilen. Das Todtenamt war schon zu Ende; die Priester, von denen

der eine eine Kamilawka*) trug und der andere, etwas jüngere, seine Haare sorgfältig gekämmt und mit Oel getränkt hatte — traten, von den Kirchendienern gefolgt, soeben vor die Thür. Bald darauf wurde auch der Sarg von dem Kutscher, zwei Hausknechten und dem Wasserträger hinausgetragen. Herr Ratsch folgte unmittelbar dem Sarge, dessen Deckel er mit seinen Fingerspitzen berührte, und wiederholte immer: „vorsichtig, vorsichtig!" Hinter ihm bewegte sich wackelnd Eleonore Karpowna im schwarzen, mit Kreppschleifen besetzten Kleide, von ihren Kleinen umgeben; hinter Allen schritt Victor einher, in einer nagelneuen Uniform, mit umflortem Degengriff. Keuchend und schwankend stellten die Träger den Sarg auf den Leichenwagen; die vier Soldaten zündeten die Fackeln an, welche sogleich zu prasseln und zu qualmen begannen, eine Bettelfrau, die zufällig herzugetreten war, stimmte eine Klage an, die Kirchendiener intonirten Kirchenlieder, der Schnee fiel plötzlich dichter, Herr Ratsch rief „vorwärts mit Gott!" und der Trauerzug setzte sich in Bewegung. Das Gefolge bestand, die Familie Ratsch nicht mitgerechnet,

---

*) Eine Sammetkappe von eigenthümlicher Form, die als Auszeichnung verliehen, beim Gottesdienst und im Zimmer getragen und nur beim Verlesen des Evangeliums abgenommen wird. — Die Priester tragen langes Haar und gehen, wie übrigens auch die Laien, im Trauerzuge stets barhäuptig. Der Uebersetzer.

aus fünf Personen: einem verabschiedeten, sehr dürftig gekleideten Officier der Wassercommunication, mit einem sehr verblaßten Stanislaus-Ordensband um den Hals (dieser Officier war vielleicht nur für die Gelegenheit gedungen); — dem Gehilfen des District-Polizeiofficiers, einem sehr kleinen Mann mit demüthiger Miene, aber begehrlichen Augen; einem alten Herrn in einem, damals lange schon aus der Mode gekommenen Kamelot-Mantel; einem sehr corpulenten Fischhändler in langem, blauem Kaufmannsrock, der stark nach Fisch roch, und aus mir. Die Abwesenheit des schönen Geschlechts (denn die beiden Tanten von Eleonore Karpowna, die Schwestern des Wurstmachers, und eine verwachsene Dame mit blauer Brille auf der bläulichen Nase konnte man unmöglich demselben beizählen), die Abwesenheit von Freundinnen und Altersgenossinnen der Verstorbenen fiel mir anfänglich auf; aber ein kurzes Nachdenken erinnerte mich daran, daß Susanna bei ihrem Charakter, ihrer Erziehung und Vergangenheit, in dem Kreise, in welchem sie lebte, keine Freundinnen gehabt haben konnte. In der Kirche hatten sich viele Menschen, — jedoch mehr Fremde als Bekannte, wie man am Ausdruck der Gesichter sogleich erkennen konnte, — eingefunden. Der Trauergottesdienst währte nicht lange. Mich wunderte es, daß Herr Ratsch sich so eifrig bekreuzigte, als sei er ein ächter Russe, und sogar in den Kirchengesang mit einstimmte, freilich nur in die Melodie. Als nun der Moment herannahte, wo

von der Leiche zum letztenmal Abſchied genommen wird, verneigte ich mich vor ihr, jedoch ohne ſie zu küſſen, wie es üblich iſt. Herr Ratſch dagegen führte dieſe ſchreckliche Sitte ſehr unbefangen aus und forderte den Officier mit dem Stanislaus-Orden, vor dem er ſich ehrerbietig mit dem ganzen Oberkörper verneigte, in einer Weiſe zu dieſem Abſchiedskuß auf, als ob er ihn zur Mahlzeit bitte, faßte darauf der Reihe nach ſeine Kinder unter die Arme, hob ſie mit einem Schwung hoch empor und trug ſie ſo an den Sarg. Nachdem auch Eleonore Karpowna von der Leiche Abſchied genommen hatte, erfüllte ſie mit ihrem Schluchzen die ganze Kirche, beruhigte ſich jedoch ſehr bald und fragte nur wiederholt mit ungeduldigem Geflüſter: „Wo iſt aber mein Strickbeutel?“ Victor ſtand bei Seite — und ſchien durch ſeine ganze Haltung ausdrücken zu wollen, wie erhaben über alle dergleichen Gebräuche er ſei und wie er nur eine Pflicht des Anſtandes übe. Am meiſten Theilnahme zeigte der alte Mann im Camelot-Mantel, der vor etwa fünfzehn Jahren als Landmeſſer im Tambowſchen Gouvernement gedient und ſeitdem Herrn Ratſch nicht wiedergeſehen hatte; Suſanna hatte er gar nicht gekannt, aber er hatte den Zeitpunkt wahrgenommen, um am Buffet zwei Spitzgläſer Rum zu leeren. Meine Tante war auch in die Kirche gekommen. Sie hatte zufällig erfahren, daß die Verſtorbene daſſelbe junge Mädchen ſei, welches mich beſucht hatte, und gerieth darüber in eine un-

beſchreibliche Aufregung! Sie konnte es nicht über ſich gewinnen, mich einer böſen That zu verdächtigen, andererſeits aber vermochte ſie ein ſo auffallendes Zuſammentreffen der Umſtände ſich nicht zu erklären . . . Ich glaube faſt, ſie vermuthete, Suſanna habe aus Liebe zu mir ſich zum Selbſtmorde entſchloſſen. Meine Tante war in ganz dunkle Gewänder gehüllt; mit tiefbekümmertem Herzen und unter Thränen betete ſie auf den Knieen für den Seelenfrieden der Entſchlafenen und ſtellte vor dem Heiligenbilde „der troſtreichen Mutter Gottes" eine dicke Wachskerze*) auf . . . Mit ihr war auch „Amichen" gekommen, auch ſie betete, aber mehr noch beobachtete ſie mich, und ſchauderte . . . Leider war dieſe alte Jungfer gegen mich nicht gleichgültig. Beim Ausgang aus der Kirche vertheilte meine Tante alles Geld, das ſie bei ſich hatte — mehr als zehn Rubel — unter die anweſenden Bettler.

Endlich war das Abſchiednehmen vorüber. Man ging daran, den Sarg zu ſchließen. Während des ganzen Todtenamts hatte ich nicht den Muth, das verzerrte Ge-

*) In der ruſſiſchen Kirche pflegen die Andächtigen Wachskerzen vor den Heiligenbildern aufzuſtellen und anzuzünden. Es ſind ſolche an den Kirchenthüren in allen Größen zu haben; man wählt ſie je nach Vermögen und nach dem Grade der Andacht. Im Text iſt ein Rubel-Licht, alſo eine Kerze, die reichlich ein Pfund wiegt, genannt.

Der Ueberſetzer.

ſicht der armen Suſanna gerade anzuſehen; aber ſo oft auch mein Blick ihre Züge ſtreifte, jedesmal glaubte ich in ihnen den Vorwurf zu leſen: „er iſt nicht gekommen, er iſt nicht gekommen.“ Als nun der Sarg geſchloſſen werden ſollte, konnte ich nicht länger widerſtehen, ich warf einen raſchen Blick auf die Verſtorbene. „Warum haſt Du es gethan? fragte ich unwillkürlich . . . „Er iſt nicht gekommen!“ glaubte ich zum letzten Male zu vernehmen . . .

Einige Hammerſchläge, und Alles war vorbei.

XXVII.

Wir gaben dem Sarge das Geleit zum Kirchhof. Etwa vierzig Menſchen folgten dem Leichenwagen, ein bunter, im Grunde müßiger Haufen. Ueber eine Stunde verbrachten wir auf dem ermüdenden Gang. Das Wetter wurde immer unangenehmer. Auf halbem Weg ſtieg Victor in einen nachfolgenden Wagen; aber Herr Ratſch ſchritt rüſtig auf dem feuchten Schnee vorwärts; ganz ebenſo mochte er einhergeſchritten ſein, als er damals, nach dem verhängnißvollen Auftritt mit Sſemen Matweitſch, das von ihm für immer unglücklich gemachte Mädchen triumphirend in ſein Haus abführte. Die Haare des Veteranen und ſeine Augenbrauen waren mit Schneeflocken wie gepudert; zuweilen athmete er ſchwer und keuchte wohl auch, dann aber nahm er ſich wieder zuſammen, richtete ſich kräftig auf, und ſeine vollen braunrothen Wangen glätteten ſich

wieder . . . Wahrlich man konnte glauben, er lache. „Nach meinem Tode geht die Pension auf Iwan Demjanitsch über", recapitulirte ich unwillkürlich aus Susanna's Manuscript. Endlich gelangten wir auf den Kirchhof und an das frisch gegrabene Grab. Die letzte Ceremonie währte nicht lange; Allen war die Kälte lästig geworden, Alle hatten Eile. Auf Stricken wurde der Sarg in die gähnende Tiefe hinabgelassen und man begann, ihn mit Erde zu bedecken. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte Herr Ratsch seinen guten Muth; so rasch, mit so viel Kraft, mit so viel Schwung warf er seine drei Hand voll Erde auf den Sargdeckel, so selbstbewußt schob er dabei den einen Fuß vor, so imposant lehnte er seinen Oberkörper zurück . . . kurz, er hätte nicht energischer bei der Sache sein können, wenn er in der Lage gewesen wäre, seinen grimmigsten Feind zu steinigen. Auch hier, wie vordem in der Kirche, stand Victor abseits, hüllte sich in seinen Mantel und strich wohlgefällig mit dem Kinn den neuen Biberkragen; die übrigen Kinder des Herrn Ratsch ahmten eifrig ihrem Vater nach. Es gewährte ihnen ein großes Vergnügen, mit Sand und Erde zu werfen, was man ihnen übrigens auch nicht verdenken kann. Bald stand an Stelle der Grube ein Hügel da, und wir schickten uns eben an, den Kirchhof zu verlassen, als unerwartet Herr Ratsch militärisch Links-um-kehrt machte, auf die Lende klatschte und „allen verehrten Mannspersonen" ankündigte, daß er uns und

die „hochwürdige Geistlichkeit“ zu einem „Gedächtnißmahl“ einlade, welches in der Nähe des Kirchhofes in dem großen Saale eines sehr anständigen Wirthshauses durch die Bemühung unseres werthgeschätzten Sigismund Sigismundowitsch veranstaltet sei... Er wies bei diesen Worten auf den Gehilfen des Polizeiofficiers und fügte hinzu, daß er, nämlich Iwan Demjanitsch, trotz seines sehr großen Kummers und seiner lutherischen Confession, doch als ächter Russe die alten russischen Sitten sehr hoch halte. „Meine Gemahlin“, rief er aus — „und die Damen, die mit ihr hierher zu kommen geruhten, mögen nach Hause fahren, wir aber, wir Mannspersonen, wollen bei dem bescheidenen Mahle des Schattens der Hingeschiedenen gedenken!“ Die Einladung des Herrn Ratsch wurde mit allgemeiner Theilnahme aufgenommen. Die hochwürdigen Geistlichen wechselten unter einander bedeutungsvolle Blicke, der Officier der Wassercommunication aber klopfte Iwan Demjanitsch auf die Schulter, nannte ihn einen guten Patrioten und die Seele der Gesellschaft.

Wir machten uns alle zusammen auf den Weg. Im Wirthshause, inmitten eines geräumigen, aber ziemlich leeren Zimmers des zweiten Stocks, standen zwei von Stühlen umgebene Tische, bedeckt mit Flaschen, Speisen und Tellern. Die Ausdünstungen des feuchten Mauerüberwurfs, untermischt mit den von Branntwein und Fastenöl, berührten unangenehm die Geruchsnerven und beengten das

Athmen. Der Gehilfe des Polizei-Officiers lud, in seiner Eigenschaft als Festordner, die Geistlichen ein, am oberen, vorzugsweise mit Fastenspeisen besetzten Ende der Tafel Platz zu nehmen; nach den Geistlichen ließen sich auch die übrigen Gäste nieder und das Gastmahl begann. Ich hätte gern diesen feierlichen Ausdruck „Gastmahl" vermieden, aber kein anderer würde besser dem Wesen der Sache entsprechen. Anfänglich ging Alles ziemlich still zu, sogar mit einem Anstrich von Wehmuth; die Kauwerkzeuge arbeiteten, die Gläser wurden geleert, aber man hörte dazwischen doch auch Seufzer, mochten es nun Laute des Wohlbehagens an den Speisen, oder auch des Mitgefühls sein; man hörte vom Tode sprechen, von der Kürze des menschlichen Lebens, von der Vergänglichkeit irdischer Hoffnungen; der Officier erzählte eine Anecdote, zwar kriegerischen, doch belehrenden Inhalts; der Geistliche mit der Kamilawka belobte ihn dafür und erzählte einen merkwürdigen Zug aus dem Leben des heiligen Iwan-des-Kriegers; der andere Priester mit dem schöngekämmten Haar verwandte zwar sehr viel Aufmerksamkeit auf die Speisen, fand aber doch Gelegenheit, etwas Erbauliches über die jungfräuliche Tugend zum Besten zu geben; — aber allmälig nahm Alles eine andere Gestalt an. Die Gesichter hatten sich geröthet, die Stimmen waren laut geworden, die Heiterkeit machte ihre Rechte geltend; es ertönten abgebrochene Ausrufungen, man bekam liebkosende Anreden, wie etwa „Du, mein liebes

Brüderchen", „mein Herzchen", „mein Mäuschen" und ſogar „Du, Ferkelchen", zu hören; kurz, alle die Aeußerungen, an denen der Ruſſe ſo reich iſt, wenn ihm einmal das Herz aufgeht, — ſie ertönten von allen Seiten. Als nun gar die Korken des Champagners vom Don ſprangen, da wurde es ſehr laut: Der Eine krähte wie ein Hahn, ein Anderer erbot ſich, das Glas, welches er eben geleert hatte, zu zerbeißen und zu verſchlucken. Herr Ratſch, nun nicht mehr roth, ſondern violet, ſtand plötzlich auf; ſchon vordem war er ſehr laut geweſen und hatte viel gelacht, jetzt aber erbat er ſich die Erlaubniß, einen Speech zu halten. „Reden Sie! Halten Sie uns einen Speech!" wurde von allen Seiten gerufen; der alte Mann im Camelot-Mantel rief ſogar „Bravo!" und applaudirte ... übrigens lag er bereits am Boden. Herr Ratſch hob ſein Glas hoch über den Kopf und erklärte, er habe die Abſicht, in wenigen, aber „beredten" Worten auf die Verdienſte der ſchönen Seele hinzuweiſen, die, hier ihre irdiſche Hülle zurücklaſſend, jetzt im Himmel weile. Sie tauchte ... Herr Ratſch verbeſſerte ſich: ſie verſank ... Er verbeſſerte ſich abermals ... ſie verſenkte ! ..

— Vater Diakon!*) · Verehrteſter! Herzensfreund!

*) Der Diakon hat die erſte Stufe der geiſtlichen Weihen und iſt der beſtändige Aſſiſtent des Prieſters bei allen geiſtlichen Handlungen. Der Ueberſetzer.

hörte man Jemand mit gedämpfter Stimme, aber ſehr eindringlich flüſtern: — Du haſt, ſagt man, eine Stentorſtimme; thu' mir den Gefallen, ſtimme herzhaft an: „Auf freien Fluren leben wir."

— St . . . St . . . Nicht doch! Was fällt Euch ein, hörte man von verſchiedenen Seiten.

— . . . Sie verſenkte die ganze ihr anhangende Familie, fuhr Herr Ratſch fort und warf einen ſtrengen Blick auf den Freund des Geſanges; — verſenkte uns Alle in eine durch nichts zu erſetzende Trauer! Wahrlich! rief Iwan Demjanitſch aus — das ruſſiſche Sprichwort hat Recht: das Schickſal biegt uns zu Krummholz, ohne uns erſt zu erweichen . . . und wenn es uns zerbricht . . .

— Halt! meine Herren! ſchrie plötzlich eine heiſere Stimme am andern Ende der Tafel; — man hat mir ſoeben mein Portemonnaie geſtohlen! . . .

— Ach Du Hallunke! quikte eine andere Stimme, und — bautz! erſchallte eine Ohrfeige.

Mein Himmel! Wie ging es nun her! Man hätte ſagen können, ein wildes Thier, das bis dahin nur zuweilen ſich in uns gerührt und geknurrt hatte, habe nun plötzlich die Kette zerbrochen und ſich aufgebäumt in der ganzen Kraft ſeiner trotzigen Wildheit. Es ſchien, als ob Alle im Geheimen einen „Skandal", als den naturgemäßen Zubehör und die Löſung eines ſolchen Gaſtmahls, erwarteten; Alle beeilten ſich, ihn zu ſchüren, ſich an ihm

zu betheiligen . . . Teller und Gläſer klirrten und zerſchellten, Stühle wurden umgeworfen, es ertönte ein durchdringendes Schreien, Arme wurden erhoben, Rockſchöße flogen, es entſpann ſich eine Prügelei!

— Schlag zu! ſchlag zu! ſchrie mit wüthender Stimme mein Nachbar, der Fiſchhändler, der bis dahin der friedfertigſte Menſch von der Welt zu ſein ſchien — freilich, er hatte im Stillen an zehn Gläſer Wein geleert. — Schlag zu!

Auf wen zugeſchlagen werden ſollte und weßwegen — das wußte er ſelbſt nicht, aber dennoch brüllte er.

Der Gehilfe des Polizeioffiziers, der Officier der Waſſercommunication, ja, Herr Ratſch ſelbſt, der wohl nicht erwartet hatte, daß ſeine Beredtſamkeit ſo plötzlich abgeſchnitten werden würde, machten Verſuche, die Ruhe wieder herzuſtellen . . . doch ihre Anſtrengungen waren erfolglos. Mein Nachbar, der Fiſchhändler, ergrimmte ſogar gegen Herrn Ratſch.

— Du haſt das Mädchen zu Tode gequält, dreimal verfluchter deutſcher Hund, ſchrie er ihn an und drohte mit der Fauſt; — haſt die Polizei beſtochen und nun nimmſt du den Mund voll!?

Da ſtürzten die Kellner herbei . . .

Was noch weiter geſchah, — weiß ich nicht mehr; ich ergriff eilig meine Mütze und ſtürzte hinaus! Ich hörte nur noch ein furchtbares Krachen und bemerkte auf meinem

ſchleunigen Rückzuge, daß im Haar des alten Mannes im Camelot-Mantel ein Härings-Skelet hängen geblieben war, daß ein breitkrämpiger Prieſterhut über das ganze Zimmer hin geſchleudert wurde, daß Victor, auffallend blaß, in einer Ecke kauerte, und daß eine nervige Fauſt einen röthlichen Bart zauſte . . . Das waren die letzten Eindrücke, die ich von dem „Gedächtnißmahle“ mitnahm, welches der verehrte Sigismund Sigismundowitſch zu Ehren der armen Suſanna veranſtaltet hatte.

Nachdem ich mich etwas erholt, ging ich zu Fuſtow, um ihm Alles zu erzählen, was ich an dieſem Tage erlebt hatte. Er hörte mich ſitzend an, ohne ſeinen Kopf zu heben, ſeine beiden Hände hatte er unter die Beine geſteckt. Mit dem Ausruf: „Ach, du arme, arme Seele!“ legte er ſich wieder auf den Divan und wandte mir den Rücken zu.

Acht Tage ſpäter hatte er ſich von dieſem Schlage vollſtändig erholt und begann ſein früheres Leben von Neuem. Ich bat mir von ihm Suſanna's Manuſcript als Andenken aus, und es koſtete ihm keine Ueberwindung, meinem Wunſche zu willfahren.

XXVIII.

Es waren einige Jahre vergangen. Meine Tante war geſtorben und ich aus Moskou nach Petersburg übergeſiedelt. Auch Fuſtow kam dorthin und nahm Dienſte

im Finanzministerium. Jedoch verkehrte ich mit ihm nur selten; er hatte in meinen Augen aufgehört, interessant zu sein: er war ein Beamter, so wie sie alle sind, und nichts weiter! Wenn er noch lebt und nicht geheirathet hat, so wird er gewiß noch derselbe sein; er wird drechseln und pappen und turnen, wird, wie früher, Herzen angeln und seinen Freundinnen Napoleon in himmelblauer Uniform in's Album zeichnen. — Ich hatte Veranlassung, in Geschäften nach Moskau zu reisen. Dort hörte ich zu meiner, ich muß es gestehen, nicht geringen Verwunderung, daß die Verhältnisse meines ehemaligen Bekannten, des Herrn Ratsch, eine ungünstige Wendung genommen hatten: Seine Frau hatte ihn zwar noch mit Zwillingen, zwei Knaben, beschenkt, die er als „ächter Russe" Brätschislaw und Wätscheslaw getauft hatte, allein sein Haus war abgebrannt, er hatte seinen Abschied nehmen müssen und, was das Schlimmste war: sein ältestes Söhnchen, Victor, saß fortwährend im Schuldthurm. In einer Gesellschaft, in welcher ich mich befand, wurde Susanna's Erwähnung gethan, und zwar in der allerungünstigsten, kränkendsten Weise! Ich bot Alles auf, das Andenken des armen Mädchens, dem das Schicksal sogar das Almosen der Vergessenheit vorenthalten, vor Verunglimpfung zu schützen, allein meine Erörterungen machten auf meine Zuhörer keinen Eindruck. Nur einen unter ihnen, einen jungen, poetisch angelegten Studenten, in seiner ungünstigen Meinung zu erschüttern,

gelang mir. Am andern Tage schickte er mir ein Gedicht, das ich freilich schon vergessen habe, bis auf den letzten Vers, der etwa so lautete:

Ist's möglich, daß noch bis zur stillen Gruft
Die Stimme der Verleumdung nicht will schweigen?!
Daß, angeweht von ihrem gift'gen Hauch,
Die Grabesblumen selbst die Köpfe neigen?!

Beim Lesen des Gedichts versank ich in Nachdenken. Susanna's Bild trat vor mein geistiges Auge; ich sah wieder jenes mit Eisblumen bedeckte Fenster meines Zimmers, gedachte jenes Abends mit seinem Schneegestöber, jener Worte, jenes Schluchzens ... Ich fragte mich, womit man die Liebe Susanna's zu Fustow erklären könne und warum sie wohl so leicht, so unaufhalsam sich der Verzweiflung hingegeben habe, als sie sich von ihm verlassen sah! Warum sie wohl ihn nicht erwarten, nicht die bittere Wahrheit aus dem eigenen Munde des Geliebten hören, oder doch wenigstens ihm einen Brief schreiben wollte! Wie konnte sie sich sogleich Kopf-über in den Abgrund stürzen? „Weil sie Fustow leidenschaftlich liebte", wird man mir sagen, „weil sie nicht den geringsten Zweifel an seiner Anhänglichkeit, an seiner Achtung vertragen mochte." Kann sein; aber auch das ist möglich, daß sie Fustow gar nicht so leidenschaftlich geliebt hat; daß sie sich in Betreff seiner nicht täuschte, sondern nur auf ihn ihre letzte Hoffnung baute und darum nicht im Stande war, den Gedanken

zu ertragen, daß auch er, sogleich auf das erste Wort des Verleumders hin, sich verachtungsvoll von ihr abgewandt hatte. Wer vermöchte zu sagen, was sie in's Grab gestoßen hat: ob gekränkte Eigenliebe, ob der Kummer über ihr für immer verfehltes Dasein, oder wohl gar das Andenken an jenes edle, wahrhaftige Wesen, dem sie sich am Morgen ihres Lebens so freudig hingegeben hatte, das so fest an sie glaubte und sie so aufrichtig hochachtete? Wer weiß, ob nicht in demselben Augenblicke, als ich in ihren erstorbenen Zügen den Vorwurf: „er ist nicht gekommen!" zu lesen vermeinte, ihre Seele schon darüber frohlockte, daß sie zu ihm, zu ihrem Michael, selbst den Weg eingeschlagen hatte? Groß sind die Geheimnisse des Menschenlebens, aber die Liebe ist das unergründlichste dieser Geheimnisse... und doch vermag ich es bis jetzt nicht, im Grunde meines Herzens mein tiefes Mitleid mit ihr und einen Vorwurf gegen das harte Schicksal zu unterdrücken, so oft mir Susanna's Bild vor die Seele tritt, und unwillkürlich flüstern dann meine Lippen: die Unglückliche! die Unglückliche!

Das Abenteuer

des

Lieutenant Jergunow.

I.

Eines Abends erzählte der Lieutenant Jergunow uns wiederum sein Abenteuer. Er gab dasselbe regelmäßig einmal monatlich zum Besten und wir hörten jedesmal mit neuem Vergnügen zu, obgleich wir alle Einzelheiten fast auswendig wußten. Diese Einzelheiten waren, so zu sagen, wie die Pilze rings um einen Baumstrunk, allmälig um den ursprünglichen Stamm der Erzählung gewachsen. Die ganze Manier unseres Erzählers war uns zu wohl bekannt, als daß es uns auch nur die geringste Schwierigkeit bereitet hätte, vorkommende Auslassungen und Lücken zu ergänzen. Inzwischen aber ist der Lieutenant gestorben und Niemand ist übrig, um dessen Abenteuer zu erzählen; darum haben wir uns entschlossen, es zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Es hatte sich in der Jugend des Lieutenants, vor etwa vierzig Jahren, zugetragen. Er sagte von sich selbst, er sei damals ein eleganter, schöner, junger Mann gewesen,

mit Wangen wie Milch und Blut, mit roſigen Lippen, gelocktem Haar und Falkenaugen. Wir glaubten ihm das auch auf's Wort, obgleich von alledem Nichts mehr an ihm zu ſehen war. Er erſchien uns vielmehr als ein Menſch von ſehr gewöhnlichem Aeußern, ſein Geſicht war alltäglich und ſchläfrig, ſein Körper unſchön und plump; doch vergeſſen wir nicht, daß keine Schönheit den Jahren trotzt! Eher waren noch Ueberbleibſel von Eleganz bei dem Lieutenant zu finden. Er trug noch im Alter ſehr enge Beinkleider mit Sprungriemen, ſchnürte ſeine dicke Taille, kräuſelte ſein Haar und färbte ſeinen Schnurrbart mit einer perſiſchen Tinctur, welche mehr in's Röthliche und Grüne, als in's Schwarze ſpielte. Im Ganzen war der Lieutenant ein ſehr achtbarer Edelmann, obgleich er es liebte, beim Whiſt mit ſeinen kleinen, grauen Augen in die Karten ſeines Nachbars zu ſchielen, was er aber weniger aus Gewinnſucht als aus ökonomiſchen Rückſichten that, da er es nicht liebte, unnütz Geld zu verlieren. — Doch genug von der Perſon des Lieutenants, kommen wir zu ſeiner Erzählung.

Es war im Frühling in der damals noch ganz neuen Stadt Nikolajew an der Mündung des Dniepr. Herr Jergunow, welcher den Rang eines Flotten-Lieutenants bekleidete, war im Auftrage der Regierung dorthin geſchickt. Man hatte ihm, als einem umſichtigen, zuverläſſigen Officier, die Leitung wichtiger Waſſerbauten übertragen, und häufig

empfing er beträchtliche Summen, die er zur größeren Sicherheit stets in einem Leder-Gurt um seinen Körper geschnallt trug. Der Lieutenant Jergunow zeichnete sich in der That, trotz seiner Jugend, durch große Klugheit und große Regelmäßigkeit der Führung aus: er vermied sorgfältig jede unpassende Handlung; rührte damals keine Karte an, trank keinen Wein und mied sogar alle Gesellschaften, so daß er sich bei den Gutmüthigeren seiner Kameraden den Beinamen „junges Mädchen" erworben hatte, während die Wilderen unter ihnen ihm den Spitznamen „Schlafmütze" gaben.

Der Lieutenant hatte nur eine einzige Schwäche: sein Herz war zu empfänglich für die Reize des schönen Geschlechts, aber selbst ihnen gegenüber vermochte er den Aufwallungen der Leidenschaft zu widerstehen und hütete sich vor dem, was er „sich etwas vergeben" genannt hätte. Frühzeitig stand er Morgens auf, legte sich Abends zeitig nieder, erfüllte pünktlich alle seine Pflichten und hatte keine andere Zerstreuung als einen langen Spaziergang, den er allabendlich in die entfernten Stadttheile Nikolajews machte. Er las niemals Bücher, aus Furcht vor Andrang des Blutes nach dem Kopf, und war sogar genöthigt, in jedem Frühjahr diese Vollblütigkeit durch gewisse Dekocte zu bekämpfen. Jeden Abend, nachdem er seine Uniform abgelegt, und sie selbst auf's sorgfältigste abgebürstet hatte, schlug unser Lieutenant den Weg nach den Obstgärten der

Vorstädte ein und ging abgemessenen Schritts längs den langen Holzzäunen derselben dahin. Er stand oft still, bewunderte die schöne Natur, pflückte zum Andenken eine Blume und fühlte dabei eine gewisse Genugthuung; ein wahrhaftes Vergnügen aber empfand er, wenn er einem „kleinen Cupido" begegnete, das heißt, einem hübschen Bürgermädchen, das über den Schultern einen sogenannten „Seelenwärmer", auf dem Kopfe ein carrirtes Tuch und unter dem bloßen Arm ein leichtes Packet tragend, hastigen Schrittes seiner Wohnung zueilte. Da er, seiner eigenen Aussage nach, wohl von erregbarer aber bescheidener Gemüthsart war, so redete der Lieutenant niemals den „kleinen Cupido" an; jedesmal aber lächelte er ihm leutselig zu und verfolgte ihn lange mit zärtlichem Blick; dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, kehrte mit demselben feierlichen Schritt in sein Zimmer zurück, setzte sich an das Fenster, überließ sich etwa eine halbe Sunde lang seinen Gedanken und rauchte dabei mit Vorsicht aus einer großen Meerschaumpfeife entsetzlich starken Tabak, welchen sein Pathe, ein deutscher Polizei-Offizier, ihm geschenkt hatte. So verstrichen die Tage ohne Leid und Freude.

Eines Abends jedoch, als der Lieutenant durch ein ödes Gäßchen nach Hause zurückkehrte, hörte er plötzlich hinter sich beschleunigte Schritte und verworrene, von Schluchzen unterbrochene Worte. Er drehte sich um und erblickte ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, dessen sehr

angenehmes Geſicht in Thränen gebadet war. Ein eben ſo großes als unerwartetes Unglück ſchien ſie betroffen zu haben. Sie lief, ſtolperte, ſprach mit ſich ſelbſt und bewegte ſeufzend die Arme. Ihre blonden Haare waren aufgelöſt uud ihr Halstuch (in jener Zeit kannte man weder Mantille noch Burnus) war von ihren Schultern herabgeglitten und wurde nur noch durch eine Stecknadel gehalten. — Das junge Mädchen war wie ein Fräulein, nicht wie ein einfaches Bürgermädchen gekleidet. —

Jergunow trat zur Seite. Ein Gefühl von Mitleiden ſiegte über die ſtets bei ihm vorhandene Furcht, ſich etwas zu vergeben; als ſie ihm nahe gekommen war, legte er höflich drei Finger an den Schirm ſeines Czackos und fragte ſie nach der Urſache ihres Schmerzes. — Kann ich als Officier Ihnen meine Hilfe leihen? fragte er, die Hand an ſeinem kurzen Marine-Degen.

Das junge Mädchen blieb ſtehen und ſchien im erſten Augenblick das Anerbieten des Lieutenants nicht zu verſtehen; aber bald darauf, und, wie entzückt darüber, ihr Herz ausſchütten zu können, begann ſie ſehr raſch und in ziemlich ſchlechtem Ruſſiſch zu ſprechen. — Um Gottes Barmherzigkeit, Herr Officier, hub ſie an, und in demſelben Augenblick floſſen ihre Thränen von Neuem und rollten tropfenweis über ihre runden, friſchen Wangen ... 's iſt ſchrecklich, entſetzlich, Gott weiß, was ich anfangen

ſoll. Wir ſind ausgeplündert . . . Um Gottes Barmherzigkeit . . . Die Köchin hat Alles, Alles fortgeſchleppt, die Theekanne, die Chatulle, die Kleider! . . . Ja ſogar die Kleider, die Strümpfe und die Wäſche, ja, und den Arbeitsbeutel meiner Tante . . . In einem Käſtchen darin befand ſich ein Fünfundzwanzigrubelſchein und zwei plattirte Löffel . . . und noch einen Pelz . . . und Alles, Alles! . . . Ich ſagte es dem Herrn Polizeioffizier und was antwortete er mir? Scheeren Sie ſich, ich glaube Ihnen nicht, ich will weiter nichts hören! Sie gehören zu derſelben Bande. — Ich wiederholte ihm: Erbarmen . . . einen Pelz . . . — und er erwiederte von Neuem: — Hinaus, ich will nichts weiter hören! — und ſtampfte mit dem Fuße. Welche Beleidigung! mein Herr Offizier! . . . Hinaus! . . . und wohin meint er denn, daß ich gehen ſoll?!

Das junge Mädchen brach von Neuem in Schluchzen aus und ganz außer ſich, legte ſie ihr Geſicht auf den Arm des Lieutenants. Dieſer, ſeinerſeits einigermaßen beſtürzt, beſchränkte ſich darauf, zu ſagen, ohne ſich zu rühren: — Hören Sie auf!“ und konnte den Blick nicht von dem zuckenden Hals des heftig weinenden jungen Mädchens abwenden.

— Erlauben Sie, mein Fräulein, ich werde Sie nach Hauſe führen, ſagte er endlich, leicht mit dem Finger ihre Schulter berührend, — hier . . . auf der Straße . . . Sie werden einſehen . . . iſt es unmöglich . . . Sie werden

mir dort ihren Kummer erzählen und als echter Soldat werde ich ſicherlich alle Sorge darauf wenden . . .

Das junge Mädchen erhob ihren Kopf und ſchien ſich jetzt erſt darüber klar zu werden, daß ſie ſich — ſo zu ſagen — in den Armen eines jungen Mannes befand. Sie erröthete, wandte das Geſicht ab und entfernte ſich, immer unter Schluchzen, einige Schritte weit. Der Lieutenant wiederholte ſein Anerbieten. Das junge Mädchen warf ihm zwiſchen ihren langen, blonden, von Thränen ganz durchnäßten Haaren, die ihr über die Augen herabfielen, einen Blick zu (bei dieſem Theil der Geſchichte vergaß Jergunow nie, zu ſagen, daß dieſer Blick ihn wie mit einem Dolch durchbohrt habe, ja, einmal verſuchte er ſogar, dieſen Blick wieder zu geben), dann legte ſie ihre Hand in den Arm, den ihr der galante Lieutenant bot, und ging mit ihm in der Richtung weiter, in welcher, wie ſie ſagte, ihre Wohnung lag.

Jergunow hatte in ſeinem Leben wenig Gelegenheit gehabt, mit Damen umzugehen, und wußte anfänglich durchaus nicht, wie er die Unterhaltung beginnen ſollte. Seine Begleiterin zog ihn jedoch bald aus der Verlegenheit. Sie begann mit großer Geläufigkeit zu ſchwatzen, indem ſie mit dem Rücken der Hand die Thränen abwiſchte, welche noch immer ihre Augen netzten. Schon nach wenigen Augenblicken wußte der Lieutenant, daß ſie Emilie Karlowna heiße, aus Riga gebürtig ſei, ſich zum Beſuch ihrer eben-

falls aus Riga gebürtigen Tante in Nikolajew befinde, daß ihr Vater Militär gewesen, daß er an der Schwindsucht gestorben sei und daß ihre Tante eine russische Köchin engagirt habe (eine sehr gute Köchin und nicht theuer, aber ohne Paß), daß eben diese Köchin am selben Tage sie bestohlen habe und auf und davon gegangen sei, man wisse nicht wohin, daß sie zur Polizei habe gehen müssen... Hierbei fiel ihr wieder die ihr dort zu Theil gewordene Beschimpfung ein, und von Neuem fing sie an zu schluchzen. Der Lieutenant war wiederum in Verlegenheit, wie er sie trösten sollte, aber das junge Mädchen, bei dem, wie es schien, Eindrücke ebenso rasch schwanden, als sie kamen, unterbrach sich plötzlich, um mit ruhiger Stimme und die Hand ausstreckend zu sagen: — Da ist unser Haus.

Das Haus war eine Art von vertieft liegender Hütte mit vier kleinen, nach der Straße gehenden Fenstern. Hinter den Scheiben gewahrte man das dunkle Grün von Geraniumstöcken und durch eines der Fenster fiel das schwache Licht einer Kerze. Die Nacht brach herein. Das Haus war, fast bis zur Höhe des Daches, von einer Holzumzäunung mit einem Halbthor darin, umgeben. Diesem näherte sich das junge Mädchen und rüttelte, da sie es verschlossen fand, ungeduldig an dem schweren Eisenring des alten Schlosses. Schleppende Schritte, wie von einer mit alten Pantoffeln an den Füßen bekleideten Person, ließen

ſich hinter der Umzäunung vernehmen und die heiſere Stimme eines Weibes that eine Frage auf Deutſch, die der Lieutenant nicht verſtand. Als echter Seemann konnte er nur Ruſſiſch. Das junge Mädchen antwortete auch ſeinerſeits auf Deutſch. Das Thor wurde darauf halb geöffnet und, nachdem das junge Mädchen eingelaſſen war, heftig gerade vor Jergunow's Naſe wieder zugeworfen, dem nichtsdeſtoweniger noch genug Zeit blieb, um im Halbdunkel die Geſtalt einer dicken alten Frau im rothen Kleide mit einer Laterne in der Hand zu unterſcheiden. Der Lieutenant blieb einige Zeit vor Erſtaunen regungslos ſtehen; bald aber machte er bei dem Gedanken, daß man ſich gegen ihn, einen Offizier, eine ſolche Unhöflichkeit zu erlauben wage, raſch eine halbe Wendung und ſchlug den Weg nach ſeinen Hauſe ein. Kaum aber hatte er zehn Schritte gethan, als die Thür ſich wieder öffnete, und das junge Mädchen, welches inzwiſchen Zeit genug gehabt hatte, der Alten einige Worte in's Ohr zu flüſtern, auf der Schwelle erſchien und mit lauter Stimme ſagte: — Wohin gehen Sie denn, mein Herr Officier, werden Sie nicht bei uns eintreten?

Jergunow zögerte einen Augenblick, dann lenkte er ſeine Schritte wieder dem Hauſe zu.

Seine neue Bekannte, die wir von nun an Emilie nennen werden, führte ihn durch ein kleines, feuchtes, dunkles Gemach in ein ziemlich großes, aber ſehr niedriges Zimmer. Ein mächtiger Schrank und ein mit Glanzlein-

wand überzogenes Sopha nahmen die eine Wand deſſelben ein; über den Thüren und zwiſchen den Fenſtern erblickte man die verſchobenen Portraits zweier Erzbiſchöfe mit der Mitra und das eines Türken mit einem Turban. Koffer und Hutſchachteln füllten die Winkel des Zimmers, und, umgeben von wackligen Stühlen, ſtand dort noch ein aufgeſchlagener Spieltiſch, auf dem eine Männermütze neben einem halbgeleerten Glaſe Kwaß lag. Die Alte, welche der Lieutenant an der Thür bemerkt hatte, folgte ihm auf dem Fuße. Es war eine Jüdin von ſchmutzigem Ausſehen. Ihre kleinen, ſchief ſtehenden Augen warfen unheimliche Blicke; einige graue Haare bedeckten ihre dicke Oberlippe. Emilie ſtellte ſie dem Lieutnant mit den Worten vor: — Dies iſt mein Tantchen, Madame Fritſche.

Jergunow konnte eine Bewegung der Ueberraſchung nicht unterdrücken, doch hielt er es für Pflicht, ſeinen Namen und Stand zu nennen, worauf Madame Fritſche nur durch einen ſchiefen Blick antwortete und ihre Nichte auf Ruſſiſch fragte, ob ſie Thee trinken wolle.

— Ach ja, Thee! ſagte Emilie. — Nicht wahr, Herr Officier, Sie trinken Thee? Bitte, Tantchen, bringen Sie den Samowar. Doch warum bleiben Sie ſtehen, mein Herr, ſtatt ſich zu ſetzen? Mein Gott, wie ceremoniös Sie ſind! Erlauben Sie mir, meinen Shawl abzulegen.

Während Emilie ſprach, drehte ſich ihr Kopf von einer Seite zur andern und gab ihren Schultern kleine Rucke,

genau ſo, wie's die Vögel machen, wenn ſie ſich auf der Spitze eines Baumes zurecht geſetzt haben und die Sonne ſie von allen Seiten beſcheint.

Der Lieutenant nahm einen Stuhl und eröffnete, ſeiner Haltung die nöthige ernſte Würde gebend, die Unterhaltung über die Diebſtahlsangelegenheit, aber Emilie unterbrach ihn bald. — Machen Sie ſich keine ſolche Sorge darüber, ſagte ſie, es iſt nichts weiter, meine Tante erzählte mir ſoeben, daß die Hauptgegenſtände wiedergefunden ſind. (Madame Fritſche brummte dazu einige Worte in den Bart und verließ das Zimmer.) — Es war nicht einmal nöthig, auf die Polizei zu gehen; aber ich kann mich niemals halten. Ich bin ... Sie verſtehen nicht deutſch ... ich bin ſo vorſchnell. Sehen Sie mich an; jetzt denke ich nicht mehr daran, auch ganz und gar nicht!

Der Lieutenant blickte Emilie an; ihr Geſicht hatte in der That den Ausdruck von Sorgloſigkeit wiedergewonnen. Alles lächelte in dieſem allerliebſten Geſichten, Alles: die von langen, aſchgrauen Wimpern beſchatteten Augen, der Mund, die Wangen, das Kinn, ja ſelbſt das Grübchen im Kinn, ſelbſt die Spitze des kleinen Stumpfnäschens. Sie näherte ſich einem zerbrochenen Spiegel und ordnete unter Singen und Augenblinzeln ihr Haar. Jergunow folgte mit Aufmerkſamkeit jeder ihrer Bewegungen; ſie gefiel ihm ungemein. —

— Werden Sie mir verzeihen, ſagte ſie, fortwährend

mit dem Spiegel coquettirend, — daß ich Sie hierhergeführt habe? Sollte es Ihnen unangenehm ſein?

— Was ſagen Sie da?

— Ich ſagte Ihnen ſchon: ich bin ſo vorſchnell! Ich handle zuerſt und dann denke ich, ja oft denke ich ganz und gar nicht. Doch wie heißen Sie, mein Herr Officier? Kann man's erfahren? Dies ſagend, ſtellte ſie ſich entſchloſſen vor ihn hin und kreuzte ihre rundlichen Arme über der Bruſt.

— Ich heiße Jergunow, Kuzma Waſſiliewitſch Jergunow, erwiederte der Lieutenant.

— Jergu . . . Ach, den Namen kann ich nicht ausſprechen, er iſt zu ſchwer für mich; ich werde Sie Floreſtan nennen. Ich kannte in Riga einen Herrn Floreſtan, der ausgezeichnetes Seidenzeug verkaufte und ſchön war er! . . . nicht weniger als Sie, aber welch' ſchönen Wuchs Sie haben, ganz den eines echten ruſſiſchen Helden. Ich liebe die Ruſſen, ich bin ſelbſt eine Ruſſin; ja, ich bin Ruſſin, denn mein Vater war Officier, er ſollte ſogar einen Orden erhalten . . . Aber ich habe weißere Hände als Sie. Sie hob ihre Arme über den Kopf, bewegte die Hände hin und her, damit das Blut herunterſteige, und ſie wieder raſch herablaſſend, ſagte ſie: — Sehen Sie, ich waſche ſie immer mit wohlriechender griechiſcher Seife. Riechen Sie einmal . . . Ach nein . . . keinen

Kuß . . . deßhalb zeigte ich ſie Ihnen nicht. Wo dienen Sie?

— Ich diene in der Flotte, in der neunzehnten Equipage des ſchwarzen Meeres.

— Ach! Sie ſind Marine-Officier . . . Haben Sie großen Gehalt?

— Nein, nicht allzu groß.

— Sie müſſen ſehr tapfer ſein; ich leſe es in Ihren Augen. Was für dicke Augenbrauen Sie haben! Es ſoll gut ſein, ſie Nachts mit Lichttalg zu beſtreichen, damit ſie beſſer wachſen; aber warum tragen Sie keinen Schnurrbart?

— Das iſt gegen das Dienſtreglement.

— Pfui, wie dumm das iſt, Ihr Dienſtreglement! Iſt das ein Dolch, den Sie da tragen?

— Es iſt ein Hirſchfänger, das unterſcheidende Zeichen eines Marineſoldaten.

— Ach, ein Hirſchfänger! Iſt er ſcharf! Laſſen Sie ſehen!

Und indem Sie die Augen ſchloß und ſich auf die Lippen biß, zog ſie mit Anſtrengung die Klinge aus der Scheide und brachte die Schneide an die Naſe. — Er iſt ja ſchartig, Ihr Hirſchfänger, ſagte ſie, — und dennoch könnte ich Sie durch einen einzigen Schnitt tödten. Dabei drohte ſie dem Lieutenant, der, ſich furchtſam ſtellend, unter lautem Lachen zurückwich. Auch ſie fing zu lachen an.

— Ich werde Sie begnadigen, ſagte ſie, eine majeſtä-

tiſche Stellung annehmend, — da nehmen Sie Ihre Waffe zurück. A propos! wie alt ſind Sie?

— Fünf und zwanzig Jahre.

— Und ich neunzehn. Mein Gott, wie drollig!

Emilie lachte mit ſolcher Ausgelaſſenheit, daß ſie ſich dabei hinten über warf. Der Lieutenant rührte ſich kaum auf ſeinem Stuhl und konnte ſeine Blicke nicht von dieſem friſchen, roſigen, von Lachen ganz erzitternden Geſicht abwenden. Sie gefiel ihm mehr und mehr.

Plötzlich hielt Emilie mit Lachen inne, und nachdem ſie den Lieutenant mit Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, als ob ſie ihn zum erſten Male ſähe, näherte ſie ſich, mit geſchloſſenen Zähnen ſingend (das war ſo ihre Gewohnheit), dem Spiegel. — Singen Sie auch, Herr Floreſtan? fragte ſie.

— Nein, mein Fräulein, man hat mich das Singen nicht gelehrt, als ich klein war.

— Und Guitarre ſpielen Sie auch nicht? Ich kann's. Ich habe eine ganz mit Perlmutter ausgelegte, nur die Saiten darauf ſind zerriſſen. Sie werden mir wohl Etwas geben, um ſie zu erſetzen, nicht wahr, Herr Officier? Dann werde ich Ihnen auch eine ſchöne deutſche Romanze vorſingen, ſo rührend . . . Und können Sie tanzen? Nein? Unmöglich! Sie ſollen von mir den Schottiſchen und den Koſſack lernen. Tra la la, Tra la la . . . Und Emilie fing an, im Zimmer umherzuſpringen. — Sehen

Sie, was ich für hübſche Stiefelchen trage. Sie kommen aus Warſchau. Doch wie werden Sie mich nennen?

Der Lieutenant erröthete bis über die Ohren. — Ich werde Sie die angebetete Emilie nennen.

— Sie müſſen mich „mein Zucker-Püppchen" nennen. Laß ſehen, ſprechen Sie mir das nach.

— Mit dem größten Vergnügen, aber ich fürchte, daß es etwas zu ſchwer für meine Zunge ſein wird.

— Einerlei, einerlei. Sagen Sie „mein" . . .

— Mahin . . .

— Zucker . . .

— Tßouker . . .

— Püppchen, Püppchen, Püppchen.

— Pü . . . Nein, ich bring's nicht heraus.

— O ja, Sie müſſen. Wiſſen Sie, was das bedeutet? Das iſt im Deutſchen das angenehmſte Wort für die jungen Damen. Ich werde Ihnen das ſpäter erklären, denn da kommt Tantchen mit dem Samowar. — Emilie klatſchte in die Hände. — Tantchen, ich werde meinen Thee mit Rahm trinken, iſt welcher da?

— Schweig doch ſtill, ſagte die Tante auf Deutſch in mürriſchem Ton.

Der Lieutenant blieb bei Madame Fritſche bis in die Nacht hinein. Seit ſeiner Ankunft in Nikolajew hatte er noch keinen ſo angenehmen Abend verlebt. Es kam ihm allerdings mehr als einmal der Gedanke, daß es ſich

kaum für einen Officier, einen Edelmann zieme, mit Leuten, wie das Fräulein aus Riga und deren Tante, Gemeinschaft zu machen; aber Emilie war so höflich, sie schwatzte so drollig, sah ihn mit so schelmischen Augen an, daß er alle Scrupel beseitigte, um sich diesmal zum Leben die Arme frei zu halten, wie es ihm ein befreundeter Pope gerathen hatte. Nur ein einziger Umstand beunruhigte ihn einigermaßen und hinterließ in ihm einen peinlichen Eindruck. Mitten im Feuer der Unterhaltung mit Emilie und der Tante wurde die Zimmerthür halb geöffnet, weit genug, um einen Männerarm in dunkelfarbigem Aermel mit drei kleinen silbernen Knöpfen durchzulassen, der auf einen Stuhl ein ziemlich großes, in eine Serviette gehülltes Packet legte. Die beiden Damen ergriffen dasselbe begierig, um seinen Inhalt zu untersuchen. — Das sind nicht dieselben Löffel, rief Emilie; aber die Tante schob sie mit dem Ellenbogen bei Seite und beeilte sich, das Packet hinauszutragen, ohne auch nur die Enden der Serviette zu befestigen, auf deren einem der Lieutenant einen rothen Fleck, ähnlich einem Blutflecken, zu bemerken glaubte. — Was war darin? fragte er. — Haben Sie noch andere von den gestohlenen Gegenständen zurückerhalten?

— Ja, sagte Emilie zögernd, — es sind uns zurückgebracht . . .

— Wer hat sie gefunden, Ihr Diener?

Emilie runzelte die Brauen. — Welcher Diener? fragte sie. Wir haben keinen.

— Aber doch ein Mann?

— Niemals betritt ein Mann unsere Schwelle.

— Erlauben Sie, erlauben Sie, ich habe ganz genau den Aermel einer „Wengerka" erkannt, und dann diese Mütze . . .

— Nie, nie betritt ein Mann unsere Schwelle, wiederholte Emilie mit Nachdruck. — Was haben Sie sehen können . . . Diese Mütze gehört mir.

— Wie, Ihnen?

— Ja, mir! Bisweilen fällt mir's ein, auf den Maskenball zu gehen. Mit einem Wort, sie gehört mir, das genügt!

— Aber wer brachte Ihnen denn dies Packet?

Emilie antworte Nichts und folgte kurzweg Ihrer Tante hinaus nach. Einige Minuten nachher jedoch kehrte sie allein in's Zimmer zurück, und als sie der Lieutenant von Neuem befragen wollte, sah sie ihn scharf an, und während sie zu ihm sagte, daß ein Cavalier sich schämen müßte, so neugierig zu sein, wechselte ihr Gesicht den Ausdruck und verdüsterte sich. Bald aber nahm sie ein Spiel Karten aus dem Tisch und forderte den Lieutenant auf, ihr auf den Coeur-König wahrzusagen.

Jergunow nahm lächelnd die Karten und jeder Verdacht verließ ihn sofort. Aber diese bösen Gedanken kehrten

zurück noch an demſelben Abend. Er hatte ſchon die kleine Thür der Umzäunung, welche auf die Straße führte, hinter ſich und zum letztenmale Emilien zugerufen: „Adieu, Zuckerpüppchen", als ein kleiner, unterſetzter Mann ihn ſtreifte und der helle Mondſchein ihm das magere Geſicht eines Zigeuners mit ſchwarzem Schnurrbart, Habichtsnaſe und funkelnden Augen unter dichten Brauen zeigte. Dieſer Mann barg ſich eiligſt hinter der Ecke eines Hauſes. Beſtimmt glaubte der Lieutenant zwar nicht ſein Geſicht, denn das hatte er nie zuvor geſehen, wohl aber den Aermel ſeines Schnurrocks mit den drei ſilbernen Knöpfen zu erkennen. Eine gewiſſe Unruhe erwachte in der Seele des vernünftigen jungen Mannes. Nach Hauſe zurückgekehrt, zündete er, ganz gegen ſeine Gewohnheit, nicht mehr ſeine große Meerſchaumpfeife an. Uebrigens konnten das unerwartete Zuſammentreffen mit der reizenden Emilie und die mit ihr verbrachten angenehmen Stunden die Erregung ſeiner Empfindungen erklären.

II.

Welches immer die Beſorgniſſe des Lieutenants geweſen ſein mochten, ſie ſchwanden raſch und ſpurlos. Seine Beſuche bei den beiden Damen aus Riga wurden immer häufiger. Anfänglich beſuchte Jergunow ſie nur im Geheimen, da er ſich einer ſolchen Intimität mit ihnen einigermaßen ſchämte; nach und nach jedoch zog

er ganz offenkundig die Wohnung seiner neuen Bekannten jedem anderen Hause vor, die traurigen vier Wände seiner eigenen Behausung natürlich nicht ausgenommen. Madame Fritsche erregte in ihm keine unangenehmen Gefühle mehr, obwohl sie fortfuhr, ihn in wenig zuvorkommender, ja in beinahe verächtlicher Weise zu behandeln. Die Damen dieses Schlages schätzen an ihren Besuchern vorzugsweise Freigiebigkeit, und der Lieutenant war nicht ohne Geiz. Was die Geschenke anbetrifft, so gab er am liebsten Nüsse, Rosinen und Pfefferkuchen. Nur einmal hatte er sich — nach seinem eigenen Ausdruck — ruinirt: er hatte Emilien ein kleines, echt französisches, rothseidenes Halstuch mitgebracht. Am selben Tage versengte sie die Zipfel desselben am Licht; er machte ihr darüber Vorwürfe und sofort band sie es ihrer Katze an den Schwanz; er ärgerte sich darüber, sie lachte ihm in's Gesicht. Endlich mußte der Lieutenant selbst eingestehen, daß er den Damen aus Riga nicht nur keinen Respect einflöße, nein, daß er nicht einmal ihr Vertrauen genieße, denn niemals wurde er sogleich und ohne vorhergegangenes Examen eingelassen. Oft mußte er warten, ein anderes Mal verabschiedete man ihn ohne Weiteres und, um ihn nur ja nicht in's Vertrauen zu ziehen, sprach man in seiner Gegenwart unter einander deutsch. Emilie gab ihm durchaus keine Rechenschaft über ihr Thun und Treiben; auf alle Fragen, die er an sie richtete, hatte sie stets Ausflüchte; was ihn jedoch am Meisten beunruhigte, war, daß

mehrere Zimmer im Hause der Madame Fritsche, welches, wenngleich dem Anscheine nach nur eine Hütte, doch ziemlich geräumig war, stets vor ihm verschlossen blieben. — Trotz alledem war Jergunow ebenso beharrlich bei Emilien. Er fand dort, wie man sagt, liebende Seelen, und es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß seine junge Freundin, die fortfuhr ihn Florestan zu nennen, immer mehr seine männliche Schönheit bewunderte und fand, daß seine Augen denen eines Paradiesvogels glichen. —

An einem heißen Sommertage, um die Mittagsstunde, schleppte sich der Lieutenant, nachdem er den ganzen Morgen in der brennenden Sonne bei den Arbeitern auf dem Schiffswerft zugebracht hatte, erschöpft bis an die ihm nur zu wohlbekannte kleine Thür. Er klopfte an, man ließ ihn nicht warten. Kaum in den sogenannten Salon eingetreten, warf er sich auf das Sopha: Emilie näherte sich ihm und trocknete seine in Schweiß gebadete Stirn mit ihrem Taschentuch.

— Wie ermüdet er ist! wie heiß! sagte sie voll Mitleiden — Armer Freund! Hätte er doch wenigstens die Haken seines Kragens aufgemacht. Mein Gott, man sieht ja sein Herzchen in der Brust klopfen!

— Ich kann nicht mehr, erwiederte Jergunow seufzend. — Seit dem frühen Morgen auf den Beinen und diesen Sonnenbrand auf meinem Czacko! Anfänglich wollte ich mich nach Hause flüchten, aber diese Schlangen von Lieferanten

erwarten mich dort. Hier, bei Dir, welche Friſche! Ich glaube, ich würde ein Schläfchen machen, wenn ich's dürfte.

— Thu's getroſt! Niemand wird Dich ſtören.

— Aber ich nehme Anſtand . . .

— Welche Idee! Schlafe! ich werde Dich einwiegen.

Sie begann ein Wiegenlied zu trällern. Der Lieutenant ſagte: — Könnte ich nicht vorher ein Glas Waſſer erhalten?

— Da haſt Du welches, friſch und klar wie Kryſtall. Warte, ich will Dir noch ein kleines Kißchen unter den Kopf legen . . . ſo . . . und dies noch . . . gegen die Fliegen.

Sie bedeckte ſein Geſicht mit ihrem Halstuch.

— Tauſend Dank, mein kleiner Cupido, ſagte der Lieutenant und ſchon war er eingeſchlafen. Emilie ſang, ſich leiſe ſchaukelnd, als ob ſie ihn wiege, und lachte ſelbſt über ihre Bewegung und ihren Geſang.

Nach Verlauf einer Stunde erwachte Jergunow. Es war ihm im Schlaf ſo vorgekommen, als ob ihn Jemand berührt habe; indem er ſich über ihn beuge. Er nahm das Tuch, welches ſeine Augen bedeckte, fort. Emilie lag dicht bei ihm auf den Knieen, im Geſicht einen Ausdruck, der ihm fremd war. Sie erhob ſich plötzlich und lief an's Fenſter, während ſie etwas in ihrer Taſche verſteckte. Der Lieutenant ſtreckte die Glieder. — Ich habe ordentlich geſchlafen, ſagte er. Kommen Sie ein wenig zu mir, mein

liebes Fräulein. Als Emilie ſich ihm näherte, erhob er ſich plötzlich vom Sopha, fuhr mit ſeiner Hand in ihre Taſche und zog daraus eine kleine Scheere hervor. — Jeſus! rief Emilie unwillkürlich.

— Das iſt eine Scheere? ſtammelte der Lieutenant.

— Gewiß. Was glaubſt Du denn zu finden? Etwa eine Piſtole? Oh! was für ein drolliges Geſicht er hat! Die Wangen faltig wie das Kiſſen, die Haare ganz hochſtehend im Nacken, und er lacht nicht einmal. Oh!

Emilie krümmte ſich vor Lachen.

— Genug, genug, ſagte der Lieutenant ärgerlich, — wenn Du nichts Geiſtreicheres erſinnen kannſt, ſo gehe ich fort . . . Ich gehe, ſagte er, als ſie zu lachen fortfuhr, und nahm ſeinen Czacko. Emilie ſchwieg. — Pfui, wie böſe er iſt, ſagte ſie, — ein echter Ruſſe. Alle Ruſſen ſind bösartig. Da geht er fort. Pfui! Geſtern hat er mir fünf Rubel verſprochen, heute hat er mir nichts gegeben und geht davon.

— Ich habe kein Geld bei mir, murmelte der Lieutenant, ſchon auf der Schwelle der Thür. — Adieu.

Emilie verfolgte ihn mit den Augen und drohte ihm mit dem Finger. — Da höre Einer, was er ſagt: er hat kein Geld. Oh! was für Betrüger all' dieſe Ruſſen ſind. Aber wart', wart', mein Herr Schwindler! Tantchen, kommen Sie herein, ich habe Ihnen was mitzutheilen.

Am Abend deſſelben Tages bemerkte der Lieutenant beim

Auskleiden, daß der obere Rand seines Gurtes, jenes Gurtes, den er stets an sich trug, in der Länge eines Fingers aufgetrennt war. Als ordnungsliebender Mensch nahm er sogleich Nadel und Faden, wichste den Faden und nähte das Loch sorgfältig zu, ohne im übrigen diesem unbedeutenden Umstande irgend welche Beachtung zu schenken.

Während des ganzen folgenden Tages war der Lieutenant mit Dienstgeschäften überhäuft. Er verließ seine Wohnung selbst am Nachmittage nicht und bis in die Nacht hinein schrieb und copirte er im Schweiße seines Angesichts Berichte an seine vorgesetzte Behörde, verwechselte dabei unbarmherzig die Accente und setzte jedesmal nach „aber" ein Ausrufungszeichen und nach „indessen" ein Semikolon. Am andern Morgen überbrachte ihm ein kleines Judenmädchen mit nackten Füßen und zerfetztem Kittel einen Brief von Emilien, den ersten, den er von ihr empfangen hatte. „Mein theuerster Floreſtan", schrieb sie, „bist Du böse auf Dein Zuckerpüppchen, da Du gestern nicht zu ihm gekommen bist? Bitte, bitte, sei es nicht, und wenn Du es nicht willst, daß Deine liebenswürdige Emilie viele heiße Thränen vergießen soll, so komm ohne Widerrede heut Nachmittag um 5 Uhr. (Die Ziffer 5 war von einem kleinen, mit der Feder gezeichneten doppelten Blumenkranz umgeben.) Deine liebenswürdige Emilie."

Der Lieutenant erstaunte; er hatte Emilie nicht für so

gebildet gehalten. Er gab dem Kinde einen Kopeken und ließ antworten, daß er kommen werde.

Jergunow hielt Wort. Es hatte noch nicht 5 Uhr geſchlagen, als er ſchon an die Thür der Madame Fritſche klopfte; aber zu ſeiner großen Ueberraſchung war Emilie nicht zu Hauſe. Die Tante empfing ihn, und nachdem ſie, erſtaunlicher Weiſe, eine einleitende Verbeugung gemacht, theilte ſie ihm mit, daß unvorhergeſehene Umſtände Emilie genöthigt hätten, auszugehen, daß ſie aber bald wiederkäme und ihn bäte, auf ſie zu warten. Madame Fritſche trug eine ganz weiße Haube, lächelte, ſprach mit einſchmeichelnder Stimme und bemühte ſich augenſcheinlich, ihrem verdrießlichen Geſicht einen liebenswürdigen Ausdruck zu verleihen; es gewann indeß nichts durch dieſe Anſtrengungen und erhielt im Gegentheil dadurch ein gewiſſes zweideutiges und verdächtiges Etwas. — Nehmen Sie Platz, mein Herr, nehmen Sie Platz, ſagte ſie, indem ſie ihm einen Lehnſtuhl hinſchob, — und wenn Sie es erlauben, ſo werde ich das Vergnügen haben, Ihnen einen kleinen Imbiß anzubieten. Madame Fritſche machte wieder eine Verbeugung, ging hinaus und kehrte bald mit einer Taſſe Chocolade auf einem blechernen Theebrett zurück. Die Chocolade war nicht von der beſten Sorte, indeſſen trank der Lieutenant ſie mit Genuß, verſuchte aber vergebens zu enträthſeln, woher dieſe plötzliche geſchäftige Zuvorkommenheit der Madame Fritſche käme und was dies Alles bedeute. Emilie

kam nicht. Schon fing er an, die Geduld zu verlieren, als plötzlich der Ton einer Guitarre, der durch die Wand des Zimmers zu ihm drang, sein Ohr traf. Ein Accord, ein zweiter, ein dritter, immer stärker und voller. Der Lieutenant war von Erstaunen getroffen. Emilie besaß wohl eine Guitarre, aber die hatte nur drei Saiten, neue zu kaufen hatte er noch nicht Zeit gefunden, zudem war Emilie nicht zu Hause. Von Neuem erklang ein Accord und diesmal so voll, als ob er aus dem Zimmer, in dem er sich befand, käme. Der Lieutenant drehte sich auf dem Absatz um und stieß einen Schrei der Ueberraschung und des Schreckens aus . . . Vor ihm, auf der Schwelle einer kleinen, niedrigen Thür, die er bisher nicht bemerkt hatte, da der plumpe Schrank sie verdeckte, stand ein unbekanntes, fremdartiges Wesen, nicht Kind, noch weniger aber Jungfrau. Dieses Geschöpf war mit einer weißen, mit farbigen Zeichnungen durchwirkten Robe bekleidet und trug rothe Schuhe mit Absätzen. Seine dicken, schweren, schwarzen Haare, auf der Höhe der Stirn durch einen goldenen Reif gehalten, fielen wie ein Mantel von seinem kleinen Kopf auf den zarten, mageren Körper herab. Unter dieser Masse glänzten zwei große Augen von dunklem Feuer und zwei dünne, sonnenverbrannte mit goldenen Spangen beladene Arme hielten mit ihren beiden Händen eine Guitarre. Kaum konnte man das Gesicht sehen, so schmal und dunkel erschien es; nur eine fein gespitzte Nase zeichnete

sich in gerader Linie oberhalb der rothen Lippen ab. Der Lieutenant stand wie versteinert da. Er betrachtete unverwandten Blickes dieses seltsame Wesen, das auch ihn mit den Augen fixirte, ohne ein Wort zu reden. Allmälig kam er wieder zu sich und näherte sich ihm zögernden Schrittes. Das düstere Gesicht begann zu lächeln, schneeweise Zähne erglänzten plötzlich, der Kopf richtete sich empor und, sein dichtes Haupthaar schüttelnd, zeigte es sich ihm in seiner ganzen feinen und scharfen Schönheit.

— Wer ist dies Teufelchen, murmelte der Lieutenant, und sich noch mehr nähernd, sagte er mit halbleiser Stimme: — Kleine, Kleine, wer bist Du?

— Hierher, erwiederte sie mit verschleiertem Ton und fremder Aussprache, welche den Accent auf die unrechten Laute legte, — hierher ... und that dabei einen Schritt rückwärts. Der Lieutenant überschritt nach ihr die Schwelle und befand sich in einem sehr kleinen Zimmer ohne Fenster, dessen Wände und Decke mit schweren Teppichen aus Kameelgarn bedeckt waren. Ein starker Moschusgeruch erstickte ihn beinahe; zwei feine gelbe Wachskerzen brannten auf einem runden Tisch, der vor einem sehr niedrigen türkischen Sopha stand; in einer Ecke sah man ein sehr kleines Bett, hinter Vorhängen von orientalischem, mit Atlasstreifen durchwirktem Mousseline verborgen, und zu dessen Häupten einen Rosenkranz von Bernsteinperlen, am Ende mit einer Troddel von rother Seide, aufgehängt.

— Aber erlauben Sie, wer ſind Sie denn? wiederholte der Lieutenant.

— Schweſter . . . Schweſter Emiliens!

— Sie ſind ihre Schweſter? Sie wohnen hier!

— Ja!

Der Lieutenant ſtreckte ihr von Neuem die Hand entgegen, wiederum aber wich ſie zurück.

— Wie kommt es denn, daß ſie mir niemals von Ihnen erzählt hat? Verſtecken Sie ſich?

Die Kleine nickte beiſtimmend mit dem Kopfe.

— Wahrhaftig! Was für Gründe Sie haben, ſich zu verſtecken? Deßhalb alſo habe ich Sie nie geſehen! Ich muß geſtehen, daß ich Ihre Exiſtenz nicht im Entfernteſten ahnte . . . Wie! und dieſe dicke, alte Madame Fritſche iſt Ihre Tante?

— Ja!

— Hm! . . . Es ſcheint, daß Ihnen das Ruſſiſche nicht eben ſehr geläufig iſt. Wie heißen Sie?

— Colibri!

— Wie?

— Colibri!

— Colibri! Das iſt ja ein ganz außergewöhnlicher Name. Ich glaube, es giebt in Afrika kleine Inſekten, die ſo heißen, nicht wahr?

Colibri lachte. Ihr Lachen klang ſo kurz und ſeltſam, als ob in ihrer Kehle Gläſer zuſammenklirrten. Sie

ſchüttelte gravitätiſch den Kopf, warf einen ſchnellen Blick rings um ſich, ſtellte ihre Guitarre bei Seite und war mit einem Sprunge an der Thür, die ſie raſch verſchloß. Jede ihrer Bewegungen war ſchnell und behend, begleitet von dem trocknen Geräuſch einer Eidechſe. Ihre Haare fielen nach hinten bis über die Kniee hinab.

— Warum ſchließen Sie die Thür? fragte der Lieutenant.

Colibri legte den Finger an die Lippen: — Emiliens wegen, ſagte ſie.

Der Lieutenant lächelte etwas geckenhaft.

— Sollten Sie eiferſüchtig ſein?

— Wie? fragte Colibri, indem ſie den Kopf erhob und, wie bei jeder Frage, die ſie that, eine kindliche Miene annahm.

— Eiferſüchtig . . . erzürnt . . .

— Oh ja!

— Sie erzeigen mir viel Ehre. Hören Sie, wie alt ſind Sie?

— Zehn und ſieben!

— Siebzehn, wollen Sie ſagen?

— Ja!

Der Lieutenant betrachtete mit einem noch forſchenderen Blicke als vorher ſeine wunderliche Geſellſchafterin.

— Aber Sie ſind ein wahres kleines Wunder von

Schönheit! Welches Haar! Welche Augen! Und dieſe Augenbrauen! Ach! . . .

Colibri fing von Neuem an zu lachen und ließ ihre prachtvollen Augen langſam rollen.

— Ja, ich bin eine Schönheit, ſagte ſie mit ſeltſamer Würde. Setzen Sie ſich . . . ich, dicht bei Ihnen . . . Sehen Sie, eine Blume, ſchöne Blume, die gut riecht!

Sie zog aus ihrem Gürtel einen Zweig weißen Flieders und betrachtete den Lieutenant durch die Blumen hindurch, von denen ſie ein Blatt abbiß.

— Halt, wollen Sie conſtantinopolitaniſches Confect? Sorbet? fragte ſie.

Colibri erhob ſich raſch, ging an eine Commode, öffnete ſie und nahm daraus ein vergoldetes Töpfchen, eingewickelt in ein Stück rothen, mit Stahlblättchen überſäeten Stoffes, einen ſilbernen Löffel, eine mit Waſſer gefüllte, geſchliffene Kryſtallkaraffe und ein ähnliches Glas. — Nehmen Sie „Sorbet", Signore, ſehr gut, und ich werde ſingen. Wollen Sie?

Sie ergriff die Guitarre.

— Sie ſingen? fragte der Lieutenant, einen Löffel von dem wirklich ausgezeichneten Sorbet zum Munde führend.

Colibri faßte mit beiden Händen ihr dickes Haar, warf es nach hinten, neigte den Kopf auf die Seite und ſchlug einige Accorde an, indem ſie aufmerkſam ihre Fingerſpitzen

und den Griff der Guitarre betrachtete, dann hub ſie mit angenehmer und weit ſtärkerer Stimme, als man ſie in ſolch' zerbrechlichem Weſen vermuthet haben würde, zu ſingen an, aber dem Lieutenant ſchien ihr Geſang ſeltſam. — Wie ſie miaut, das Kätzchen! ſagte er zu ſich ſelbſt.

Sie ſang ein melancholiſches Lied; es war weder ruſſiſch noch deutſch, ſondern in einer, Jergunow völlig unbekannten Sprache. Wie er ſpäter erzählte, miſchten ſich häufig fremdartige Kehltöne in ihren Geſang und am Schluß ſang ſie leiſe die Worte: „Sinzimar, Sintamar", oder etwas dem Aehnliches. Dann ſtützte ſie den Kopf in die Hand, ſtieß einen Seufzer aus und legte die Guitarre auf ihre Kniee.

— Nun, wollen Sie noch mehr? fragte ſie.

— Ich bitte darum, erwiederte der Lieutenant, — aber warum immer ein ſo trauriges Geſicht? Genießen Sie etwas Sorbet.

— Nein, eſſen Sie. Diesmal wird's heiterer ſein.

Sie ſang darauf ein Liedchen nach Art einer Tanzweiſe, aber in derſelben unverſtändlichen Sprache und wie vorher von Kehllauten unterbrochen. Ihre bräunlichen Finger liefen wie wahre kleine Spinnen über die Saiten hin; und ſie endigte das Lied mit dem laut herausgeſchrienen Wort „Huſſa", heftig und wiederholt mit ihrer kleinen Fauſt auf den Tiſch ſchlagend. Ihre Augen ſtrahlten von einem wilden Glanz.

Der Lieutenant war, wie man ſagt, „ganz umnebelt;“ der Kopf wirbelte ihm. Alles war ihm ſo neu: dieſer Moſchusgeruch, dieſe ſeltſamen Geſänge, dieſe Lichter am hellen Tag, der Vanille-Sorbet, und vor Allem dieſe Colibri, die ihm immer näher und näher kam, dieſes glänzende ſeidige Haar und dies immer ſo traurige Geſicht. — Sie iſt eine Ruſſalka*), ſagte er mit einem Gefühl eigenthümlicher Unbehaglichkeit zu ſich ſelbſt. — Mein Seelchen .... geſtehe mir's ... woher iſt Dir die Luſt gekommen, mich heute zu Dir einzuladen?

— Du biſt jung, hübſcher Burſche, ich liebe das!

— Ah! Ah! was wird Emilie dazu ſagen? Sie wird kommen, ſie hat mir's heut Morgen geſchrieben.

— Nichts zu Emilie ... ſie würde mich tödten.

Der Lieutenant brach in Lachen aus. — Halten Sie ſie für ſo bösartig?

Colibri ſchüttelte den Kopf. — Nicht nur ſchlechte Menſchen tödten .. Auch Madame Fritſche Nichts ſagen.

Sie berührte dabei die Stirn des Lieutenants mit der Spitze ihres Fingers: — Begreifen Sie, Officier?

Der Lieutenant runzelte die Brauen. — Gut, gut, ich werde Dein Geheimniß bewahren, aber zur Belohnung dafür wirſt Du mir einen Kuß geben.

---

*) Eine Art Undine oder bösartiger Dryade in der ſlawiſchen Mythologie.

— Nein, nachher, wenn Du fortgehſt . . .

— Sogleich!

Er beugte ſich zu ihr, aber ſie wich langſam zurück und richtete ſich empor, wie eine Natter, auf die man im dichten Waldgraſe getreten iſt. Der Lieutenant ſah ihr ins Weiße der Augen. — Iſt die böſe! ſagte er . . . Nun, wie Du willſt, und Gott ſegne Dich!

Colibri ſchien einen Augenblick lang zu träumen, dann entſchloß ſie ſich, ſich dem Lieutenant wieder zu nähern, als drei dumpfe Schläge durch das Haus dröhnten. Colibri erhob ſich haſtig. — Heute, nein, morgen, ja, komm morgen . . . ſagte ſie mit gezwungenem Lächeln.

— Um welche Zeit?

— Abends um ſieben Uhr.

— Gut! Morgen aber mußt Du mir erzählen, weßhalb Du Dich ſo lange vor mir verſteckt haſt.

— Ja, ja, morgen das Ende, mein Officier!

— Alſo Wort gehalten! Ich werde Dir auch ein hübſches kleines Geſchenk mitbringen.

— Niemals, ſagte ſie, mit dem Fuße ſtampfend. — Dies, das, das (auf ihre Kleider, ihren Schmuck, auf Alles deutend, was ſie umgab), das mein. Geſchenke, niemals!

— Sein Sie nicht böſe, mein Fräulein, ich zwinge

Niemanden. Man muß alſo ſcheiden. Adieu, mein kleines Joujou . . . und der Kuß?

Colibri ſprang leichtfüßig an ihm empor, und ihre Arme um des jungen Lieutenants Hals ſchlingend, gab ſie ihm einen Kuß, der ihm den Eindruck von einem Schnabelhieb machte. Er wollte ſie ſeinerſeits wieder küſſen, aber ſie entſchlüpfte ihm behende und flüchtete hinter das kleine Sopha.

— Alſo, um ſieben Uhr, morgen? ſagte der Lieutenant etwas verwirrt. Sie antwortete ihm durch ein Zeichen des Kopfes, und mit ihren Fingerſpitzen eine ihrer langen Haarflechten ergreifend, begann ſie dieſelben mit ihren kleinen Zähnen leis zu beißen. Der Lieutenant grüßte ſie mit der Hand zum Abſchied und zog die Thür hinter ſich zu. Er hörte nur noch, wie Colibri ſich näherte und ſie von innen doppelt verſchloß.

Im Salon der Madame Fritſche war Niemand und der Lieutenant, dem es durchaus nicht darum zu thun war, Emilien zu begegnen, beeilte ſich hinaus zu kommen; auf dem Flur aber ſtieß er auf die Herrin des Hauſes. — Sie gehen ſchon fort, Herr Lieutenant! ſagte ſie mit derſelben Grimmaſſe affectirter und unheimlicher Freundlichkeit, — Sie wollen Emilie nicht erwarten?

Der Lieutenant nahm ſeinen Czacko: — Madame Fritſche, ich muß Ihnen zu wiſſen thun, daß ich nicht gewohnt bin, zu warten, erwiederte er; — es iſt ſehr

wahrſcheinlich, daß ich auch morgen nicht wiederkommen werde. Benachrichtigen Sie Ihre Nichte davon.

— Schön, ſchön, ſagte die Alte. Sie haben ſich aber doch nicht etwa gelangweilt, Herr Lieutenant?

— Nein, Madame, gelangweilt habe ich mich durchaus nicht.

— Das iſt ja Alles, was ich wiſſen wollte. Ich empfehle mich Ihnen.

— Leben Sie wohl, Madame.

Der Lieutenant kehrte nach Hauſe zurück, warf ſich auf ſein Bett und vertiefte ſich in ein Labyrinth von Betrachtungen. „Was Teufel iſt das!“ rief er mehrmals mit lauter Stimme aus; „weßhalb hat mir Emilie geſchrieben? Sie giebt mir ein Rendez-vous und erſcheint nicht dazu!“ Er nahm ihren Brief, drehte ihn in ſeinen Händen hin und her und brach ihn. Er roch nach Rauchtabak und an einer Stelle war die Endung eines Zeitwortes verändert worden. Was konnte man daraus ſchließen? — Wär's möglich, daß dieſe alte Jüdin, die Gott verdamme, wirklich nichts davon wüßte? Und beſonders *ſie*, wer iſt ſie?

Die reizende Colibri wollte ihm nicht aus dem Kopf und mit Ungeduld erwartete er den nächſten Abend, obgleich er im Grunde ſeiner Seele faſt Furcht vor dieſem „kleinen Joujou“ empfand.

III.

Vor dem Mittagseſſen begab ſich der Lieutenant auf den Bazar und kaufte dort endlich nach hartnäckigem Handeln ein kleines goldenes Kreuz an einem ſchwarzen Sammetbande. „Sie mag noch ſo ſehr betheuern, keine Geſchenke annehmen zu wollen, man weiß, was das ſagen will. Sollte ſie wirklich eine ſo uneigennützige Seele haben, ſo wird Emilie gewiß nicht „pfui“ zu dem Dinge ſagen.“

Gegen ſechs Uhr Abends raſirte ſich der Lieutenant mit ganz beſonderer Sorgfalt, ließ einen Coiffeur aus der Nachbarſchaft holen, ſein Toupet wohl zu friſiren und zu pomadiſiren, was jener mit großer Gewiſſenhaftigkeit ausführte, ohne das amtliche Papier der Regierung zu ſchonen, aus dem er ſeine Papilloten machte. Darauf legte der Lieutenant ſeine neueſte Uniform an, nahm ein Paar neue noch nicht getragene Handſchuhe in ſeine Rechte und verließ das Haus, nachdem er ſich vorher hinreichend mit Eau de Cologne beſprengt hatte. Wenn er heute größere Sorgfalt auf ſeine Toilette verwandt hatte, als früher, da er ſeinem „Zuckerpüppchen“ den Hof machte, ſo geſchah es nicht deßhalb, weil Colibri ihm mehr gefiel; es lag jedoch in ihr ein gewiſſes Etwas, das ſogar die träge Einbildungskraft unſeres Lieutenants aufregte.

Bei ſeinem Eintritt kam Madame Fritſche ihm wie gewöhnlich entgegen, und gleichſam, als wären ſie über eine

gemeinsame Lüge übereingekommen, theilte sie ihm mit, daß Emilie nur für einige Augenblicke ausgegangen sei, ihn aber zu warten bitte. Der Lieutenant nickte zustimmend mit dem Kopf und setzte sich auf einen Stuhl. Madame Fritsche lächelte wiederum, das heißt, sie zeigte ihre langen, gelben Zähne und zog sich darauf zurück, ohne ihm diesmal Chcolade angeboten zu haben.

Kaum hatte sie sich entfernt, als der Lieutenant seine Blicke auf die geheimnißvolle Thür richtete. Sie blieb verschlossen. Zweimal klopfte er an, um seine Ankunft zu melden, die Thür öffnete sich nicht. Er hielt den Athem an und lauschte: nichts, nicht das geringste Geräusch; man hätte meinen können, daß Alles ringsum ausgestorben gewesen wäre. Der Lieutenant erhob sich, ging auf den Fußspitzen wieder bis zur Thür, suchte, mit den Händen tastend, den Drücker des Schlosses und stieß, da er ihn nicht fand, mit dem Knie an dieselbe. Sie widerstand. Er bog sich von Neuem vor und rief mit gedämpfter, fast mit erstickter Stimme zweimal: — Colibri, Colibri! — Keine Antwort. Er richtete sich empor, zog auf beiden Seiten an den Schößen seines Uniformrockes, stampfte mit dem Absatz auf die Diele, näherte sich wieder dem Fenster und trommelte ärgerlich an den Scheiben. Die verwundete militärische Ehre empörte sich in ihm. — Teufel! Wofür hält man mich! Ich werde mit den Fäusten anklopfen, dann wird sie mir wohl öffnen

müſſen, und hört's die alte Hexe, meiner Treu, um ſo ſchlimmer, meine Schuld iſt's dann aber nicht! — Er machte Rechts-um-kehrt . . . Die Thür war halb geöffnet.

Alsbald eilte der Lieutenant wieder auf den Fußſpitzen in das geheimnißvolle Zimmer. Auf dem Sopha lag Colibri, gekleidet in ein Gewand von glänzendem Gelb, das in der Taille von einem breiten, rothen Gürtel umſchloſſen wurde; den unteren Theil ihres Geſichts in ihr Taſchentuch bergend, lachte ſie bis zu Thränen, aber ohne Geräuſch. Sie hatte diesmal ihr Haar in zwei große, lange, mit rothem Band durchzogene Flechten geordnet. Ihre rothen Schuhe von geſtern zeigten ſich an ihren kleinen Füßen, die ſie über einander gekreuzt hielt; aber die Füße waren nackt, man hätte meinen können, ſie wären mit braunſeidenen Strümpfen bekleidet. Das Sopha ſtand anders als geſtern, näher der Wand, und auf dem Tiſch ſtand ein japaniſches Theebrett mit einer dickbauchigen Kaffeekanne, einer kryſtallenen Zuckerdoſe und zwei blauen Porzellantäßchen. Auf demſelben Tiſch lag die Guitarre, und ein zartgrauer Dampf erhob ſich in einer feinen Spirale aus der Spitze eines orientaliſchen Räucherkerzchens.

Der Lieutenant, der Alles das auf den erſten Augenblick bemerkt hatte, näherte ſich dem Sopha, aber bevor er Zeit gehabt hätte, nur ein Wort zu ſprechen, ſtreckte Colibri, ohne aufzuhören, in ihr Tuch zu lachen, die Hand

aus, und ihre kleinen, harten Finger in das Toupet des Lieutenants ſenkend, zerſtörte ſie mit einem Handumdrehen das ganze ſchöne Gebäude ſeiner Coiffüre. — Was ſoll das? rief der Lieutenant, wenig erbaut von ſolch ſchlecht angebrachter Vertraulichkeit; — welche Unverſchämtheit! — Colibri enthüllte ihr Geſicht: — Vorher ſchlecht, ſagte ſie, ſo beſſer. — Sie rückte an das eine Ende des Sophas und kreuzte die Beine unter ſich: — Setze Dich dorthin, da unten.

Der Lieutenant ſetzte ſich auf den Platz, den ſie ihm bezeichnete. — Warum entfernſt Du mich? fragte er nach kurzem Schweigen; — haſt Du Furcht vor mir?

Colibri kauerte ſich wie eine Katze zuſammen und ſah ihn von der Seite an. — Ich? nein!

— Du mußt nicht ſo wild ſein, fuhr der Lieutenant in väterlichem Ton fort. — Nicht wahr, Du erinnerſt Dich Deines Verſprechens von geſtern?

Colibri umſchloß beide Knie mit den Armen, legte ihren Kopf darauf und ſah ihn wieder von der Seite an.

— Ich erinnere mich.

— Dann, . . . ſagte Jergunow und wollte ſich ihr nähern . . .

— Nicht ſo ſchnell, Signore.

Colibri löſte ihre Flechten, womit ſie ihre Knie umſchlungen hatte, und mit dem Ende der einen peitſchte ſie ihn auf die Hände.

Der Lieutenant war völlig verblüfft. — Was ſie für Augen hat, die Böſe! murmelte er unwillkürlich. — Aber... warum haſt Du mich herbeſtellt?

Colibri ſtreckte den Hals mit einer Vogelbewegung und horchte.

— Emilie? fragte der Lieutenant mit beſtürzter Miene; — oder Jemand anderes . . .

Colibri zuckte die Achſeln.

— Du hörteſt aber doch Etwas? fragte Jergunow wieder.

— Nichts.

Mit einer neuen vogelartigen Bewegung zog ſie ihren kleinen, länglich geformten Kopf zurück, deſſen dicke Flechten durch einen ſorgfältig gezogenen Scheitel getrennt waren, der ſich in einem dichten Gewirr krauſer, kleiner Nackenhaare verlor. — Nichts, wiederholte ſie, ſich von Neuem zuſammenkauernd.

— Niemand! ſagte der Lieutenant, — Ich kann alſo . . . Er ſtreckte die Hand aus, zog ſie aber raſch wieder zurück. Ein Blutstropfen zeigte ſich auf ſeinem Finger. — Welche Dummheit! rief er, ſeine Hand ſchüttelnd, — immer Eure ewigen Nadeln! Aber, was iſt das für eine vermaledeite Nadel? fügte er hinzu, als er eine Art von goldenem Pfeil erblickte, den ſie wieder in ihren Gürtel ſteckte, — das iſt ja ein Dolch! Das iſt ein Stachel und Du, Du biſt eine Weſpe, hörſt Du, eine Weſpe!

Colibri ſchien den Vergleich des Lieutenants ſehr wohl zu faſſen: ſie lachte mit ihrem klaren, kryſtallenen Lachen. — Ja, ich werde ſtechen . . . ich werde ſtechen.

Jergunow betrachtete ſie von der Seite. „Sie lacht", dachte er, „und ihr Geſicht bleibt immer traurig." — Sieh Dir dies ein wenig an, fügte er laut hinzu.

— Was? fragte Colibri mit kindlichem Ausdruck.

— Dies! und der Lieutenant zog das kleine goldene Kreuz aus der Taſche und ließ es funkeln, indem er es zwiſchen den Fingern hin und her drehte. — Das iſt hübſch, nicht wahr?

Colibri hob gleichgültig die Augen empor.

— Ach, ein Kreuz, ſagte ſie, — wir tragen das nicht.

— Wie, Du trägſt kein Kreuz? Biſt Du alſo eine Jüdin oder eine Türkin?

— Wir tragen es nicht, wiederholte Colibri. Dann erhob ſie ſich plötzlich und, rückwärts über ihre Schultern blickend, ſagte ſie: — Soll ich Ihnen etwas vorſingen? Ich werde ſingen.

Der Lieutenant ſteckte haſtig das Kreuz wieder in die Taſche und wandte ſich um, denn er glaubte eine Art von Krachen in der Wand gehört zu haben. — Was macht man da für ein Geräuſch?

— Mäuſe, Mäuſe! beeilte Colibri ſich zu antworten, dann umſchlang ſie auf die für den Lieutenant überraſchendſte

Art seinen Kopf mit ihren glatten, gelenken Armen und verbrannte ihm die Wange mit einem raschen Kuß, wie mit einem rothglühenden Eisen. Er umschloß Colibri seinerseits, aber sie glitt aus seiner Umarmung wie eine Schlange, was ihr mit ihrem dünnen, geschmeidigen Körper leicht genug fiel. — Sachte, sachte, flüsterte sie leise. — Vorher Kaffee . . .

— Welchen Einfall! Nachher . . .

— Nein sogleich! Jetzt heiß, kalt später.

Sie ergriff die Kaffeekanne am Henkel und fing an, die beiden Tassen vollzugießen. Der Kaffee fiel in gewundenem, rauchendem Strahl hernieder, und Colibri, den Kopf auf ihre Schulter geneigt, beobachtete seinen Fall. Jergunow warf ein Stück Zucker in die Tasse und leerte sie auf einen Zug. Der Kaffee schien ihm sehr stark und sehr bitter. Colibri sah lachend zu, und ihre Nasenlöcher über der Tasse weit dehnend, führte sie dieselbe an ihre Lippen und setzte sie langsam wieder auf den Tisch. —

— Warum trinkst Du nicht? fragte der Lieutenant.

— Ich, nach und nach.

— Aber so setz' Dich doch endlich zu mir, sagte er, mit der Hand auf das Sopha schlagend.

— Im Augenblick.

Sie streckte die Hand aus und ergriff, ohne Jergunow aus den Augen zu lassen, ihre Guitarre. — Vorher, ich werde singen.

— Ja, ja, aber ſetz' Dich.

— Und tanzen werde ich, willſt Du?

— Du tanzeſt? Sehen möcht' ich das wohl, aber wie wär's, wenn Du erſt nachher tanzteſt?

— Nein, nein! aber ich liebe Dich ſehr, ich.

— Wirklich? Nun dann tanze, Starrkopf, der Du biſt.

Colibri ſtellte ſich an die andere Seite des Tiſches und, nachdem ſie einige Accorde gegriffen hatte, ſtimmte ſie zur großen Ueberraſchung des Lieutenants, der irgend ein heiteres, lebhaftes Lied zu hören erwartete, eine Art langſamen, eintönigen Recitativs an, jeden der Töne, welche nur mit Anſtrengung ihrer Kehle zu entſteigen ſchienen, mit einem abgemeſſenen Wiegen ihres Körpers von rechts nach links begleitend. Sie lachte nicht. Sie hatte ſogar ihre hohen, gewölbten Augenbrauen zuſammengezogen, zwiſchen denen man deutlich ein kleines Zeichen von blauer Farbe bemerken konnte, ähnlich einem Buchſtaben aus irgend einer orientaliſchen Sprache, das dort wahrſcheinlich mit Pulver eingebrannt war. Ihre Augen waren beinahe geſchloſſen, aber die Sterne derſelben funkelten noch mit einem düſteren Glanz zwiſchen den geſenkten Lidern hervor und hartnäckig fuhr ſie fort, ihre Blicke auf den Lieutenant zu heften. Auch er konnte den Blick nicht abwenden von dieſen prachtvollen und drohenden Augen, dieſem gebräunten Geſicht, das ſich mehr und mehr mit ſchwacher Röthe färbte, den

halbgeöffneten, unbeweglichen Lippen und dieſen ſchwarzen Schlangen, die ſich im Tact an beiden Seiten des eleganten Kopfes wiegten.

Colibri fuhr in Ihren Bewegungen fort, ohne ihren Platz zu verändern; ihre Füße nur erhoben ſich bald auf den Zehenſpitzen, bald auf den Hacken. Ein einziges Mal drehte ſie ſich heftig um, ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, indem ſie die Guitarre über ihrem Kopf ſchwang, und von Neuem nahm ſie denſelben wiegenden Tanz, denſelben langſamen und monotonen Geſang wieder auf. Unterdeſſen ſaß Jergunow ſehr bequem auf dem Sopha und fuhr fort, Colibri zu betrachten, ohne ein Wort zu ſagen. Er hatte eine ſeltſame, ungewohnte Empfindung; er fühlte ſich frei, leicht, ja faſt zu leicht. Er hatte keinen Körper mehr und ſchwamm im unendlichen Raum. Dabei glitten ihm kleine kalte Ameiſen den Rücken entlang; eine unſagbar angenehme Mattigkeit entkräftete ſeine Beine und Schläfrigkeit kitzelte ihm die Mund- und Augenwinkel. Er wünſchte nichts mehr, dachte an nichts mehr; es kam ihm vor, als ob er ſanft gewiegt werde, und er murmelte nur noch mit dem Rand der Lippen: — Oh, mein Joujouchen? Von Zeit zu Zeit ſchien das Geſicht ſeines „Joujouchens“ ſich zu verſchleiern. „Warum denn“, fragte ſich der Lieutenant. „Ach! es iſt der Rauch . . . hier iſt . . . ja . . . blauer Dunſt.“ — Und es näherte ſich ihm Jemand, der ihn

wiegte und ihm angenehme Worte in's Ohr flüsterte, Worte, die anfingen und nicht endeten.

Plötzlich aber sah er die Augen seines Joujouchens sich in einer maßlosen Größe, wie die eines Brückenbogens, öffnen; die Guitarre entrollte ihren Händen, und am Boden anschlagend, gab sie einen Ton von sich, der aus den letzten Tiefen des Abgrundes wiederzuhallen schien. Ich weiß nicht, welcher intimste Freund des Lieutenants ihn zärtlich und kräftig von hinten umarmte und ihm die Knoten seiner Halsbinde in Ordnung brachte . . . Dann plötzlich gewahrte er hart an seinem Gesicht den dichten Schnurrbart, die Adlernase und die durchdringenden Augen des Unbekannten mit den drei silbernen Knöpfen, und obwohl die Augen die Stelle des Schnurrbarts und der Schnurrbart die Stelle der Augen einnahmen, obwohl die Nase ebenfalls umgedreht war, so verwunderte sich der Lieutenant gar nicht darüber. Er fand sogar, daß das so sein müsse und war schon im Begriff, zu der Nase zu sagen: „Guten Tag, Bruder Gregor"; aber er gab die Absicht auf und zog es vor . . . zog es vor, unverzüglich mit Colibri nach Constantinopel zu reisen, um dort ihre Hochzeit zu feiern. Colibri war ja Türkin und der Kaiser hatte ihn zum Rang eines Muselmanns erhoben . . . Das war um so leichter, als sich ihm ein kleines Schiff darbot . . . Er stieg ein; und obgleich er sich dabei aus Ungeschicklichkeit so stieß, daß ihm der heftigste Schmerz das Bewußtsein

über seine Glieder benahm, so gewann er doch wieder das Gleichgewicht, setzte sich auf eine kleine Bank im Hintertheil des Schiffes und begann denselben großen Fluß hinabzuschwimmen, der sich unter dem Namen: Strom der Zeit in den Gymnasien von Nikolajew angeheftet befindet und direkt nach Constantinopel führt. Diese Wasserfahrt machte ihm ein außerordentliches Vergnügen. Jeden Augenblick begegneten ihm große, rothe Kriechenten, die sich leider nicht nahe kommen ließen und sofort untertauchten, nichts als breite, wie Blut gefärbte Flecken an ihrem Platz zurücklassend. Colibri reiste mit ihm; aber, um der Hitze zu entgehen, hatte sie im Innern des Bootes Platz genommen und klopfte von Zeit zu Zeit leise an den Boden. Da ist endlich Constantinopel. Die Häuser sind, wie es sich für Häuser zu sein gehört, in Form von Tyroler Hüten gebaut und alle Türken haben so breite und so ernste Gesichter . . . Nur muß man sie nicht zu lange betrachten; bald verlieren sie die Form, schneiden Fratzen und schmelzen wie Schneehaufen im Frühjahr . . . Da ist auch der Palast, den er mit Colibri bewohnen wird . . . Wie schön Alles darin eingerichtet ist! Ueberall Epauletten, Trompeten blasende Soldaten und natürlich an allen Wänden das Portrait Muhamed's als russischer General. Aber warum läuft Colibri ihm stets voraus, von Zimmer zu Zimmer ihre Schleppe nach sich schleifend? Und warum will sie sich gar nicht nach ihm umkehren?

Dann wird sie kleiner, immer kleiner . . . das ist ja gar nicht mehr Colibri, es ist ein Edelknabe in runder Jacke und er ist sein Hofmeister, und nun ist er gezwungen, hinter ihm her in das Innere eines Fernrohres zu kriechen, das immer enger und enger wird; man kann sich darin nicht mehr bewegen, weder vor- noch rückwärts; man kann nicht mehr athmen und ein ungeheures Gewicht stürzt sich auf seinen Rücken; er hat den Mund voll Erde . . .

IV.

Endlich schlug der Lieutenant die Augen auf . . . Es war Tag und Alles still rings umher. Es riecht nach Essig und Pfeffermünze. Ueber sich, rechts und links umhüllt ihn etwas Weißes; er betrachtet, er untersucht es; es sind die Vorhänge eines Bettes. Er will den Kopf heben, unmöglich; die Hand, abermals unmöglich. Was soll das heißen? Er richtet den Blick nach unten: Ein langer Körper ist vor ihm hingestreckt, verborgen unter einer Decke von grober Wolle mit braunen Rändern an beiden Enden. Dieser Körper ist nach gemachter Feststellung sein eigener. Er versucht einen Schrei auszustoßen: Nichts kommt hervor. Er versucht es von Neuem, er sammelt alle seine Kräfte: Eine Art von halberstorbenem Laut erzittert unterhalb seiner Nase. Schwere Schritte werden gehört, eine Hand entfernt den Vorhang. Ein alter Invalide, in einen geflickten Militärrock gekleidet, steht vor

dem Lieutenant. Beide ſcheinen auf verſchiedene Art erſtaunt. Ein großer zinnerner Krug näherte ſich den Lippen des Lieutenants, der das friſche Waſſer mit Gier trinkt. Seine Zunge löſt ſich. — Wo bin ich?

Der Invalid betrachtet ihn zum zweiten Mal, entfernt ſich und kehrt bald mit einem andern Mann in Uniform zurück. — Wo bin ich? wiederholt der Lieutenant.

— Nun, er wird nicht davon ſterben, ſagte der Mann in Uniform. — Sie ſind im Hospital, ſetzte er laut hinzu; — aber Sie dürfen nicht ſprechen; ſchweigen Sie und ſchlafen Sie.

Der Lieutenant kam aus dem Erſtaunen nicht heraus; aber er ſank in das Nichts zurück.

Am andern Morgen erſchien der Arzt des Lazareths. Jergunow war ſeiner Sinne wieder mächtig. Der Doctor wünſchte ihm Glück zu ſeiner Heilung und befahl, den Verband ſeines Kopfes zu erneuern.

— Wie, der Kopf? Habe ich irgend etwas . . .

— Sie dürfen weder ſprechen, noch ſich bewegen, unterbrach ihn der Doctor. — Bleiben Sie ruhig und danken Sie Gott, dem Höchſten. Popow! wo ſind die Compreſſen?

— Aber das Geld . . . das Geld der Krone . . .

— Da haben wir's, jetzt beginnt das Delirium von Neuem. Eis, Popow, nochmals Eis!

Eine Woche verging. Der Lieutenant war ſo weit

hergestellt, daß man glaubte, ihm enthüllen zu können, was ihm begegnet sei. Folgendes vernahm er:

Am 16. Juni Abends 7 Uhr fand sein letzter Besuch bei Madame Fritsche statt und am 17., etwa um Mittagszeit, also beinahe vierundzwanzig Stunden später, hatte ein Schäfer ihn in einer Schlucht, unweit der Landstraße nach Cherson und ungefähr zwei Werst von Nikolajew, bewußtlos, mit gespaltenem Kopf und bläulichen Flecken am Halse, gefunden. Seine Uniform und seine Weste waren aufgeknöpft, alle Taschen umgekehrt; sein Czacko und sein Hirschfänger waren verschwunden, ebenso sein Ledergurt. Nach dem niedergetretenen Grase und einer sich lang hinziehenden Spur im Sande und im Lehmboden zu urtheilen, mußte der Lieutenant von der Landstraße bis zum Grunde der Schlucht geschleift worden sein und wahrscheinlich dort erst hatte man seinem Kopf einen Streich mit einer schneidenden Waffe, vielleicht seinem eigenen Hirschfänger, versetzt. In der That hatte die ganze Spur keinen einzigen Tropfen Blut gezeigt, während sich rund um seinen Kopf eine ganze Lache gefunden hatte. Die Mörder mußten ihn erst besinnungslos gemacht und dann ihn zu erwürgen versucht haben; hernach hatten sie ihn zur Stadt hinausgeschleppt bis zum Abhang der Schlucht, wo sie ihm den letzten Streich beibrachten. Nur seiner eisernen Constitution hatte es der Lieutenant zu danken, daß er mit dem Leben davon kam, denn erst am 23. Juli, also

fünf Wochen nach dem Ereigniß, war seine volle Besinnung zurückgekehrt.

Jergunow machte unverzüglich seinen Bericht an die Behörde, schilderte mündlich und schriftlich alle Umstände des Unglücks, das ihn betroffen hatte, und bezeichnete deutlich das Haus der Madame Fritsche. Die Polizei eilte dorthin, fand aber Niemand mehr. Das Nest war leer. Der Hauseigenthümer, ein außerordentlich alter und nicht weniger tauber Mann und Bürger der Stadt, wurde allerdings gefaßt und vor Gericht geschleppt; viel aus ihm herauszubekommen war aber nicht. Er selbst wohnte in einem andern Viertel von Nikolajew und Alles, was er wußte, war, daß er vor etwa vier Monaten sein Haus an eine Jüdin, ihrem Paß zufolge Schmul oder Schmulke mit Namen, vermiethet und dies auch pflichtschuldig sofort der Polizei angezeigt habe. Ein junges Mädchen, ebenfalls mit einem Paß versehen, sei, so schloß er seine Aussage, bald nachher zur alten Jüdin gezogen.

Und welches Handwerk trieben diese Frauen? Er wußte nichts davon. Hatten sie noch andere Miethleute: Auch davon wußte er nicht mehr. Und was den Knaben betrifft, der als Wächter des Hauses fungirt hatte, so war er nach Petersburg, Odessa oder sonst wohin gereist. Der neue Wächter befand sich erst seit Anfang Juli im Dienst.

In den Polizeiregistern und in der Nachbarschaft angestellte Nachforschungen ergaben, daß die Schmulke nebst

Genoſſin, deren eigentlicher Name Friederike Bengel geweſen zu ſein ſchien, Nikolajew den 20. Juli verlaſſen hatten, ohne das Ziel ihrer Reiſe anzugeben. Den geheimnißvollen Mann aber, mit dem Ausſehen eines Zigeuners und den drei ſilbernen Knöpfen, ſowie das fremde Mädchen mit dem braunen Teint und den dicken Haarflechten kannte Niemand oder wollte Niemand kennen.

Sobald der Lieutenant das Hospital verlaſſen konnte, begab er ſich ſelbſt in das ihm ſo verhängnißvoll gewordene Haus.

In dem kleinen Zimmer, wo er ſeine Unterhaltungen mit Colibri gehabt hatte und das noch jetzt nach Moſchus roch, war eine andere kleine Thür entdeckt worden, gegen die bei ſeinem zweiten Beſuch das Sopha gelehnt ſtand und durch welche, aller Wahrſcheinlichkeit nach, der Mörder eingetreten war.

Der Lieutenant unterließ es nicht, eine Supplik in vorgeſchriebener Form einzureichen. Die Unterſuchung begann. Eine Menge Verfügungen mit Nummern in genauer Reihenfolge wurden erlaſſen und nach allen Richtungen hin verſandt. Ein Haufen von gleichfalls nummerirten Antworten lief mit der Zeit am Ort ein; das aber war Alles! Die verdächtigen Perſonen waren und blieben verſchwunden und mit ihnen das Geld der Krone, das ſich auf ein Tauſend neun Hundert und ſiebzehn Rubel und einige Kopeken belief, eine für die damalige Zeit nicht unbedeutende Summe.

Zehn Jahre lang mußte der unglückliche Lieutenant sich Abzüge von seiner Gage gefallen lassen, um das Geld wieder zu erstatten, bis er endlich das Glück hatte, durch eine Amnestie, die auch ihm zu Gute kam, sich die Zahlung des Rückstandes erlassen zu sehen.

Anfänglich war er fast überzeugt gewesen, daß die Ursache des ganzen Unglücks, das Haupt der gegen ihn angezettelten Verschwörung Emilie, sein treuloses „Zuckerpüppchen", gewesen sei. Er erinnerte sich, am Tage seiner letzten Zusammenkunft mit ihr unkluger Weise auf dem Sopha eingeschlafen zu sein, bei seinem Aufwachen ihre Verwirrung bemerkt und am selben Abend jenen Riß in seinem Gurt entdeckt zu haben, der augenscheinlich der Scheere, die sie in ihrer Tasche verbarg, seine Entstehung verdankte. — Sie hat Alles gesehen, sagte er, — hat's dem alten Satan gesagt und den beiden andern Teufeln. Sie hat mir eine Falle gelegt, indem sie mir jenen Brief schrieb, und ich ging arglos hinein; aber wer hätte so Etwas von ihr erwarten können? Dann vergegenwärtigte er sich das gute, hübsche Gesicht Emiliens, ihre klaren, lachenden Augen. — Oh! Weiber, Weiber! sagte er mit den Zähnen knirschend, — Crokodillenbrut! — Als er jedoch definitiv aus dem Hospital entlassen und in seine Wohnung zurückgekehrt war, erfuhr er einen Umstand, der seine Vermuthungen ganz vom bisherigen Wege ablenkte. An dem Tage nämlich, an welchem er, mehr todt

als lebendig, zur Stadt gebracht worden war, hatte ſich ein junges Mädchen, das der ganzen Beſchreibung nach nur Emilie geweſen ſein konnte, ganz in Thränen gebadet und mit verwirrtem Haar in ſeiner Wohnung eingefunden und war, nachdem ſie ſeinen Stiefelputzer um Nachricht von ihm gefragt hatte, wie eine Tolle nach dem Hospital gerannt; dort wurde ihr geſagt, daß der Lieutenant den Tag nicht überleben werde und gleich darauf verließ ſie das Haus wieder, die Hände ringend und mit allen Anzeichen der heftigſten Verzweiflung. Es wurde alſo klar, daß ſie den mörderiſchen Anfall nicht vermuthet hatte. Oder ſollte ſie ſelbſt betrogen ſein? Sollte ſie ihren Antheil an der Beute etwa nicht erhalten haben? Sollte das Gewiſſen in ihr erwacht ſein? Und dennoch hatte ſie Nikolajew in Begleitung jener abſcheulichen Alten, die jedenfalls um Alles gewußt, verlaſſen . . . Der Lieutenant wußte in der That nicht, was er denken ſollte, und oft genug langweilte er ſeinen Stiefelputzer, indem er ſich von ihm die Beſchreibung des jungen Mädchens und die Worte, die ſie zu ihm geſprochen hatte, wiederholen ließ.

Achtzehn Monate ſpäter erhielt der Lieutenant von Emilie, alias Friederike Bengel, einen Brief in deutſcher Sprache, den er ſich ſogleich überſetzen ließ und welchen er uns ſeitdem mehr als einmal zeigte. Er war voll orthographiſcher Fehler und hatte eine Menge Ausrufungszeichen.

Das Couvert trug den Poſtſtempel Breslau, der Inhalt deſſelben lautete faſt wörtlich folgendermaßen:

„Mein theurer und unvergleichlicher Floreſtan! Mein Herr Lieutenant Jörgenhof! Wie oft ſchon habe ich mir geſchworen, Ihnen zu ſchreiben, und immer habe ich's, zu meinem größten Bedauern, wieder aufgeſchoben, obgleich die Vorſtellung: Sie könnten mich für mitſchuldig halten an jenem ſchrecklichen Verbrechen, für mich der fürchterlichſte Gedanke iſt. O, mein theurer Herr Lieutenant, glauben Sie mir, der Tag, an dem ich erfuhr: Sie ſeien wieder geſund und wohl, war der ſchönſte meines Lebens! Auf vollſtändige Rechtfertigung kann ich leider keinen Anſpruch machen, denn ich will nicht leugnen: ich war es wirklich, die Ihre Gewohnheit, Geld auf dem Körper zu tragen, bemerkte (übrigens machen es die Schlächter und Viehhändler in unſerer Gegend ebenſo) und die Unklugheit beging, davon zu ſprechen! Ich ſagte ſogar im Scherz, daß es nicht gerade ſchlimm ſein würde, Ihnen etwas von dieſem Gelde zu nehmen! Die alte Hexe (ach! Herr Floreſtan, ſie war gar nicht meine Tante!) ſetzte ſich ſofort in Verbindung mit jenem ruchloſen Scheuſal Luigi und ſeinem Helfershelfer. Ich ſchwöre Ihnen beim Grabe meiner Mutter (die eine ehrbare Frau war, und nicht wie ich!), daß ich heute noch nicht weiß, wer dieſe Menſchen waren! Alles, was ich erfuhr, iſt, daß der Eine Luigi hieß, daß beide aus Bukareſt gekommen und

wahrſcheinlich große Verbrecher waren, denn ſie bargen ſich vor den Augen der Polizei und führten Gold und Preciosen mit ſich. Dieſer Luigi war ein fürchterliches Weſen: Seinesgleichen tödten, war ihm Nichts! Er redete alle Sprachen, und er war es, der meinen Brief an Sie ſchrieb; er war es auch, der die von der Köchin geſtohlenen Sachen wiederſchaffte. Er konnte Alles! Alles! Alles! Es war ein fürchterliches Geſchöpf! Er machte die Alte glauben, daß er Sie nur durch ein gewiſſes Getränk ein wenig betäuben, Sie dann zur Stadt hinausbringen und ſpäter erzählen wolle, er wiſſe von Nichts, Sie hätten zu tief in's Glas geſehen; aber das Scheuſal hatte ſich's vorher ſchon überlegt, daß es beſſer ſei, Sie aus der Welt zu ſchaffen, damit kein Hahn mehr etwas davon auskrähen könne! Er ſchrieb jenen abſcheulichen Brief und die Alte entfernte mich mit Liſt, ja, ich kann ſagen, mit Gewalt! Ich argwöhnte Nichts, und ich hatte eine entſetzliche Angſt vor dieſem Luigi, der mir ſagte: „Ich werde Dir den Hals abſchneiden wie einem Huhn!“ Und als er das ſagte, drehte er ſo ſchrecklich ſeinen Schnurrbart!

Durch Liſt lockte man mich in eine gewiſſe Geſellſchaft... Ach! Herr Floreſtan, ich ſchäme mich vor mir ſelbſt und vergieße heiße Reuethränen, denn zu einem ſolchen Handwerk bin ich gewiß nicht geboren worden! Der Gedanke, daß bis zu einem gewiſſen Punkt ich es war, die Ihr Unglück herbeiführte, hat mich beinahe verrückt gemacht,

und dennoch bin ich mit jenen Leuten abgereist, denn was würde aus mir geworden sein, wenn uns die Polizei entdeckt hätte? Bald aber habe ich sie alle verlassen, und obgleich ich jetzt in Elend, ja oft ohne ein Stück Brod lebe, so ist meine Seele doch ruhig! Fragen Sie mich nicht, weßhalb ich überhaupt nach Nikolajew gekommen bin: ich könnte Ihnen doch nicht darauf antworten; ich habe einen fürchterlichen Eid gethan! Ich schließe meinen Brief mit einer Bitte an Sie, Herr Florestan: Aus Barmherzigkeit, wenn Sie je Ihrer armen, kleinen Emilie gedenken, so gedenken Sie ihrer nicht als eines schwarzen Scheusals! Der ewige Gott sieht mein Herz in diesem Augenblick: ich habe eine schlechte Moralität und bin leichtfertig, aber bösartig bin ich nicht. Und lieben werde ich Sie immer, mein unvergleichlicher Florestan! Und das Beste, was es auf dem Erdenrund giebt, das wünsche ich Ihnen. — Wenn mein Brief bis in Ihre Hände gelangt, dann, bitte, schreiben Sie mir einige Zeilen, damit ich weiß, daß sie ihn erhielten. Sie würden dadurch sehr glücklich machen Ihre treuergebene

Emilie."

„P. S. Ich habe Ihnen deutsch geschrieben, weil ich nicht im Stande bin, meinen Gefühlen in einer andern Sprache Worte zu leihen; aber Sie können mir russisch schreiben."

— Nun, haben Sie ihr geantwortet? fragten wir den Lieutenant.

— Ich hatte oft die Abſicht, es zu thun; aber wie ſollte ich ihr ſchreiben? Ich verſtehe nicht deutſch, und ruſſiſch? . . . Was ſie auch davon ſagt, ſie hätte es ſich überſetzen laſſen müſſen. Dann . . . Ihr verſteht mich . . . dieſer Briefwechſel . . . die Würde der Epauletten . . . kurzum . . . ich habe nicht geantwortet.

Und jedes Mal, wenn der Lieutenant ſeine Erzählung beendet hatte, ſchüttelte er den Kopf und ſeufzte. — So iſt, ſagte er, die Jugend! — Und befand ſich unter ſeinen Zuhörern ein Neuling, der ſein berühmtes Abenteuer zum erſten Male mit anhörte, ſo ergriff er deſſen Hand, legte ſie auf ſeinen Schädel und ließ ihn die Narbe ſeiner Wunde befühlen. Sie war wirklich übermäßig groß und reichte von einem Ohr zum andern.

Ein Briefwechsel.

Vor einigen Jahren beſuchte ich Dresden. Vom Morgen bis zum Abend die Stadt durchſtreifend, hatte ich keine Veranlaſſung, mit der Geſellſchaft des Hôtels, welches ich bewohnte, Bekanntſchaft zu machen, bis ich eines Tages zufällig erfuhr, daß in demſelben eine Ruſſe krank darniederliege. Ich begab mich zu ihm und fand in ihm einen Menſchen, bei dem die Schwindſucht ſchon den höchſten Grad erreicht hatte. Ich war der Stadt nachgerade überdrüſſig geworden und ſo ließ ich mich bei meinem neuen Bekannten häuslich nieder. Es iſt zwar langweilig, einem Kranken Geſellſchaft zu leiſten, zuweilen jedoch iſt auch die Langeweile angenehm; zudem war mein Kranker guten Muthes und immer zur Unterhaltung aufgelegt. Wir waren beide bemüht, uns die Zeit ſo gut es ging zu vertreiben, ſpielten Schafskopf und machten uns über den Doctor luſtig. Mein Landsmann erzählte dieſem deutſchen Kahlkopf verſchiedene Mährchen über ſeinen Zuſtand, welchen Jener ſtets „längſt vorhergeſehen“ haben wollte, äffte

ihm nach, wenn er sich über irgend ein außergewöhnliches, unerhörtes Symptom wunderte, warf seine Arzneien zum Fenster hinaus und dergleichen mehr. Ich bemerkte meinem Freunde zu wiederholten Malen, daß er gut thun würde, bei Zeiten einen erfahrenen Arzt zu consultiren, daß mit seiner Krankheit nicht zu spaßen sei u. s. w. Alexei aber (mein Bekannter hieß Alexei Petrowitsch S...) fertigte mich immer nur mit Witzen über die Aerzte im Allgemeinen und über den seinigen insbesondere ab, bis er einst an einem regnigten Herbstabende auf meine wiederholten dringenden Bitten mit einem so hoffnungslosen Blick, einem so traurigen Kopfschütteln und einem so seltsamen Lächeln antwortete, daß ich einigermaßen darüber erschrak. In derselben Nacht verschlimmerte sich sein Zustand und am anderen Tage starb er. Kurz vor seinem Tode verließ ihn seine gewohnte Heiterkeit, er warf sich unruhig auf dem Bette hin und her, seufzte schwer, blickte wehmüthig um sich, ergriff meine Hand und mit Anstrengung flüsternd: „Es ist doch schwer, zu sterben", ließ er den Kopf in die Kissen sinken und brach in einen Strom von Thränen aus. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und saß schweigend an seinem Lager. Bald aber besiegte er auch diese letzte Schwäche. „Hören Sie", sagte er, „unser Doctor wird heute kommen und mich nicht mehr am Leben finden, ich kann mir seine Grimasse bei dieser Entdeckung vorstellen!" — und noch in diesem letzten Augenblicke versuchte er, die

verwunderte Miene des Doctors nachzuäffen. Dann bat er mich, alle seine Sachen nach Rußland an seine Verwandten zu schicken, mit Ausnahme eines kleinen Päckchens, das er mir zum Andenken schenke.

In diesem Päckchen befanden sich Briefe, Briefe eines jungen Mädchens an Alexei und Abschriften der seinigen an dieselbe, im Ganzen waren ihrer fünfzehn. Alexei Petrowitsch S... kannte Maria Alexandrowna B... seit langer Zeit, wie es scheint, schon seit der Kindheit. Er hatte einen Vetter und sie eine Schwester. In früheren Jahren hatten sie Alle zusammen gelebt, darauf sich getrennt und sich lange nicht wiedergesehen; später aber hatten sie sich, bei einem Sommeraufenthalte auf dem Lande, zufällig wieder zusammengefunden und in einander — der Vetter Alexei's in Maria Alexandrowna, Alexei aber in deren Schwester — verliebt. Der Sommer verstrich, der Herbst kam und sie trennten sich von Neuem. Alexei überzeugte sich als verständiger Mann bald, daß er gar nicht verliebt sei, und gab seine Schöne ganz wohlgemuth auf; sein Vetter stand noch beinahe zwei Jahre im Briefwechsel mit Maria Alexandrowna, kam jedoch endlich auch zu der Einsicht, daß er sich und sie betrüge, und verstummte ebenfalls.

Ich könnte Dir, lieber Leser, Allerlei von Maria Alexandrowna erzählen, Du wirst sie aber selbst aus ihren Briefen kennen lernen. Alexei schrieb ihr seinen ersten

Brief bald nach dem Bruch zwischen ihr und seinem Vetter. Er befand sich damals in Petersburg, reiste von dort plötzlich in's Ausland, wurde krank und starb, wie schon gesagt, in Dresden. Ich habe mich entschlossen, seinen Briefwechsel mit Maria Alexandrowna dem Druck zu übergeben und hoffe auf einige Nachsicht des Lesers, schon deshalb, weil es keine Liebesbriefe sind — Gott bewahre mich vor solchen! Liebesbriefe werden gewöhnlich nur von zwei Personen — dafür freilich tausendmal nach einander — gelesen, jedem Dritten aber sind sie unerträglich, wenn nicht gar lächerlich.

I.

Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.

St. Petersburg, den 7. März 1840.

Liebe Maria Alexandrowna!

Wenn ich nicht irre, habe ich Ihnen noch niemals geschrieben, jetzt aber thue ich es . . . nicht wahr, ich habe einen seltsamen Zeitpunkt dazu gewählt? Was mich dazu veranlaßt, ist Folgendes: Mon cousin Théodore besuchte mich heute und, wie soll ich es ausdrücken . . . und theilte mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit (anders theilt er überhaupt Nichts mit) . . . daß er in die Tochter eines gewissen hiesigen Herren verliebt und dieses Mal durchaus entschlossen sei, zu heirathen; er habe auch schon

den erſten Schritt dazu gethan und — ſich erklärt. Natürlich beeilte ich mich, ihm zu einem ſo erfreulichen Ereigniß zu gratuliren. Man hat ihm ſchon lange eine ſolche Abſicht angeſehen; dennoch aber verwunderte ich mich im Stillen einigermaßen darüber, denn, obgleich ich wußte, daß zwiſchen Ihnen und ihm Alles zu Ende ſei, ſchien es mir doch . . . mit einem Worte, ich verwunderte mich. Ich hatte mir vorgenommen, heute auszufahren, bin aber zu Hauſe geblieben, um mit Ihnen zu plaudern. Wenn Sie mich nicht anhören wollen, ſo werfen Sie dieſen Brief ſogleich in's Feuer. Ich verſpreche, Ihnen aufrichtig zu ſein, und obgleich ich fühle, daß Sie das volle Recht haben, mich für einen ziemlich zudringlichen Menſchen zu halten, bitte ich Sie, wenigſtens davon überzeugt zu ſein, daß ich die Feder nicht zur Hand genommen haben würde, hätte ich nicht gewußt, daß Ihre Schweſter nicht bei Ihnen iſt. Sie wird, wie Théodore mir ſagt, den ganzen Sommer bei Ihrer Tante, der Frau B... zubringen. Gott ſchenke ihr alles mögliche Glück!

Das alſo wäre das Ende vom Liede . . . Meinerſeits aber will ich Sie nicht jetzt meiner Freundſchaft verſichern; überhaupt liebe ich keine hochtrabenden Redensarten und Gefühlsergüſſe, und indem ich dieſen Brief an Sie richte, folge ich einfach einer augenblicklichen Eingebung. Sollte unbewußt ein anderer Beweggrund in mir verborgen liegen, ſo mag er einſtweilen in ſeinem Dunkel verbleiben.

Ich will Sie auch nicht zu tröſten ſuchen. Die Menſchen wollen größtentheils, indem ſie Andere tröſten, ſich nur ſo ſchnell als möglich von dem unangenehmen Gefühle eines unfreiwilligen, ſelbſtſüchtigen Mitleids befreien . . . Es giebt ohne Zweifel auch ein aufrichtiges, warmes Mitgefühl, aber dieſes nimmt man nicht von einem Jeden entgegen. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir zürnen würden, denn dann würden Sie mein Schreiben wahrſcheinlich bis zu Ende leſen.

Doch welches Recht habe ich, Ihnen zu ſchreiben, von meinen Gefühlen, vom Troſte zu reden? — Keines, gar keines, ich muß es bekennen, und kann daher nur auf Ihre Nachſicht bauen.

Wiſſen Sie, womit der Eingang meines Briefes zu vergleichen iſt? Er iſt, wie wenn ein Herr N. N. in den Salon einer Dame tritt, welche durchaus nicht ihn, möglicherweiſe aber einen Anderen erwartet hat; er merkt, daß er zu keiner gelegenen Zeit gekommen iſt, doch es iſt nun einmal nicht zu ändern . . . Er ſetzt ſich, beginnt die Unterhaltung . . . Gott weiß, worüber, über die Poeſie, die Schönheiten der Natur, die Vortheile einer guten Erziehung . . . mit einem Worte, er ſchwatzt den größten Unſinn. Inzwiſchen iſt man über die erſten Minuten hinweggekommen, er hat ſich's in ſeinem Stuhl bequem gemacht, — die Dame ergiebt ſich in ihr Schickſal, und ſiehe da, Herr N. N. gewinnt ſeine Gemüthsruhe wieder,

ſchöpft friſchen Athem und beginnt zu reden, ſo wie er's eben verſteht.

Mir iſt indeß, ungeachtet aller dieſer Raiſonnements, nicht gerade wohl zu Muthe. Ich ſehe vor mir Ihr bedenkliches, ja faſt erzürntes Geſicht und fühle, daß es Ihnen faſt unmöglich iſt, in meinem Briefe nicht irgend welche verborgene Abſicht zu vermuthen; daher hülle ich mich, wie ein Römer, der eine Dummheit begangen hat, majeſtätiſch in meine Toga und erwarte ſchweigend Ihr allendliches Urtheil . . . und zwar insbeſondere darüber, ob Sie mir geſtatten wollen, daß ich fortfahre, Ihnen zu ſchreiben?

Ich verbleibe Ihr aufrichtiger und treuergebener

Alexei S...

II.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitſch.

Dorf . . ., den 22. März 1840.

Geehrter Herr Alexei Petrowitſch!

Ihren Brief habe ich empfangen und weiß in Wahrheit nicht, was ich dazu ſagen ſoll. Ich würde Ihnen gar nicht geantwortet haben, hätte es nicht den Anſchein, als ob ſich hinter Ihren Scherzen wirklich ein ziemlich freundſchaftliches Gefühl verberge. Ihr Brief hat auf mich einen

unangenehmen Eindruck gemacht. Als Antwort auf Ihre „Raisonnements" wie Sie sich ausdrücken, gestatten Sie mir ebenfalls eine Frage: wozu? Welchen Theil haben Sie an mir? welchen ich an Ihnen? Ich setze bei Ihnen durchaus keine schlechten Absichten voraus, im Gegentheil, ich bin Ihnen für Ihre Theilnahme dankbar, aber wir sind einander fremd, und ich fühle, jetzt wenigstens, nicht das mindeste Verlangen, mich irgend Jemandem zu nähern.

Mit wahrer Hochachtung verbleibe ich u. s. w.

Maria B...

III.

Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.

St. Petersburg, den 30. März 1840.

Besten Dank, Maria Alexandrowna, besten Dank für Ihr Schreiben, so trocken es auch ist. Bevor ich es erhielt, befand ich mich in der größten Aufregung, zwanzig Mal am Tage dachte ich an Sie und an meinen Brief. Sie können sich nicht vorstellen, wie höhnisch ich über mich selbst lachte, jetzt aber bin ich in einer ausgezeichneten Gemüthsstimmung und belobe mich selbst nach Verdienst. Maria Alexandrowna, ich beginne einen Briefwechsel mit Ihnen! Gestehen Sie, Sie hätten das nach Ihrer Antwort nicht erwartet; ich selbst bewundere meine Kühnheit! Aber beruhigen Sie sich, ich will nicht von Ihnen, sondern

nur von mir zu Ihnen reden. Ich muß mich durchaus, um mich eines beliebten Ausdrucks zu bedienen, mit Jemandem aussprechen. Zwar habe ich kein Recht, Sie zu meiner Vertrauten zu erwählen, gewiß keines, aber ich verlange von Ihnen auch keine Antwort auf mein Schreiben, ich will sogar nicht wissen, ob Sie meine „Raisonnements" lesen oder nicht, aber ich beschwöre Sie, senden Sie mir meine Briefe nur nicht zurück.

Sehen Sie, ich stehe ganz allein in der Welt da. In der Jugend führte ich ein einsames Leben, obgleich ich, so viel mir erinnerlich ist, mich niemals als Byron drapirte. Zunächst waren es die Verhältnisse, und dann die Fähigkeit und die Neigung zu phantasiren, mein ziemlich kühles Temperament, mein Stolz, meine Trägheit, mit einem Worte, eine Menge verschiedener Ursachen, welche mich von der menschlichen Gesellschaft fern hielten. Der Uebergang aus der Welt der Phantasie in die wirkliche ist bei mir spät, vielleicht zu spät, ja vielleicht gar bis hiezu noch nicht vollständig eingetreten. So lange meine eigenen Gedanken und Gefühle mich beschäftigten und zerstreuten, so lange ich fähig war, mich einem grundlosen, schweigenden Entzücken hinzugeben, beklagte ich meine Einsamkeit nicht. Ich hatte keine Kameraden, ich besaß nur sogenannte Freunde. Zuweilen that mir ihre Gesellschaft noth, wie eine Electrisirmaschine eines Conducteurs bedarf, aber eben nur in der Weise. Die Liebe ... doch über diesen Gegen-

ſtand wollen wir einſtweilen ſchweigen. Jetzt aber, ich muß es bekennen, drückt mich die Einſamkeit, und doch ſehe ich keinen Ausweg aus meiner Lage. Ich klage deßhalb nicht das Schickſal an, ich allein trage die Schuld und bin beſtraft nach Gebühr. In der Jugend beſchäftigte mich nur Eins: mein liebes Ich. Ich hielt meine gutmüthige Eigenliebe nur für Blödigkeit, ich mied die Geſellſchaft — und jetzt bin ich meiner ſelbſt erſchrecklich überdrüſſig. Was ſoll ich nun beginnen? Ich liebe Niemanden; alle meine Herzensempfindungen zu anderen ſind gleichſam erzwungen und unwahr; ich beſitze nicht einmal Erinnerungen, weil ich in meinem ganzen vergangenen Leben nichts als mein eigenes Ich finde. Seien Sie meine Retterin! Ihnen habe ich niemals mit Entzücken Liebe geſchworen, Sie nie durch einen Schwall von Redensarten betäubt, ich ging vielmehr ziemlich kalt an Ihnen vorüber, und daher gerade wage ich jetzt, zu Ihnen meine Zuflucht zu nehmen. Würde ich es doch ſchon früher gethan haben, wenn Sie damals frei geweſen wären! Inmitten all' meiner künſtlichen und gemachten Empfindungen, Freuden und Leiden war das einzige wahre und aufrichtige Gefühl, die freilich geringe aber unfreiwillige Neigung zu Ihnen, welche damals wie eine vereinzelte Aehre unter wucherndem Unkraut verkam . . . Laſſen Sie mich nur ein einziges Mal in ein fremdes Antlitz, in eine fremde Seele blicken, — mein eigenes Geſicht widert mich an! Ich gleiche einem Menſchen,

der verurtheilt iſt, ſein ganzes Leben in einem Zimmer mit Spiegelwänden zu verbringen. Ich verlange von Ihnen keine Geſtändniſſe — bei Gott keine! Schenken Sie mir die ſtillſchweigende Theilnahme einer Schweſter, oder auch nur die einfache Neugier des Leſers — ich werde Sie intereſſiren, wahrhaftig, ich werde Sie intereſſiren.

Im Uebrigen habe ich die Ehre, als Ihr aufrichtiger Freund zu verharren. A. S...

IV.

Alexei Petrowitſch an Maria Alexandrowna.

Petersburg, den 3. April 1840.

Abermals ſchreibe ich Ihnen, obgleich ich vorausſehe, daß ich bei ausbleibender Gutheißung von Ihrer Seite bald verſtummen werde. Ich begreife, daß Sie einiges Mißtrauen gegen mich hegen müſſen. Sie haben möglicherweiſe Recht darin! Früher hätte ich Ihnen feierlich erklärt und mir ſelbſt vielleicht auf's Wort geglaubt, daß ich mich ſeit unſerer Trennung „entwickelt habe", fortgeſchritten ſei; mit einer nachſichtigen, beinahe liebkoſenden Verachtung hätte ich mich über meine Vergangenheit geäußert, mit einer rührenden Prahlerei hätte ich Sie in die Geheimniſſe meines jetzigen wahren Lebens eingeweiht ... jetzt aber, ich verſichere Sie, Maria Alexandrowna, iſt es mir ſogar peinlich und widrig, daran zu denken, welche Rolle einſt meine elende Eigenliebe geſpielt und wie ich

mir darin gefallen habe. Fürchten Sie sich nicht, ich werde Ihnen keine großen Wahrheiten, keine tiefen Einblicke aufdrängen; ich besitze sie nicht — diese Wahrheiten, diese Einblicke. Ich bin ein einfacher, gewöhnlicher Mensch geworden — glauben Sie es mir. — Ich empfinde Langeweile, Maria Alexandrowna, ja, ich kann vor Langeweile nicht aushalten. Eben darum schreibe ich Ihnen, und . . . ich glaube in der That, daß wir uns verstehen werden.

Dennoch aber fühle ich mich außer Stande, weiter zu Ihnen zu reden, bevor Sie mir nicht Ihre Hand gereicht haben, bevor ich nicht von Ihnen ein Schreiben mit dem einen Worte „ja" erhalten habe. — Maria Alexandrowna, wollen Sie mich zu Ende hören? — Das ist die Frage.

Ihr ergebener A. S...

V.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.

Dorf . . ., den 14. April.

Was sind Sie doch für ein seltsamer Mensch! Nun denn — ja! Maria B...

VI.

Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.

Petersburg, den 2. Mai 1840.

Hurrah! Dank, Maria Alexandrowna, tausend Dank! Sie sind ein sehr gutes und nachsichtiges Wesen.

Verſprochenermaßen beginne ich von mir ſelbſt zu reden und thue das mit einem Vergnügen, das an Appetit grenzt . . . ja, an Appetit. Von Allem in der Welt kann man mit Eifer, mit Entzücken, mit Begeiſterung reden, aber mit Appetit nur von ſich ſelbſt.

In dieſen Tagen iſt mit mir etwas überaus Sonderbares vorgegangen: ich habe zum erſten Male einen Rückblick auf meine Vergangenheit geworfen. Sie verſtehen mich: Jeder von uns denkt oft an das Vergangene — mit Bedauern oder Verdruß, oder zum bloßen Zeitvertreib, — aber einen kühlen, klaren Blick auf ſein ganzes vergangenes Leben zu werfen — etwa wie ein Wanderer von einem hohen Berge auf das von ihm durchwanderte Thal zurückſchaut — das vermag man nur in reiferen Jahren, und ein geheimnißvoller eiſiger Schauer ergreift das Herz, wenn es zum erſten Male geſchieht. Das meinige wenigſtens zog ſich ſchmerzhaft zuſammen! So lange wir jung ſind, haben wir ſolche Rückblicke nicht; meine Jugend aber iſt dahin, und mir liegt, wie jenem Wanderer auf dem Berge, Alles klar und deutlich vor den Augen. Ja, dahin, unwiederbringlich dahin iſt meine Jugend, und ſie ſteht vor mir wie ein Bild im Rahmen. Ein trauriger Anblick! Wahrlich! Maria Alexandrowna, ich bejammere mich ſelbſt. Mein Gott! mein Gott! iſt es denn möglich! daß ich bis zu dieſem Grade mein eigenes Leben verdorben, mich ſo unbarmherzig hin und her gezerrt und gequält habe...

Jetzt bin ich klug geworden, aber leider zu spät. Haben Sie jemals eine Fliege aus dem Netz einer Spinne gerettet? Ist Ihnen das begegnet? Erinnern Sie sich denn, wie Sie sie an die Sonne setzten; ihre Füße und Flügel sind zusammengeklebt, schwerfällig bewegt sie sich und ist mit aller Anstrengung bemüht, sich vom Spinnengewebe zu reinigen. Nach langen Versuchen erholt sie sich einigermaßen, kriecht, versucht die Flügel auszustrecken . . . umsonst! nicht mehr kann sie, wie früher, herumschwirren, nicht mehr sorglos im Sonnenschein summen, um bald durch das geöffnete Fenster in's kühle Zimmer zu fliegen, bald wieder in die heiße Sommerluft zurückzukehren . . . Sie aber ist wenigstens nicht freiwillig in das verrätherische Netz gerathen . . . wie ich, der ich meine eigene Spinne gewesen bin. Und dennoch kann ich mir nicht einmal die ganze Schuld hieran beimessen, denn wer, sagen Sie mir, wer trägt jemals an irgend Etwas die Schuld — allein? Oder besser gesagt, tragen wir nicht Alle Schuld, ohne daß man uns dessenungeachtet anklagen darf? Die Verhältnisse wirken bestimmend auf uns ein; sie stoßen uns auf diesen oder jenen Weg, und nachher üben sie selbst das Strafamt an uns aus. Jeder Mensch hat sein Schicksal . . . Sehen Sie. Da fällt mir eben ein etwas weit hergeholter, aber treffender Vergleich ein. Wie die Wolken sich erst aus den Dünsten der Erde bilden, aus deren Schooß emporsteigen, sich dann von ihr absondern und

entfernen und endlich, Segen oder Vernichtung bringend, wieder zu ihr zurückkehren, so gestaltet sich um einen Jeden von uns, und zwar aus uns selbst, eine . . . wie soll ich es nennen? eine Art Atmosphäre, welche zerstörend oder segenbringend auf uns zurückwirkt. Diese Atmosphäre eben — nenne ich Schicksal. Mit anderen Worten und einfacher gesagt: Jeder ist zugleich der Schöpfer und das Geschöpf seines Schicksals . . .

Jeder also ist selbst der Schöpfer seines Schicksals — ja! . . . aber unsereins ist es zu sehr, und das eben ist unser Unglück! Zu früh schon erwacht in uns das Selbstbewußtsein; zu früh schon fangen wir an, uns selbst zu beobachten . . . Wir Russen haben keine andere Lebensaufgabe, als die, unsere eigene Persönlichkeit immer auf's Neue durchzuarbeiten, und kaum haben wir die Kinderschuhe ausgetreten, so beginnen wir schon damit. Keine bestimmte Richtung wird uns von außen her gegeben, Nichts achten, an Nichts glauben wir wahrhaft, und so haben wir freie Bahn, aus uns zu machen, was uns irgend beliebt. Nun aber ist nicht von Jedem zu verlangen, daß er sofort die Unfruchtbarkeit des in gegenstandsloser Selbstbewegung verpuffenden Geistes einsehe, — und was dabei herauskommt, ist daher nichts Anderes als wiederum eine jener geistigen Mißgeburten, eine jener nichtigen Existenzen, in denen selbst der angeborene Trieb nach Wahrheit durch die überwuchernde Eigenliebe in sein

Gegentheil verkehrt wird, in denen lächerliche Einfalt mit verächtlicher Verschmitztheit sich paart und die, in einer ohnmächtigen Unruhe des Denkens sich verzehrend, niemals weder die Befriedigung einer ernsten Thätigkeit, noch den Schmerz eines wahren Leidens, noch auch den Triumph einer siegenden Ueberzeugungstreue kennen lernen. Indem wir in uns die Fehler aller Altersstufen vereinigen, nehmen wir zugleich einem jedem dieser Fehler seine gute, versöhnende Seite; wir sind dumm wie die Kinder, aber wir sind nicht aufrichtig wie sie; wir sind kaltblütig wie die Greise, aber ihre Besonnenheit fehlt uns . . . Dafür aber sind wir Psychologen! O ja, wir sind große Psychologen. Unsere Psychologie verirrt sich nur leider allzuoft in die Pathologie; ach über unsere Psychologie! — Dieses raffinirte Studium der Gesetze eines kranken Seelenzustandes und einer kranken Geistesentwickelung, womit gesunde Menschen sich gar nicht zu befassen pflegen . . . Die Hauptsache aber ist, daß wir nie jung sind, selbst nicht in der Jugend.

Und dennoch — warum sich selbst verleumden? Als ob nicht auch wir einst jung gewesen wären! als ob nicht auch in uns die Kraft des Lebens pulsirt, gebrauft, gelodert hätte! O ja, auch wir waren in Arkadien geboren, auch wir haben auf jenen lichten Auen gewandelt! . . . Sind Sie beim Durchstreifen eines Gebüsches jemals auf jene dunkelfarbigen Grillen gestoßen, die, unter Ihren

Füßen hervorſpringend und mit Geräuſch ihre feuerrothen Flügel ausbreitend, einige Schritt weit fliegen, um alsbald wiederum in das Gras zurückzuſinken? Ebenſo hat auch unſere farbloſe Jugend zuweilen auf einige Augenblicke zu kurzem Fluge ihre bunten Schwingen entfaltet . . . Erinnern Sie ſich unſerer ſtummen Abendſpaziergänge zu Vieren längs der Hecke Ihres Gartens nach irgend einem langen, lebhaften, heißen Geſpräche? Erinnern Sie ſich jener glücklichen Stunden, da die Natur uns freundlich in ihren unermeßlichen Schooß aufnahm und wir uns mit erſterbenden Sinnen wie in eine Fluth von Wonnegefühl verſenkten? Plötzlich erglühte die Abendröthe und hüllte Alles um uns her in die zarteſte Purpurfarbe, und von dem ſchimmernden Himmel, von der magiſch beleuchteten Erde — überall her wehte es uns an mit einem Hauche feurig-friſcher Jugend, freudig-unſterblichen Glücks. Wie die Abendröthe am Himmel, ſo loderten ſtill und leidenſchaftlich unſere entzückten Herzen, und die kleinen Blätter der jungen Bäume zitterten leiſe und unruhig über uns, gleichſam wie ein Wiederhall des Gewoges von unklaren Gefühlen und Hoffnungen in unſerer Bruſt. Erinnern Sie ſich jener Reinheit, Güte und Gläubigkeit unſerer Zukunftspläne, jenes rührenden Edelmuths unſerer Hoffnungen, jener Schweigſamkeit unſerer vollen Herzen — und ſagen Sie ſelbſt: waren wir damals nicht eines beſſeren Looſes würdig als das iſt, was uns ſeitdem zu Theil geworden? Weß-

halb war es uns beſchieden, nur zuweilen das erſehnte Ufer in der Ferne zu erblicken, niemals es zu betreten, niemals auf ihm zu raſten!

„Nicht Freudenthränen, gleich den Kindern Iſraels,
„Zu weinen an der Schwelle des gelobten Landes?

Dieſe beiden Verſe von Fet rufen mir ſeine übrigen in's Gedächtniß. . . . Erinnern Sie ſich, wie wir einſt, auf dem Wege ſtehend, ein Wölkchen roſenrothen Staubes in der Ferne erblickten, welches von einem leichten Windhauche gegen die untergehende Sonne emporgetragen wurde? „In fernhin wirbelnder Wolke", begannen Sie, und wir verſtummten ſogleich und hörten zu:

„In fernhin wirbelnder Wolke
„Steigt auf der Staub vor mir.
„Iſt's Wanderer oder Reiter,
„Der ſich verhüllt in ihr?
„Doch ſiehe, auf flüchtigem Roſſe
„Sprengt Jemand des Weges dahin . . .
„O Freund, mein Freund in der Ferne,
„Bleib' mein mit liebendem Sinn!"

Sie ſchwiegen . . . Wir fuhren Alle auf, als ob ein Hauch der Liebe unſere Herzen berührt hätte, und Jeder von uns — ich bin deſſen gewiß — richtete unwillkürlich den Blick in die Ferne, in jene ungekannte Ferne, von der aus die Fata Morgana der Glückſeligkeit aus dem Nebel erglänzt. Und doch, begreifen Sie dieſen Widerſpruch? Was hatten wir in der Ferne zu ſuchen? Waren

wir denn nicht in einander verliebt? War denn das Glück uns nicht „ſo nah, ſo möglich?“*) Und weßhalb betraten wir das erſehnte Ufer nicht? — Weil die Lüge Hand in Hand mit uns ging, weil ſie unſere beſten Gefühle vergiftete, weil Alles in uns Kunſt und Verſtellung war, weil wir einander gar nicht liebten, uns nur zu lieben zwangen und einbildeten . . .

Doch genug, genug! Wozu alte Wunden aufreißen? Es iſt ja doch Alles unwiederbringlich verloren. Was in unſerer Vergangenheit Gutes war — die Erinnerung daran hat mich tief aufgeregt und mit dieſer nehme ich heute Abſchied von Ihnen. Es iſt ohnehin Zeit, dieſen langen Brief zu ſchließen. Ich will gehen, die Maienluft einathmen, die man hier zu Lande wie einen, die Trockenheit und Strenge des Winters durchbrechenden, feuchtwarmen Hauch des Frühlings empfindet. Leben Sie wohl!

Ihr A. S.

VII.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitſch.

Dorf . . ., den 20. Mai 1840.

Ihren Brief, Alexei Petrowitſch, habe ich erhalten, und wiſſen Sie, welches Gefühl er in mir erregte? —

*) Ein den ruſſiſchen Leſern ſehr geläufiges Citat aus Puſchkin's „Onegin“. Der Ueberſetzer.

Unwillen! . . . ja! geradezu Unwillen! . . . und ich will Ihnen auch gleich erklären, weßhalb eben dieſes Gefühl. Nur Eines iſt ſchade dabei: ich bin nicht geübt in der Feder, habe ſelten geſchrieben und verſtehe es nicht, meine Gedanken treffend und in wenig Worten auszudrücken. Sie werden aber, hoffe ich, mir dabei zu Hilfe kommen. Sie werden mich zu verſtehen ſuchen, wenn auch nur, um zu erfahren, weßhalb ich Ihnen zürne.

Sagen Sie mir — Sie ſind ja ein verſtändiger Mann — haben Sie ſich jemals gefragt, was eine ruſſiſche Frau iſt, welches ihr Schickſal, ihre Stellung in der Welt — mit einem Worte, welches ihr Leben iſt? Ich weiß nicht, ob Sie Zeit gehabt haben, ſich dieſe Frage vorzulegen, und kann mir nicht vorſtellen, wie Sie ſie beantwortet haben mögen . . . Vielleicht wäre ich im Stande, Ihnen mündlich meine Gedanken darüber mitzutheilen, auf dem Papiere aber werde ich es kaum vermögen. Doch, gleichviel! Sie werden mir gewiß zugeben, daß wir Frauen, wenigſtens diejenigen unter uns, welche nicht in die alltäglichen Sorgen des häuslichen Lebens aufgehen, ihre allendliche Bildung von Ihnen — den Männern — erhalten; Sie üben einen ſtarken, mächtigen Einfluß auf uns. Was aber machen Sie aus uns? Ich ſpreche zunächſt von den jungen Mädchen, namentlich von denjenigen, welche, wie ich, in ländlicher Abgeſchiedenheit leben, und deren giebt es viele in Rußland. Ja, die Andern kenne ich überhaupt

nicht und kann daher über sie nicht urtheilen. Stellen Sie sich ein solches Mädchen vor; seine Erziehung ist vollendet, es beginnt zu leben, sich zu amüsiren; das Vergnügen allein aber genügt ihm nicht, es verlangt mehr vom Leben; es liest, phantasirt . . . über die Liebe — immer nur über die Liebe allein, werden Sie sagen . . . Angenommen, dem sei so . . . Dieses Wort hat aber für die Jungfrau eine große Bedeutung. (Ich wiederhole, daß ich nicht von einer solchen spreche, die überhaupt zum Denken faul oder unfähig ist.) Sie blickt verlangend in's Leben hinein, auf ihn harrend, nach dem ihre Seele sich sehnt... endlich erscheint er, sie ist ganz Hingebung, sie ist in seinen Händen wie weiches Wachs. Alles — Glück, Liebe und Gedanke — Alles stellt sich mit ihm zugleich ein; alle Bangigkeit ist dahin, alle Zweifel sind durch ihn gehoben; aus seinem Munde scheint die Wahrheit selbst zu reden. Sie empfindet Ehrfurcht vor ihm, schämt sich ihres Glückes, lernt von ihm, liebt ihn. Seine Macht über sie ist grenzenlos! . . . Wäre er ein Held, er könnte sie zur Begeisterung entflammen, er könnte sie bereden, sich selbst zu opfern, und jedes Opfer würde sie freudig bringen! Aber unsere Zeit bringt keine Helden hervor . . . Dennoch aber lenkt er sie, wohin es ihm gefällt; sie hat Interesse nur für das, was ihn beschäftigt, jedes seiner Worte trifft ihre Seele; sie weiß ja noch nicht, wie nichtig, leer und falsch ein Wort sein kann, wie wenig es Demjenigen kostet,

der es ausſpricht, und wie geringen Glauben es verdient. Nach dieſen erſten Stunden von Glückſeligkeit und Hoffnung folgt nur zu häufig in Folge der Verhältniſſe (die Verhältniſſe tragen immer die Schuld) — die Trennung. Es ſoll Beiſpiele gegeben haben, daß zwei verwandte Seelen, nachdem ſie ſich gefunden, ſich ſogleich unzertrennlich mit einander verbanden; daraus ſoll aber auch nicht immer Glück erwachſen ſein . . . ſo hörte ich, indeß — was ich nicht ſelbſt erlebt habe, darüber rede ich nicht. Daß aber die kleinlichſte Berechnung und das glühendſte Entzücken vereint in einem jungen Herzen leben können — das habe ich leider ſelbſt erfahren. — Alſo, ſagte ich, es erfolgt eine Trennung . . . Glücklich dann das Mädchen, welches ſogleich erfährt, daß Alles vorbei iſt, das ſich nicht in Träumen der Erwartung wiegt! Aber Ihr, ſtarke, gerechte Männer, Ihr habt in der Regel nicht das Herz, ja, nicht einmal den Wunſch, uns die Wahrheit zu ſagen... Euch iſt es bequemer, uns zu betrügen . . . obgleich ich allenfalls auch glauben will, daß Ihr zugleich mit uns Euch ſelbſt betrügt . . . Alſo eine Trennung! Dieſe zu ertragen, kann ſchwer oder auch leicht ſein. Wäre der Glaube an ihn, den man liebt, feſt und unerſchütterlich, ſo würde die Seele den Schmerz der Trennung bewältigen . . . ja, ich möchte ſagen: erſt jetzt, in ihrer Verlaſſenheit, würde ſie die Wonne der Einſamkeit erkennen, einer Einſamkeit, aus deren Schooß Erinnerungen und Gedanken

emporsteigen; erst jetzt würde sie sich selbst erkennen, sich sammeln, erstarken . . . in den Briefen des fernen Freundes eine Stütze finden, in den eigenen, vielleicht zum ersten Male, sich ganz aussprechen . . . Wie aber zwei Menschen, welche von der Quelle eines Flusses an den verschiedenen Ufern desselben fortschreiten, sich anfangs noch die Hand entgegenstrecken, dann sich nur noch mit der Stimme erreichen können und sich endlich ganz aus den Augen verlieren, so werden auch zwei Wesen oft durch die Trennung ganz von einander gerissen. Sie werden mir einwenden: Was weiter! es war eben nicht ihre Bestimmung, zusammen zu gehen . . . Ja! für den Mann ist es ein Leichtes, ein neues Leben zu beginnen, die ganze Vergangenheit von sich abzuschütteln, die Frau kann das nicht. Nein, sie vermag nicht ihr ganzes vergangenes Leben von sich zu werfen, sich nicht von der Scholle, auf der sie Wurzel faßte, loszureißen — nein, tausend Mal nein! Und welches ist das bejammernswerthe Ende dieses Drama's? Allmälig die Hoffnung und den Glauben an sich selbst verlierend — wie schwer das aber ist, können Sie nicht ermessen — vergeht und welkt sie einsam dahin, sich nur noch krampfhaft an ihre Erinnerungen anklammernd und sich von Allem, was die Gegenwart ihr bietet, abwendend . . . Und er? . . . Sehet doch zu, wohin er unterdeß gerathen ist! Hielt er es wohl der Mühe werth, auch nur einmal stehen zu bleiben und einen Blick rück-

wärts zu thun? Was hinter ihm liegt, ist für ihn abgethan! Bisweilen zwar regt sich in ihm plötzlich der Wunsch, dem früheren Gegenstande seiner Liebe wieder zu begegnen, er sucht ihn vielleicht gar absichtlich auf . . . Aber, mein Gott, aus welch' kleinlichen Motiven! Aus seinem höflichen Mitleiden, aus seinen angeblich freundschaftlichen Rathschlägen, aus seiner herablassenden Erklärung des Vergangenen hört man immer nur das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit heraus. Es ist ihm so angenehm und erfreulich, sich jeden Augenblick selbst einzugestehen, wie klug und gut er sei! Und wie wenig begreift er, was er gethan! Wie meisterhaft versteht er es, nicht zu begreifen, was in dem Herzen der Frau vorgeht, und in wie beleidigender Weise bemitleidet er sie, wenn er es begreift... Woher nun soll sie die Kraft nehmen, das Alles zu ertragen? Bedenken Sie noch, daß ein Mädchen, bei dem sich zu ihrem Unglück die Gedanken im Kopf zu regen beginnen, wenn es anfängt zu lieben und dem Einflusse eines Mannes unterliegt, sich meistens unwillkürlich seiner Familie, seinen Bekannten entfremdet. Zwar fand es auch früher in dem Zusammensein mit ihnen keine volle Befriedigung, aber es lebte in gewohntem Geleise fort und verbarg in seiner Seele alle seine unantastbaren Geheimnisse. Nun aber wird der Bruch bemerkbar . . . Sie hören auf, die Jungfrau zu verstehen und sind bereit, alle ihre Handlungen zu beargwöhnen... Anfänglich wird

ſie davon gar nicht berührt, ſpäter aber, ſpäter, wenn ſie wieder allein daſteht, wenn das, was ſie erſtrebt und wofür ſie Alles geopfert hat, wenn ihr ganzer Himmel ihr verloren und alles Nahe, faſt ſchon Erreichte in weite Ferne entrückt iſt, — was bleibt ihr dann noch, woran ſie ſich aufrecht erhalten könnte? — Spott, Anſpielungen, den faden Triumph eines groben, ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes erträgt ſie allenfalls noch . . . was ſoll ſie aber anfangen, wohin ihre Zuflucht nehmen, wenn die eigene innere Stimme ihr zuzuflüſtern beginnt, daß jene Alle Recht hatten, daß ſie allein ſich geirrt, daß ein Leben in der Wirklichkeit, es ſei, wie es wolle, immer noch beſſer iſt, als eine Welt der Phantaſie, wie Geſundheit beſſer als Krankheit . . . wenn die Lieblingsbeſchäftigungen, die Lieblingsbücher ſie anwidern, Bücher, aus denen ſich kein Glück herausleſen läßt — was, glauben Sie, was kann ſie dann noch aufrecht erhalten? Wie ſoll man in einem ſolchem Kampfe nicht unterliegen? wie leben und zu leben fortfahren in ſolcher Oede? Sich beſiegt geben und wie ein Bettler den Fremden, Gleichgültigen die Hand entgegenſtrecken, flehend, daß wenigſtens ſie Einem diejenige Theilnahme ſchenken möchten, welche entbehren zu können das ſtolze Herz ſich einſtmals einbildete . . . Das Alles ließe ſich noch ertragen, aber ſich ſelbſt lächerlich finden in demſelben Augenblick, in welchem man heiße, heiße Thränen vergießt... ach, davor bewahre Gott Jeden!...

Meine Hände zittern und ich fiebere . . . mein Geſicht glüht . . . Es iſt Zeit zu ſchließen . . . Ich ſende dieſen Brief ſo ſchnell als möglich ab, ſo lange ich mich meiner Schwachheit noch nicht ſchäme. Aber um Gottes Willen, in Ihrer Antwort nicht ein Wort, hören Sie, nicht ein Wort des Mitleids, ſonſt ſchreibe ich Ihnen nie wieder. Verſtehen Sie mich: ich möchte nicht, daß Sie dieſen Brief für den Erguß einer unverſtandenen Seele hielten, welche ſich beklagt . . . Ach! mir iſt Alles gleich! Leben Sie wohl. M.

VIII.

Alexei Petrowitſch an Maria Alexandrowna.

St. Petersburg, den 28. Mai 1840.

Maria Alexandrowna, Sie ſind ein herrliches Weſen... Sie . . . Ihr Brief hat mir endlich die Wahrheit entdeckt! Mein Gott! was iſt das für eine Qual! Der Menſch glaubt oft, daß er es nun endlich zur vollkommenen Wahrhaftigkeit gebracht habe, keine falſche Rolle ſpiele, ſich nicht brüſte, nicht lüge . . . bei näherer Betrachtung iſt er aber faſt noch ſchlechter als früher geworden. Und leider gelangt er, ſo lange er mit ſich allein zu Rathe geht, niemals zu dieſer Erkenntniß, ſo viel Mühe er ſich auch geben mag; ſein Auge ſieht nicht die eigenen Mängel, wie das abgeſtumpfte Auge des Setzers nicht die Druck-

fehler ſieht; da iſt ein anderes, friſches Auge nöthig. Ich danke Ihnen, Maria Alexandrowna . . . Sie ſehen, ich rede zu Ihnen von mir; von Ihnen zu reden, wage ich nicht . . . Ach, wie lächerlich erſcheint mir jetzt mein letzter, ſo ſchönredneriſcher und gefühlvoller Brief! Setzen Sie Ihre Beichte fort, ich bitte Sie dringend; mir ſcheint es, daß ſie Ihr Herz erleichtern und auch mir Nutzen bringen wird. Das Sprichwort ſagt nicht umſonſt: „eines Weibes Verſtand iſt beſſer, als vieler Männer Rath", und dieſes gilt wahrlich noch weit mehr von dem Herzen des Weibes! Wenn die Frauen wüßten, um wie viel beſſer, großmüthiger und klüger — namentlich auch klüger — ſie ſind, als die Männer, ſie würden hochmüthig und ſchlecht werden; aber ſie wiſſen es zum Glück nicht, ſie wiſſen es nicht, weil ihre Gedanken ſich nicht daran gewöhnt haben, ſich immer in ſich ſelbſt zu ſpiegeln, wie bei uns; ſie denken wenig an ſich ſelbſt, — das iſt ihre Schwäche und ihre Stärke zugleich. Darin liegt das ganze Geheimniß — ich ſage nicht unſerer Ueberlegenheit, aber unſerer Macht. Sie verſchenken ihre Seele wie ein freigebiger Erbe das väterliche Gold, und wir nehmen von jeder Kleinigkeit noch Procente... Wie ſollten Sie den Proceß gegen uns gewinnen können?... Dies Alles ſind nicht Complimente, ſondern ungeſchminkte, auf Erfahrung gegründete Wahrheiten. Ich bitte Sie wiederholt, Maria Alexandrowna, fahren Sie fort, mir zu ſchreiben . . . Wenn Sie Alles wüßten, was mir

das Herz bewegt . . . Ich will aber jetzt nicht reden, ich will Sie hören . . . Meine Zeit zu reden, wird auch schon kommen. Schreiben Sie, schreiben Sie.

Ihr ergebener

A. S...

IX.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.

Dorf . . ., den 12. Juni 1840.

Kaum hatte ich meinen letzten Brief an Sie abgeschickt, Alexei Petrowitsch, als ich es auch schon bereute, aber es war nicht mehr zu ändern. Eines beruhigte mich einigermaßen: Ich bin versichert, daß Sie begriffen haben, unter dem Eindrucke welcher längst erstickter Gefühle er geschrieben war, und mich entschuldigen. Ich habe nicht einmal durchgelesen, was ich Ihnen geschrieben; ich erinnere mich aber, daß mein Herz heftig klopfte, daß die Feder in meiner Hand zitterte. Uebrigens bin ich keineswegs gesonnen, weder meine Worte, noch die Gefühle, die ich Ihnen, wie ich es verstand, mittheilte, zu widerrufen, obgleich ich mich, wenn ich mir Zeit zum Nachdenken genommen hätte, wahrscheinlich anders ausgedrückt haben würde. Heute bin ich ruhiger und habe mich weit mehr in meiner Gewalt . . .

Wenn ich mich recht erinnere, so sprach ich am Schluß

meines Briefes von der drückenden Lage eines Mädchens, das sich einsam sogar unter den Seinigen fühlt . . . Ich werde mich nicht weiter darüber auslassen, sondern Ihnen lieber das Eine oder Andere über meine Person mittheilen, und hoffe, Sie auf diese Weise weniger zu langweilen.

Zuerst müssen Sie wissen, daß man mich in der ganzen Umgegend nur „die Philosophin" nennt, besonders die Damen beehren mich mit diesem Titel. Einige behaupten, daß ich mit einem lateinischen Buche in der Hand und einer Brille auf der Nase schlafe; Andere, daß ich eine sogenannte Kubikwurzel auszuziehen verstehe; keine unter ihnen zweifelt daran, daß ich im Geheimen Männerkleider trage und statt „guten Tag" aus Zerstreutheit „George Sand" sage! — und die Abneigung gegen „die Philosophien" wächst von Tage zu Tage. Wir haben einen Nachbar, einen Menschen von ungefähr fünfundvierzig Jahren, einen großen Witzbold — wenigstens gilt er für einen solchen — für den ist meine arme Person ein unerschöpflicher Gegenstand des Spottes. Er erzählt von mir, daß ich, sobald der Mond am Himmel aufgehe, nicht das Auge von ihm wende könne, und macht es vor, wie ich ihn ansehen soll; daß ich sogar Kaffee nicht mit Rahm, sondern mit Mondschein trinke, das heißt, daß ich die Tasse in das Mondlicht stelle. Er schwört hoch und theuer, daß ich Phrasen gebrauche, wie z. B.: „das ist leicht, weil es schwer ist, obgleich es von der anderen

Seite grade deßwegen ſchwer iſt, weil es leicht iſt ..." Er verſichert, daß ich immer ein gewiſſes Wort ſuche, immer ſtrebe „dahin", und mit komiſchem Eifer fragt er: „wohin? — dahin? wohin?" Er hat ebenfalls das Gerücht über mich verbreitet, daß ich Nachts am Fluſſe auf und ab reite und dabei eine Schubert'ſche Serenade ſinge, oder nur: „Beethoven, Beethoven" ſtöhne. So eine heißblütige alte Jungfer ſei ich nun einmal, und dergleichen mehr. Natürlich kommt mir das bald zu Ohren. Das wundert Sie vielleicht, aber vergeſſen Sie nicht, daß vier Jahre ſeit Ihrer Anweſenheit in dieſer Gegend verfloſſen ſind. Erinnern Sie ſich, wie uns Alle damals ſcheel anſahen ... Jetzt kommt die Reihe an ſie. Und das Alles iſt noch Nichts. Ich höre zuweilen Worte, die viel ſchmerzlicher das Herz treffen. Ich will nicht davon ſprechen, daß meine arme, gute Mutter mir niemals die Gleichgültigkeit Ihres Vetters verzeihen kann, aber mein ganzes Leben iſt, wie meine Amme ſich ausdrückt, ein wahres Spießruthenlaufen. Beſtändig muß ich hören: „Freilich, wie könnten wir uns zu Dir erheben? wir ſind einfache Leute und handeln nur nach unſerem geſunden Menſchenverſtande; am Ende aber iſt es auch noch die Frage, was Dir alle Deine Grübeleien, Bücher und Bekanntſchaften mit Gelehrten genützt haben!" Sie erinnern ſich vielleicht meiner Schweſter, nicht derjenigen, die Ihnen einſt nicht gleichgültig war, ſondern der anderen, älteren und verheiratheten; ihr Mann

iſt, wie ſie ſich erinnern werden, zwar ein einfacher, ziemlich harmloſer Menſch, über den Sie ſich früher häufig luſtig gemacht haben, aber ſie iſt glücklich, Mutter, liebt ihren Mann und der Mann ſie über Alles . . . „Ich bin wie alle Anderen", ſagt ſie mir zuweilen, „aber Du?" Und ſie hat Recht, ich beneide ſie . . .

Aber dennoch, ich fühle es, möchte ich nicht mit ihr tauſchen. Mag man mich eine Philoſophin, einen Sonderling, oder wie man will, nennen — ich bleibe bis zuletzt treu . . . wem? — einem Ideale — warum nicht?

Ja, einem Ideale. Ja, ich bleibe bis zuletzt Dem treu, wofür mein Herz zum erſten Male zu ſchlagen angefangen hat, — Dem, was ich für wahr und gut erkannt habe und erkenne . . . Wenn nur meine Kräfte mir nicht untreu werden, wenn nur mein Abgott ſich nicht als ein lebloſes und ſtummes Idol erweiſt . . .

Wenn Sie wirklich Freundſchaft für mich fühlen, wenn Sie mich wirklich nicht vergeſſen haben, ſo müſſen Sie mir helfen, Sie müſſen meine Zweifel zerſtreuen, meinen Glauben ſtärken . . . .

Im Grunde aber, welche Hilfe könnten Sie mir leiſten? „Alles das ſind Narrenspoſſen, iſt dummes Zeug" — ſagte mir geſtern mein Onkel — Sie kennen ihn, glaube ich, nicht — ein ſehr geſcheidter Seeofficier außer Dienſten — „ein Mann, Kinder, ein Topf mit Kohlſuppe; den Mann und die Kinder pflegen und auf den Topf achten — das

iſt es, was einer Frau Noth thut“ . . . Sagen Sie, hat er Recht?

Wenn er wirklich Recht haben ſollte, ſo kann ich noch das Vergangene gut machen, kann noch in das allgemeine Geleiſe kommen. Worauf ſoll ich noch warten? was hoffen? In einem Ihrer Briefe ſagten Sie etwas von den Flügeln der Jugend. Wie häufig, wie lange ſind ſie gefeſſelt! Dann aber kommt die Zeit, wo ſie abfallen und man ſich nicht mehr über die Erde erheben und dem Himmel zufliegen kann. Schreiben Sie mir.

Ihre M.

X.

Alexei Petrowitſch an Maria Alexandrowna.

St. Petersburg, den 19. Juni 1840.

Ich beeile mich, liebe Maria Alexandrowna, Ihnen auf Ihren Brief zu antworten. Ich geſtehe Ihnen, daß, wenn mich nicht . . . ich ſage nicht Geſchäfte — deren habe ich nicht — wenn mich nicht eine dumme Gewohnheit an dieſen Ort feſſelte, ich zu Ihnen reiſen und mich nach Herzensluſt mit Ihnen ausſprechen würde, auf dem Papiere kommt Alles ſo kalt und todt heraus . . .

Maria Alexandrowna, ich wiederhole Ihnen, die Frauen ſind beſſer als die Männer, und Sie müſſen das durch die That beweiſen. Mag unſer einer ſeine Ueberzeugung

wie ein abgetragenes Kleidungsstück von sich werfen, mag er sie gegen ein Stück Brod austauschen oder sie in ewigen Schlaf wiegen und darüber, wie über einst geliebten Todten, einen Grabstein setzen, zu dem er nur selten beten geht — mag unser einer das Alles thun, Ihr aber, Ihr Frauen, werdet Euch selbst, werdet Eurem Ideale nicht untreu . . . Dieses Wort „Ideal" ist nachgerade zum Spott geworden; aber den Spott fürchten, heißt die Wahrheit nicht lieben. Es kommt oft vor, daß der alberne Spott eines Dummkopfes selbst gute Menschen von Vielem zurückhält . . . wenn auch nur z. B. von der Vertheidigung eines abwesenden Freundes . . . ich selbst muß mich dessen schuldig bekennen. Aber, ich wiederhole es, Ihr Frauen seid besser als wir . . . In Kleinigkeiten ergebt Ihr Euch schneller, aber dem Teufel in's Auge zu schauen, versteht Ihr besser als wir. Ich will Ihnen weder Rath noch Hilfe ertheilen — wo sollte ich sie hernehmen! Sie bedürfen Ihrer auch gar nicht; ich reiche Ihnen aber die Hand und rufe Ihnen zu: Dulden Sie, kämpfen Sie bis zuletzt und bedenken Sie, daß das Gefühl, das Bewußtsein eines ehrenwerth bestandenen Kampfes fast höher steht, als der Triumph des Sieges . . . Der Sieg hängt nicht von uns ab.

Ihr Onkel hat von einem gewissen Gesichtspunkte aus unbedingt Recht; das Familienleben ist das Eine und Alles der Frau; für sie gibt es kein anderes Leben. Was be-

weiſt aber das? Nur die Jeſuiten behaupten, daß der Zweck die Mittel heilige, und das iſt nicht wahr! das iſt nicht wahr! Es iſt unwürdig, mit ſtaubbedeckten Füßen einen reinen Tempel zu betreten. — Am Schluſſe Ihres Briefes befindet ſich ein Ausſpruch, der mir nicht gefällt: Sie wollen in das allgemeine Geleiſe gerathen; ſehen Sie ſich vor, daß Sie nicht fehl treten! Vergeſſen Sie dabei nicht, daß das Vergangene ſich nicht ſpurlos verwiſchen läßt, und daß Sie, ſo ſehr Sie ſich auch bemühen und zwingen, niemals ſo werden können wie Ihre Schweſter. Sie haben ſich zu einem höhern Standpunkt als ſie aufgeſchwungen, aber Ihre Seele iſt verwundet, ſie hat einen Riß bekommen, die Ihrer Schweſter iſt ganz. Sie können zu ihr hinabſteigen, ſich zu ihr niederbeugen, aber die Natur fordert ſtets ihr Recht und eine wunde Stelle verwächſt nicht ſpurlos... Sie fürchten ſich — wollen wir ohne Umſchweife reden — Sie fürchten ſich, eine alte Jungfer zu werden. Ich weiß, Sie ſind ſchon ſechs und zwanzig Jahr alt. In der That iſt die Lage einer alten Jungfer nicht zu beneiden. Alle belächeln ſie ſo gern, Alle bemerken in oft ſo wenig rückſichtsvoller Weiſe ihre Eigenthümlichkeiten und Schwächen; betrachtet man aber einen ſchon alternden Junggeſellen näher, ſo verdient auch er es, daß man mit dem Finger auf ihn weiſe; auch an ihm könnte man den reichlichſten Stoff zum Lachen finden. Was iſt dabei zu machen? Das Glück erobert man nicht im Sturm. Nie aber ſollte

man vergeſſen, daß nicht das Glück, ſondern die ſittliche Würde — das Hauptziel des Lebens iſt.

Sie beſchreiben Ihre Lage mit ſehr viel Humor. Ich begreife ſehr gut die ganze Bitterkeit derſelben; man könnte ſie beinahe eine tragiſche nennen. Aber, glauben Sie mir, Sie befinden ſich nicht allein in einer ſolchen, es giebt faſt keinen jetzt lebenden Menſchen, der nicht ebenſo gebettet wäre. Zwar werden Sie ſagen, daß darum dieſe Lage Ihnen nicht leichter zu tragen ſei, ich aber denke, daß es denn doch ein ganz anderes Ding iſt, mit Tauſenden zuſammen, als allein zu leiden. Hier handelt es ſich nicht um den Egoismus der Einzelnen, ſondern um das Gefühl der allgemeinen Nothwendigkeit.

Das Alles iſt ſehr ſchön — ſagen Sie vielleicht — aber in der Wirklichkeit nicht anwendbar. Warum aber nicht? Ich denke bis jetzt und werde hoffentlich nie aufhören, ſo zu denken, daß in Gottes Welt alles Ehrenhafte, Gute und Wahre anwendbar iſt und früher oder ſpäter verwirklicht werden wird, und nicht nur erſt wird, ſondern ſich ſchon täglich verwirklicht. Bleibe nur Jeder feſt auf ſeinem Poſten, verliere er nicht die Geduld und verlange er nicht das Unmögliche, ſondern thue, was ſeine Kräfte zu thun vermögen. Ich ſehe übrigens, daß ich weit von der Sache abſchweife. Ich verſpare die Fortſetzung meiner Betrachtungen auf einen anderen Brief, will aber nicht die

Feder niederlegen, ohne Ihnen herzlich, herzlich die Hand zu drücken und Ihnen von ganzer Seele hinieden alles Gute zu wünschen. Ihr A. S.

P.S. A propos! Sie sagen, daß Sie Nichts mehr zu erwarten, auf Nichts mehr zu hoffen haben; erlauben Sie mir die Frage, woher Sie das wissen?

XI.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.

Dorf . . ., den 30. Juni 1840.

Wie bin ich Ihnen dankbar, Alexei Petrowitsch, für Ihren Brief, wie großen Nutzen hat er mir gebracht! Ich sehe, Sie sind wirklich ein guter und zuverlässiger Mensch, und daher werde ich Ihnen Nichts verschweigen. Ich glaube Ihnen! Ich weiß, daß Sie meine Offenherzigkeit nicht mißbrauchen und mir freundschaftlichen Rath ertheilen werden. So hören Sie denn. Ich habe am Schlusse meines letzten Briefes einen Ausspruch gethan, der Ihnen nicht ganz gefallen hat; was mich dazu veranlaßte, will ich Ihnen heute mittheilen: Wir haben einen Nachbar . . . zur Zeit Ihres hiesigen Aufenthalts war er noch nicht da und daher haben Sie ihn auch nicht gesehen. Er... ich würde ihn heirathen können, wenn ich wollte... er ist ein noch junger, gebildeter, wohlhabender Mann. Von Seiten meiner Verwandten stehen einer Verbindung

mit ihm keine Hinderniſſe entgegen; im Gegentheil, ſie wünſchen dieſelbe, wie ich beſtimmt weiß; er hat ein angenehmes Aeußere und liebt mich, glaube ich . . . aber er iſt ſo träge, ſo flach und alle ſeine Wünſche ſind ſo beſchränkt, daß ich nothwendigerweiſe meine Ueberlegenheit ihm gegenüber fühlen muß; er merkt das und freut ſich gewiſſermaßen darüber, und eben dieſes iſt es, was mich von ihm zurückſtößt; ich kann ihn trotz ſeines vortrefflichen Herzens nicht achten. Was ſoll ich beginnen, rathen Sie mir. Denken Sie für mich darüber nach und ſchreiben Sie mir aufrichtig Ihre Meinung.

Wie dankbar bin ich Ihnen für Ihren Brief! . . . Glauben Sie mir, zuweilen bemächtigen ſich meiner ſo trübe Gedanken... ja, es war ſo weit mit mir gekommen, daß ich mich faſt jedes . . . ich ſage nicht beſeligenden, jedes vertrauensvollen Gefühls ſchämte, daß ich voll Verdruß ein Buch zuſchlug, wenn in ihm von Glück und Hoffnung die Rede war; daß ich mich von dem wolkenloſen Himmel, von dem friſchen Grün der Bäume, von Allem, was ſich freute und lächelte, abwandte. Was war das für ein drückender Zuſtand! Ich ſage: war . . . wie wenn er vergangen ſei!

Ob er vergangen iſt? . . . Ich weiß es nicht; das weiß ich aber, daß, wenn er nicht wiederkehrt, ich es Ihnen verdanke. Sehen Sie, Alexei Petrowitſch, wieviel Gutes Sie gethan haben, ohne es vielleicht ſelbſt zu

ahnen! — A propos, wissen Sie, daß ich Sie sehr bedauere? Jetzt ist gerade die herrlichste Zeit des Sommers, wir haben wunderschöne Tage, blauen, klaren Himmel... Der Himmel Italiens kann nicht schöner sein, und Sie sitzen in der schwülen und staubigen Stadt und gehen auf dem brennenden Steinpflaster einher. Wie kann Ihnen das Vergnügen machen? Wenigstens sollten Sie doch eine Villa beziehen; hinter Peterhof, am Meeresstrande, soll es ja reizende Landhäuser geben!

Ich würde Ihnen gern noch mehr schreiben, aber ich kann nicht; aus dem Garten dringen so wundervolle Düfte herein, daß es mich im Zimmer nicht länger leidet. Ich setze den Hut auf und gehe spazieren ... Nächstens mehr, guter Alexei Petrowitsch.

Ihre ergebene M. B.

PS. Ich habe vergessen Ihnen zu sagen ... denken Sie sich, der Witzbold, von dem ich Ihnen letztens schrieb, hat mir — stellen Sie sich's vor — vor einigen Tagen seine Liebe erklärt, und zwar in den feurigsten Ausdrücken. Ich glaubte anfangs, daß er sich über mich lustig machen wolle, aber er endigte mit einem förmlichen Antrage — und das nach all seinen Verläumdungen. Aber er ist jedenfalls viel zu alt. Gestern setzte ich mich Nachts, ihm zum Aerger, vor dem offenen Fenster an's Klavier und spielte beim Scheine des Mondes eine Sonate von Beethoven. Wie war es so erquickend, des Mondes kaltes Licht auf

meinem Antlitz zu fühlen, so wohlthuend die aromatische Nachtluft mit den herrlichen Klängen der Musik zu erfüllen, die von Zeit zu Zeit vom Schlagen der Nachtigall übertönt wurden! Ich bin lange nicht so glücklich gewesen. Schreiben Sie mir indessen, worüber ich Sie im Anfange dieses Briefes zu schreiben gebeten habe, das ist sehr wichtig. —

XII.

Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.

St. Petersburg, den 8. Juli 1840.

Liebe Maria Alexandrowna, hier meine Meinung in zwei Worten: sowol den alten Junggesellen, als auch den jugendlichen Anbeter — Beide über Bord! Da ist Nichts zu überlegen. Weder der eine noch der andre ist Ihrer werth — das ist klar, wie zwei Mal zwei vier ist. Der junge Nachbar mag ein ganz guter Mensch sein, doch — Gott befohlen! Ich bin überzeugt, daß es zwischen ihm und Ihnen nichts Gemeinsames gibt, daher können Sie sich vorstellen, wie angenehm Ihnen das Zusammenleben mit ihm sein würde! Und wozu sich beeilen? Ist es möglich, daß eine Frau wie Sie — ich will keine Schmeicheleien sagen und führe daher das Thema nicht weiter aus — Keinen finden sollte, der sie zu schätzen versteht? Nein, Maria Alexandrowna, hören Sie auf mich, wenn Sie wirklich glauben, daß ich Ihr Freund

bin und mein Rath von Nutzen für Sie ist. Gestehen Sie selbst, es würde Ihnen doch angenehm sein, den alten Verläumder zu Ihren Füßen zu sehen? . . . Ich würde ihn, an Ihrer Stelle, zwingen, die ganze Nacht hindurch die Adelaide von Beethoven zu singen und den Mond zu betrachten.

Uebrigens lassen wir sie, lassen wir Ihre Anbeter! Von etwas Anderem will ich Ihnen heute schreiben. Ich befinde mich nämlich in Folge eines gestern erhaltenen Briefes in einer eigenthümlichen, halb gereizten, halb erregten Stimmung. Ich sende Ihnen eine Abschrift desselben. Er ist von einem meiner ehemaligen Freunde und Collegen, einem guten, aber ziemlich beschränkten Menschen. Vor zwei Jahren reiste er in's Ausland und hatte mir bisher nicht ein einziges Mal geschrieben. Hier folgt sein Brief:

NB. Er ist ein sehr wohl aussehender Mann.

„Cher Alexis!

„Ich bin in Neapel und sitze in meinem Zimmer auf der Chiaja am Fenster. Das Wetter ist herrlich. Ich habe zuerst lange auf das Meer hinausgeschaut, darauf erfaßte mich eine Ungeduld und plötzlich kam mir der prächtige Gedanke, an Dich zu schreiben. Ich habe, weiß Gott, für Dich, lieber Freund, stets eine herzliche Zuneigung empfunden. Und jetzt trieb es mich, Dir mein Herz auszuschütten . . . so glaube ich, sagt man in Eurer erhabenen

Sprache . . . Ungeduldig aber wurde ich, weil ich eine gewiſſe Dame erwarte. Wir wollen zuſammen nach Bajä fahren, um dort Auſtern und Apfelſinen zu eſſen, anzuſehen, wie die dunkelbraunen Hirten mit rothen Mützen die Tarantella tanzen, um uns in der Sonne wie Eidechſen braten zu laſſen, mit einem Worte, um das Leben in vollen Zügen zu genießen. Lieber Freund, ich bin ſo glücklich, daß ich es gar nicht ſagen kann. Wenn ich ſo geſchickt mit der Feder umzugehen wüßte, wie Du — ach! welches Bild würde ich vor Deinen Augen entfalten! Aber zum Unglück bin ich, wie Du weißt, kein Schriftſteller. Dieſe Dame, welche ich erwarte und die mich ſchon länger als eine Stunde beſtändig emporfahren und nach der Thür blicken läßt, liebt mich... Wie ich ſie aber liebe — das, glaube ich, könnteſt ſelbſt Du mit Deiner beredten Feder nicht beſchreiben.

„Ich muß Dir ſagen, daß ich ſie ſchon vor drei Monaten kennen lernte, und daß vom erſten Tage unſerer Bekanntſchaft an meine Liebe immer crescendo, wie eine chromatiſche Tonleiter höher und höher ſteigt und im gegenwärtigen Augenblicke ſich ſchon bis über den ſiebenten Himmel emporgeſchwungen hat. Ich ſcherze — aber in der That, meine Anhänglichkeit für dies ſüße Geſchöpf iſt etwas Ungewöhnliches, Uebernatürliches. Stelle Dir vor, ich ſpreche faſt gar nicht mit ihr, ſehe ſie immer nur an und lache wie ein Narr. Ich ſetze mich zu ihren Füßen und fühle, daß ich furchtbar dumm und glücklich, wirklich un-

erlaubt glücklich bin. Zuweilen kommt es vor, daß ſie mir die Hand auf's Haupt legt . . . Nun dann, ich ſage Dir . . . aber das kannſt Du nicht verſtehn, Du biſt eben ein Philoſoph und zeitlebens ein Philoſoph geweſen. Sie heißt Nina, auch Ninetta, und iſt die Tochter eines hieſigen reichen Kaufmannes! Sie iſt ſchön — was ſind alle Deine Raphaels gegen ſie, — raſch auflodernd wie Pulver, heiter, klug, ſo klug, daß es wirklich erſtaunlich iſt, wie ſie ſich in mich Dummkopf hat verlieben können; ſie ſingt wie ein Vogel in den Zweigen, und die Augen —

„Entſchuldige dieſen unfreiwilligen Gedankenſtrich . . . mir kam es vor, als ob die Thür knarrte . . . Nein, ſie kommt noch nicht, die Unartige! Du wirſt mich fragen, womit das Alles endigen ſoll, und was ich mit mir vorhabe und ob ich noch lange hier bleiben werde. Ich weiß das Alles nicht, Freund, und will es auch nicht wiſſen. Mag kommen, was da wolle . . . Ach! wer da immer wieder ſtehen bleiben und überlegen wollte . . .

„Sie kommt! . . . Sie läuft die Treppe herauf und ſingt . . . Sie iſt da! Nun Freund, lebe wohl . . . jetzt habe ich keine Zeit mehr für Dich. Verzeih — ſie hat den ganzen Brief beſpritzt; mit einem feuchten Blumenſtrauß ſchlug ſie auf's Papier. Anfangs glaubte ſie, daß ich an eine Dame ſchreibe, als ſie aber erfuhr, daß es ein Freund ſei, — ließ ſie Dich grüßen und fragen, ob Ihr

auch Blumen habt und ob ſie duften? Nun, lebe wohl... Wenn Du gehört hätteſt, wie ſie lachte . . . kein Silber hat einen ſolchen Klang; und welche Gutherzigkeit liegt in jedem Laut — ich möchte ſogleich ihre Füßchen mit Küſſen bedecken. Doch wir fahren, wir fahren! Lebe wohl! Sei nicht böſe über mein abgeſchmacktes Geſchmier und beneide Deinen M.

Der Brief war in der That ganz waſſerfleckig und roch nach Orangenblüthen... zwei weiße Blumenblättchen klebten an dem Papier. Dieſer Brief regte mich auf... ich dachte an meinen Aufenthalt in Neapel . . . Auch damals war das Wetter herrlich, der Mai hatte eben begonnen; ich war vor Kurzem zweiundzwanzig Jahr alt geworden, kannte aber keine Ninetta. Ich ſtrich allein umher und verging vor Durſt nach Glückſeligkeit, einem Durſt, der zugleich quälend und ſüß, ja, ſo ſüß war, daß er faſt der Glückſeligkeit ſelbſt glich . . . Was doch die Jugend macht!... Ich erinnere mich einer Nacht, in der ich auf dem Golf ſpazieren fuhr. Wir waren unſer zwei,... der Bootsmann und ich... ja, der Bootsmann... Erwarteten Sie etwas Andres? Was das aber für eine Nacht war, was für ein Himmel, was für Sterne, wie ſie auf den Wellen zitterten und ſtrahlten, wie das Waſſer gleich flüſſigen Flammen wogte und unter den Ruderſchlägen aufſprizte, welcher Wohlgeruch über das ganze Meer hinwehte — das Alles zu beſchreiben, iſt mir nicht möglich, ſo „beredt" auch meine

Feder ſein mag. Auf der Rhede lag ein franzöſiſches Linienſchiff. Es glühte roth von den darauf brennenden Lichtern und in langen Streifen von rother Farbe lag der Wiederſchein der erleuchteten Fenſter faſt regungslos auf dem dunkeln Meer. Der Capitain des Schiffes gab einen Ball. Eine heitere Muſik drang in einzelnen Tonwellen bis zu mir; ich erinnere mich beſonders des Trillers einer kleinen Flöte zwiſchen den dumpfen Tönen der Trompeten, dieſer Triller ſchien mein Boot gleich einem Schmetterlinge zu umflattern. Ich ließ an's Schiff rudern und umfuhr es zwei Mal. Weibliche Geſtalten flogen an den Fenſtern vorüber, getragen vom wilden Wirbel des Walzers . . . Ich ließ den Bootsmann abſtoßen, fort in die Ferne, in die tiefſte Dunkelheit . . . Ich erinnere mich, daß mir die Töne noch lange und als ob ſie von mir nicht laſſen wollten, nachfolgten . . . endlich erſtarben ſie. Ich erhob mich im Boote und breitete im ſtummem Sehnſuchtsſchmerze meine Arme über das Meer aus . . . O! wie mir damals weh um's Herz wurde! Wie meine Einſamkeit mir drückend war! Mit welcher Freude hätte ich mich ganz hingegeben, ganz, — ganz, wenn nur Jemand dageweſen wäre, dem ich mich hätte hingeben können. Mit welch' bitterem Gefühl in der Seele warf ich mich mit dem Angeſicht auf den Boden des Bootes! Ich wollte weiter . . . gleichviel wohin . . . nur fort!

Mein Freund aber hat Nichts von alledem erfahren.

Ja, wie ſollte er auch? Er hat es viel klüger angefangen als ich. Er lebt . . . und ich . . . Er hat mich nicht umſonſt einen Philoſophen genannt . . . Merkwürdig! man nennt Sie auch eine Philoſophin . . . Weßhalb hat ſich ein ſolches Unglück über uns entladen? . . .

Ich lebe nicht . . . Aber wer iſt daran ſchuld? Weßhalb ſitze ich hier in Petersburg? was thue ich hier? wozu ſchlage ich hier einen Tag nach dem andern todt? warum fahre ich nicht auf das Land? Läßt ſich's nicht auch in unſern ruſſiſchen Steppen leben? Hat man nicht Raum und Luft genug in ihnen? Welcher Unſinn, leeren Phantaſien nachzuhängen, wenn man vielleicht nach dem Glück nur die Hand auszuſtrecken braucht! Es iſt entſchieden! Ich fahre, fahre morgen, wenn es möglich iſt; ich fahre zu mir nach Hauſe, daß heißt zu Ihnen — das iſt ja daſſelbe; wir wohnen ja nur zwanzig Werſt von einander. Was ſoll ich in der That hier verſauern! Wie iſt mir dieſer Gedanke doch nicht früher gekommen! Liebe Maria Alexandrowna, wir werden uns bald wiederſehen. Es iſt wirklich unbegreiflich, daß mir dieſer Gedanke bis hiezu nicht in den Sinn gekommen iſt. Ich hätte ſchon längſt fahren ſollen. Auf Wiederſehen, Maria Alexandrowna!

Den 9. Juli.

Ich habe mir abſichtlich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gegeben und mich jetzt ſchließlich überzeugt, daß ich hier nicht bleiben kann. Der Staub auf den Straßen

iſt ſo beißend, daß die Augen ſchmerzen. Heute fange ich an, einzupacken, übermorgen reiſe ich wahrſcheinlich von hier ab und nach ungefähr zehn Tagen werde ich das Glück haben, Sie zu ſehen. Ich hoffe, Sie werden mich ebenſo freundlich empfangen wie früher.

A propos! Ihre Schweſter iſt noch immer bei Ihrer Tante zum Beſuch, nicht wahr?

Maria Alexandrowna, erlauben Sie, daß ich Ihnen herzlich die Hand drücke und Ihnen von ganzer Seele zurufe: Auf baldiges Wiederſehen! Ich hatte ohnehin die Abſicht, zu reiſen, jener Brief aber beſchleunigte deren Ausführung. Angenommen, daß er auch nichts beweiſt, ja, ſogar angenommen, daß Ninetta einem Andern, mir zum Beiſpiel, nicht gefallen würde, ich reiſe dennoch, das ſteht jetzt unwiderruflich feſt. Auf Wiederſehen!

Ihr A. S.

XIII.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitſch.

Dorf . . ., den 16. Juli 1840.

Sie kommen her, Alexei Petrowitſch, Sie werden bald bei uns ſein — iſt es wahr? Ich verhehle Ihnen nicht, daß mich dieſe Nachricht zugleich erfreut und beunruhigt... Wie werden wir uns wiederſehen? Wird dieſes geiſtige Band, welches, wie mir ſcheint, ſich ſchon zwiſchen uns

gebildet hat, fortbeſtehen? Wird es nicht beim Wiederſehen zerreißen? Ich weiß nicht woher mir ſo beklommen zu Muth iſt. Ich antworte Ihnen nicht auf Ihren letzten Brief, obgleich ich Ihnen viel ſagen könnte; ich verſchiebe das Alles bis auf unſer Wiederſehn. Meine Mutter freut ſich ſehr auf Ihre Ankunft . . . Sie wußte, daß wir mit einander correſpondiren. Das Wetter iſt herrlich; wir werden viel ſpazieren gehn, ich werde Ihnen neue, von mir entdeckte Plätze zeigen . . . beſonders ſchön iſt ein enges, langes Thal; es liegt zwiſchen bewaldeten Hügeln, ja es verſteckt ſich gleichſam zwiſchen ihren Krümmungen. Ein kleiner Bach durchfließt es und kann ſich kaum durch die dichten Gräſer und Blumen hindurch winden... Doch Sie werden ſelbſt ſehen. Kommen Sie nur, vielleicht werden ſie keine Langeweile empfinden.

M. B.

PS. Meine Schweſter werden Sie, denke ich, nicht ſehen; ſie bleibt noch bei der Tante. Ich glaube (aber das bleibt unter uns), daß ſie einen ſehr liebenswürdigen jungen Mann, einen Offizier, heirathen wird. Weshalb haben Sie mir dieſen Brief aus Neapel geſchickt? Das hieſige Leben erſcheint trübe und arm im Vergleich zu jenem Reichthum und Glanze. Aber Modemoiſelle Ninette hat nicht Recht: Die Blumen wachſen und duften auch bei uns.

XIV.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.

Dorf ...., Januar 1841.

Ich habe Ihnen mehrere Male geschrieben, Alexei Petrowitsch ... Sie haben mir nicht geantwort. Leben Sie noch? Oder ist Ihnen vielleicht unser Briefwechsel schon langweilig geworden; vielleicht haben Sie auch eine, Ihnen mehr zusagende Zerstreuung gefunden, als die ist, welche Ihnen die Briefe eines Landfräuleins zu bieten vermögen. Sie haben sich gewiß auch meiner nur aus Langeweile erinnert. Sollte das der Fall sein, so wünsche ich Ihnen Glück. Wenn Sie mir auch jetzt nicht antworten, so werde ich Sie nicht weiter belästigen; mir bleibt dann Nichts übrig, als meine Unvorsichtigkeit zu bedauern, zu bedauern, daß ich mich unnützer Weise aus meiner Ruhe habe aufstören lassen, daß ich einem Andern die Hand entgegenstreckte und, wenn auch nur auf einen Augenblick, aus meiner Vereinsamung heraustrat. Ich darf sie nicht verlassen, muß mich hinter Schloß und Riegel halten — das ist mein Loos, das Loos aller alten Mädchen. An diesen Gedanken muß ich mich gewöhnen. Man darf nicht hinaustreten in die freie, schöne Gotteswelt, sich nicht nach frischer Luft sehnen, wenn die Brust sie nicht erträgt. Glücklicherweise sind wir jetzt hinter tiefen Schneehaufen eingesperrt! In Zukunft werde ich klüger sein ... Vor

Langeweile ſtirbt man nicht, vor Gram aber könnte man wohl umkommen. Wenn ich mich irren ſollte — ſo beweiſen Sie es mir. Mir ſcheint es aber, daß ich mich nicht irre. Jedenfalls leben Sie wohl, ich wünſche Ihnen Glück.

M. B.

XV.

Alexei Petrowitſch an Maria Alexandrowna.

Dresden, September 1842.

Ich ſchreibe Ihnen, liebe Maria Alexandrowna, ich ſchreibe Ihnen nur deshalb, weil ich nicht ſterben will, ohne von Ihnen Abſchied genommen, ohne mich Ihnen in's Gedächtniß zurückgerufen zu haben. Ich bin von den Aerzten aufgegeben . . . ja und ich fühle ſelbſt, daß meine Stunden gezählt ſind. Auf meinem Tiſche ſteht ein Roſenſtock; er wird noch nicht verblüht ſein, wenn mit mir ſchon Alles vorbei ſein wird. Uebrigens iſt dieſer Vergleich nicht ganz zutreffend, der Roſenſtock iſt viel intereſſanter, als ich!

Wie Sie ſehen, bin ich im Auslande. Schon ſeit ſechs Monaten halte ich mich in Dresden auf. Ihre letzten Briefe erhielt ich — ich ſchäme mich, es zu geſtehn — vor mehr als einem Jahre; einige von ihnen habe ich verloren, und auf keinen geantwortet — ich werde Ihnen

gleich ſagen, warum. Aber, glauben Sie mir, Sie ſind mir immer theuer geblieben; ich mag, außer von Ihnen, von Niemandem Abſchied nehmen, vielleicht iſt auch ſonſt Niemand da, bei dem ich es thun könnte.

Bald nach meinem letzten Briefe an Sie (ich hatte mich ſchon vollkommen zur Reiſe in Ihre Gegend gerüſtet und im Voraus mancherlei Pläne geſchmiedet) trat ein Ereigniß ein, das, ich muß es leider bekennen, von großem Einfluß auf mein Schickſal geweſen iſt, ja von ſo großem, daß ich jetzt in Folge deſſen ſterbe. Ich begab mich nämlich in's Theater um ein Ballet zu ſehen. Nie habe ich das Ballet geliebt, vielmehr ſtets gegen Alles, was Schauſpielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen heißt, eine geheime Abneigung verſpürt . . . Aber der Menſch entgeht ſeinem Schickſal nicht, Niemand kennt ſich ſelbſt und Keiner vermag in die Zukunft zu ſehen! Immer nur das Unerwartete ereignet ſich im Leben und während unſerer ganzen Lebenszeit thun wir nichts Anderes, als uns den Thatſachen anpaſſen . . . Aber ich glaube, ich habe mich wieder in die Philoſophie vertieft. Meine alte Gewohnheit! Mit einem Wort, ich verliebte mich in eine Tänzerin.

Das war um ſo unerklärlicher, als man ſie eigentlich nicht eine Schönheit nennen konnte. Es iſt wahr, ſie hatte goldigſchimmerndes, aſchfarbenes Haar und große, helle Augen mit einem ſchwärmeriſchen und zugleich frechen Blick . . . Oh, wie ich den Ausdruck dieſes Blickes

kenne, der ich ein ganzes Jahr in ſeinen Strahlen ſchmolz und ſchmachtete!

Sie war herrlich gewachſen, und wenn ſie ihren Nationaltanz tanzte, ſtampften und ſchrien die Zuſchauer häufig vor Entzücken . . . Es ſcheint aber, daß außer mir, Niemand in ſie verliebt war, wenigſtens Niemand ſo ſehr, wie ich. Von demſelben Augenblicke an, da ich ſie zum erſten Male ſah — (glauben Sie mir, ich brauche ſogar noch jetzt nur die Augen zu ſchließen, und gleich ſteht vor mir das Theater, die faſt leere Bühne, das Innere eines Waldes vorſtellend, und ſie kommt aus den Couliſſen rechts hervor mit einem Rebenkranze auf dem Kopfe und einer Tigerhaut auf den Schultern) — von dieſem verhängnißvollen Augenblicke an gehörte ich ihr ganz, wie ein Hund ſeinem Herrn gehört; und wenn ich nicht auch jetzt, noch ſterbend, ihr gehöre, ſo iſt es nur, weil ſie mich von ſich geſtoßen hat.

In Wahrheit hat ſie ſich niemals beſonders um mich gekümmert, ſie hat mich kaum beachtet, obgleich ſie ſich höchſt gutmüthigerweiſe meines Geldes bediente. Ich war für ſie, wie ſie ſich in ihrem gebrochenen franzöſiſchen Dialekte ausdrückte, „oun Rousse, boun enfan“ — und weiter Nichts. Aber ich . . . ich konnte nirgend mehr leben, wo ſie nicht war; ich riß mich mit einem Male von allem mir Theuren, ſelbſt von der Heimath los und folgte dieſem Weibe.

Sie glauben vielleicht, daß ſie Verſtand hatte? — Durchaus nicht! Man brauchte nur ihre niedrige Stirn anzuſehen, nur ein Mal ihr nichtsſagendes, träges Lachen zu hören, um ſogleich von ihrer Geiſtesarmuth überzeugt zu ſein. Auch habe ich mich darin nicht einen Augenblick getäuſcht; das half aber zu Nichts! Wie gering ich von ihr dachte, ſo oft ich nicht bei ihr war, ſo empfand ich doch in ihrer Gegenwart nur die leidenſchaftlichſte Anbetung . . . In deutſchen Mährchen verfallen die Ritter oft in eine ähnliche Erſtarrung . . . Ich konnte meinen Blick nicht von den Zügen ihres Antlitzes abwenden, konnte mich nicht ſatt hören an ihrer Stimme, nicht genug jede ihrer Bewegungen bewundern und athmete erſt wieder auf, wenn ſie fort war. Im Uebrigen war ſie gut, harmlos und natürlich, ſogar allzu natürlich und ganz ohne die bei den meiſten Künſtlern gewöhnliche Affectation. In ihr war Leben, das heißt viel Blut, jenes edle, glühende Blut, wohinein die Sonne des Südens einen Theil ihrer Strahlen ergoſſen zu haben ſcheint. Sie ſchlief neun Stunden am Tage, hatte guten Appetit und las nie eine gedruckte Zeile, mit alleiniger Ausnahme der Journalartikel, in denen von ihr die Rede war. Vielleicht das einzige tiefere Gefühl in ihr war die Anhänglichkeit an il signore Carlino, einen kleinen habſüchtigen Italiener, der bei ihr die Stelle eines Secretairs bekleidete, und den ſie ſpäter auch geheirathet hat. Und in ein ſolches Frauen-

zimmer habe ich geiſtiger Feinſchmecker, nachdem ich ſchon ſo verſchiedene höhere Genüſſe durchgekoſtet, noch im fortgeſchrittenem Alter mich verlieben können! . . . Wer hätte das erwartet? Ich ſelbſt am wenigſten! Ja, ich habe nicht erwartet, dereinſt noch eine ſolche Rolle zu ſpielen, nicht geahnt, daß ich mich in den Proben umhertreiben, hinter den Couliſſen frieren und mich langweilen, den Lampenruß der Bühne einathmen und die Bekanntſchaft verſchiedener, gar nicht reſpectabel ausſehender Perſönlichkeiten machen . . . was ſage ich, ihre Bekanntſchaft machen? — nein, mich mit ihnen befreunden würde; ich habe nicht geahnt, daß ich den Shawl einer Tänzerin tragen, ihr neue Handſchuhe kaufen und die alten mit Weißbrod reinigen (wahrhaftig! auch das habe ich gethan!) ihre Bouquets nach Hauſe ſchleppen, ihretwegen die Vorzimmer der Journaliſten und Directoren belagern, mein Geld vergeuden, Serenaden bringen, mich erkälten und mir jene Krankheit zuziehen würde . . . Ich habe mir nicht träumen laſſen, daß ich ſchließlich in einem kleinen deutſchen Städtchen den Spitznamen: „Kunſt-Barbar," erhalten würde . . . Und das Alles umſonſt, in vollem Sinne des Wortes — umſonſt! Das iſt es eben . . . Erinnern Sie ſich, wie wir mündlich und ſchriftlich das Weſen der Liebe erörtert haben und wie ſpitzfindig wir über dieſes Thema geweſen ſind. In der Praxis aber ergiebt es ſich, daß die wahre Liebe ein Gefühl iſt, das durchaus nicht

dem Bilde gleicht, welches wir uns von ihr ausmalten. Die Liebe iſt ſogar überhaupt kein Gefühl, ſie iſt eine Krankheit, ein eigenthümlicher Zuſtand des Körpers und der Seele; ſie entwickelt ſich nicht allmählich, ſie iſt da! man kann an ihrem Daſein nicht zweifeln und vermag nicht mit ihr Verſteckens zu ſpielen, obgleich ſie nicht immer in gleicher Form auftritt; gewöhnlich bemächtigt ſie ſich des Menſchen ungebeten, plötzlich, gegen ſeinen Willen, auf Leben oder Sterben, wie die Cholera oder das Fieber . . . Sie packt ihr Opfer, wie der Geier das Küchlein, und trägt es fort, wohin ſie will, wie ſehr es ſich auch dagegen ſträube . . . In der Liebe gibt es keine Gleichheit, keine ſogenannte freie Vereinigung der Seelen und der übrigen, von deutſchen Profeſſoren in ihren Mußeſtunden erdachten Abſtractionen . . . Nein, in der Liebe iſt die eine Perſon — Sklave, die andere — Herr, und nicht umſonſt ſingen die Dichter von den Feſſeln der Liebe. Ja die Liebe iſt eine Feſſel und dazu die allerſchwerſte. Wenigſtens bin ich zu dieſer Ueberzeugung gelangt, und zwar auf dem Wege der Erfahrung; ich habe dieſe Ueberzeugung mit dem Preiſe meines Lebens erkauft, da ich als Sklave ſterbe.

Das alſo iſt mein Schickſal geweſen! In der erſten Jugend wollte ich durchaus den Himmel erſtürmen . . . Dann ließ ich mir's einfallen, für das Wohl der Menſchheit, der Heimath zu ſchwärmen; auch dies währte ſeine

Zeit; endlich dachte ich daran, mir ein häusliches Glück zu gründen ... stolperte über einen Ameisenhaufen — und stürzte zur Erde, ja, in's Grab ... Wie verstehen wir Russen es doch so meisterhaft, so zu enden!

Es ist jedoch Zeit, Alles von sich abzuschütteln, ja, die höchste Zeit! Mag die Last dieser Erinnerungen zugleich mit meinem Leben von mir fallen! Zum letzten Male, wenn auch nur auf einen Augenblick, möchte ich das schöne, wohlthuende Gefühl genießen, welches mich so mild anweht, so oft ich Ihrer gedenke. Ihr Bild ist mir jetzt doppelt werth ... Mit ihm zugleich steigt das meiner Heimath vor mir auf und ich sende ihr und Ihnen meinen Abschiedsgruß. Leben Sie lange und glücklich und beherzigen Sie Eines: ob Sie in jener ländlichen Abgeschiedenheit, inmitten der Steppe, ausharren, wo Ihnen zuweilen so schwer um's Herz ist, wo ich aber so gerne meine letzten Stunden verbracht hätte, oder ob Sie einen andern Schauplatz betreten — überall seien Sie dessen eingedenk, daß das Leben nur den nicht betrügt, der über dasselbe nicht nachdenkt, Nichts von ihm fordert, ruhig seine spärlichen Geschenke annimmt und sie zufrieden genießt. Schreiten Sie vorwärts, so lange Sie es können, wenn aber Ihre Füße wanken, so setzen Sie sich am Wege nieder und schauen Sie auf die Vorübergehenden ohne Verdruß, ohne Neid; auch sie werden nicht weit gelangen. Früher habe ich Ihnen dergleichen nicht gesagt, aber der Tod ist

ein guter Lehrmeiſter. Wer ſagt uns überhaupt, was das Leben, was die Wahrheit iſt? Erinnern Sie ſich an Denjenigen, der auch auf dieſe letzte Frage nicht zu antworten vermochte! . . . Leben Sie wohl, Maria Alexandrowna, leben Sie zum letzten Male wohl und gedenken Sie nicht in Böſem Ihres armen Alexei.

Assja.

I.

Ich war damals fünfundzwanzig Jahr alt, begann N. N.: — wie ihr ſeht, Begebenheiten längſt verfloſſener Tage. Ich hatte mich ſoeben frei gemacht und war in's Ausland gereiſt, nicht um „meine Erziehung zu vollenden", wie man damals zu ſagen pflegte, ſondern einzig nur, weil ich mich in Gottes weiter Welt umſchauen wollte. Ich war geſund, jung, heiter, an Geld fehlte es mir nicht, Sorgen drückten mich noch nicht — ich lebte in den Tag hinein, that, was ich wollte, mit einem Worte, ich ſtand in vollem Flor. Es fiel mir damals nicht ein, daß der Menſch keine Pflanze und ſeine Blüthezeit nicht von Dauer iſt. Die Jugend ißt vergoldete Pfefferkuchen und denkt dabei, das eben ſei das tägliche Brod; — es kommt aber die Zeit, wo man ſich nach einem Stück trockenen Brodes vergebens ſehnen wird. Doch es lohnt nicht, davon zu reden.

Ich reiste ohne Ziel und Plan; machte überall Halt, wo es mir gefiel, und zog weiter, sobald ich das Bedürfniß empfand, andere Gesichter zu sehen, — namentlich: Gesichter. Mich interessirten ausschließlich nur die Menschen; ich haßte die sehenswerthen Denkmäler, die Sammlungen von Merkwürdigkeiten, schon der Anblick allein eines Lohndieners erregte in mir ein Gefühl von Langeweile und Erbitterung; in dem Dresdener „grünen Gewölbe" hätte ich fast den Verstand verloren. Die Natur wirkte mächtig auf mich, ich liebte jedoch nicht ihre sogenannten Schönheiten, ihre gewaltigen Berge, Felsen und Wasserfälle; ich liebte nicht, daß sie sich mir aufdränge, daß sie mich störe. Hingegen die Gesichter, die lebendigen, menschlichen Gesichter, — die Rede der Menschen, ihre Bewegungen, ihr Lachen — das war es, was ich nicht entbehren konnte. Mitten in dem Gewühle war mir immer besonders leicht und froh zu Muthe; es machte mir Vergnügen, dorthin zu gehen, wohin Andere gingen; zu schreien, wenn Andere schrieen, und dabei zu sehen, wie diese Andere schrieen. Es belustigte mich, die Menschen zu beobachten . . . ja, ich beobachtete sie nicht allein, ich betrachtete sie mit einer gewissen freudigen und unersättlichen Neugier. Doch ich komme wieder von meiner Erzählung ab.

Vor zwanzig Jahren also lebte ich in der kleinen deutschen Stadt S. am linken Ufer des Rheins. Ich suchte die

Einsamkeit; ich war von einer jungen Wittwe, deren Bekanntschaft ich in einem Bade gemacht hatte, in's Herz getroffen worden. Sie war sehr hübsch und klug, coquettirte mit Jedem — und auch mit mir armen Burschen, — anfangs hatte sie mich sogar aufgemuntert, nachher aber mich tief gekränkt, indem sie mich einem rothwangigen bairischen Lieutenant opferte. Aufrichtig gesprochen, die Wunde meines Herzens war nicht sehr tief; ich hielt es aber für meine Schuldigkeit, mich für einige Zeit der Traurigkeit und Abgeschiedenheit hinzugeben — woran doch die Jugend Vergnügen findet! — und ließ mich in S. nieder.

Dieses Städtchen gefiel mir wegen seiner Lage am Fuße zweier hoher Hügel, wegen seiner alten Mauern und Thürme, seiner hundertjährigen Linden, seiner steilen Brücke über dem klaren, in den Rhein fließenden Bächlein, — hauptsächlich jedoch wegen seines guten Weins. In den engen Gassen ergingen sich Abends, unmittelbar nach Sonnenuntergang (es war im Juni), allerliebste, blondlockige Rheinländerinnen und riefen dem Fremden, dem sie begegneten, mit lieblicher Stimme: „Guten Abend!" zu; — einige von ihnen kehrten selbst dann noch nicht heim, wenn bereits der Mond hinter den spitzen Dächern der alten Häuser emporstieg und die kleinen Steine des Pflasters sich deutlich in seinen unbeweglichen Strahlen abzeichneten. Ich liebte dann in der Stadt umherzuschlendern;

der Mond schien unverwandt auf dieselbe vom wolkenlosen Himmel herabzuschauen; und die Stadt empfand diesen Blick und lag, in leisen Schlaf gehüllt, friedlich da, ganz vom Mondlicht umflossen, von diesem ruhigen und zugleich die Seele sanft erregenden Lichte. Der Hahn auf dem hohen, gothischen Glockenthurme glänzte in mattem Golde; in demselben Golde schillerten auch die Wasserstreifen auf der dunkeln Glanzfläche des Baches; kleine Lichter (der Deutsche geht sparsam um)! brannten bescheiden an den schmalen Fenstern unter den Schieferdächern; die Weinreben steckten geheimnißvoll ihre gekrümmten Ranken aus der Mauer hervor; da huschte Etwas vorüber in dem Schatten des alten Brunnens auf dem dreieckigen Marktplatze, plötzlich ertönte das schläfrige Pfeifen des Nachtwächters, ein gutmüthiger Hund knurrte mit halber Stimme und die Luft umfing so milde das Gesicht und die Linden dufteten so süß, daß die Brust unwillkürlich tiefer und tiefer aufathmete und das Wort „Gretchen" — halb Ausruf, halb Frage — auf den Lippen schwebte.

Die Stadt S. liegt zwei Werst vom Rheine ab. Ich ging oft hin, mir den majestätischen Strom zu betrachten, und blieb stundenlang und nicht ohne gewisse Anstrengung an die treulose Wittwe denkend, auf der Steinbank unter der einzelnstehenden, mächtigen Esche sitzen. Eine kleine Statue der Madonna mit einem fast kindlichen Gesichte und einem rothen, von Schwertern durchbohrten Herzen

auf der Bruſt, blickte traurig aus den Zweigen hervor. An dem gegenüberliegenden Ufer lag das Städtchen L., das etwas größer war, als das, in welchem ich mich niedergelaſſen hatte. Eines Abends ſaß ich auf meiner Lieblingsbank und ſchaute bald auf den Fluß, bald zum Himmel, bald auf die Weinberge. Vor mir kletterten blondköpfige Knaben an den Seiten eines auf das Ufer gezogenen Bootes herum, das umgeſtürzt, mit dem getheerten Kiele nach oben, da lag. Kleine Schiffchen mit leicht geblähten Segeln zogen langſam vorüber; grünliche Wogen glitten kaum angeſchwellt mit leiſem Rauſchen vorbei. Plötzlich ertönten die Klänge einer Muſik; ich horchte auf. In der Stadt L. wurde ein Walzer geſpielt, der Contrebaß brummte in abgebrochenen Tönen, die Geige klang unbeſtimmt dazwiſchen, die Flöte ſchrillte eifrig dazu.

— Was iſt das? fragte ich einen herankommenden alten Mann mit Plüſchweſte, blauen Strümpfen und Schuhen mit Schnallen.

— Das, gab er zur Antwort, das Mundſtück ſeiner Pfeife aus einem Mundwinkel in den andern ſchiebend, — das ſind die Studenten, die aus B. zum Commers gekommen ſind.

„Ich will mir doch dieſen Commers anſehen", dachte ich: „ich bin ohnehin ja in L. nicht geweſen." Ich ſuchte einen Fährmann auf und fuhr hinüber.

II.

Vielleicht weiß nicht ein Jeder, was ein solcher Commers bedeutet. Es ist eine besondere Art feierlichen Gelages, zu welchem sich die Studenten eines Landes oder einer Verbrüderung (Landsmannschaft) vereinigen. Fast alle Theilhaber an einem Commers tragen das von Alters her eingeführte Costüm der deutschen Studenten: kurzer Schnurrock, hohe Stiefel und kleine Mütze mit farbigem Rande. Gewöhnlich versammeln sich die Studenten zum Mittage unter dem Vorsitze des Seniors und zechen bis zum Morgen, trinken, singen Lieder, den Landesvater, das Gaudeamus; rauchen und machen die Philister herunter; zuweilen miethen sie sich auch ein Musikchor.

Ein solcher Commers wurde nun gerade in der Stadt L. vor einem kleinem Wirthshause, zur Sonne benannt, in einem an die Straße stoßenden Garten abgehalten. Ueber dem Wirthshause selbst und im Garten weheten Flaggen; Studenten saßen an Tischen unter gekappten Lindenbäumen; eine mächtige Dogge lag unter einem der Tische; seitwärts in einer Epheulaube saßen die Musikanten und spielten eifrig auf, indem sie sich von Zeit zu Zeit durch einen Trunk Bieres stärkten. Auf der Straße, vor dem niedrigen Gartenzaune, hatte sich eine große Menge Volkes versammelt: die guten Bürger des Städtchens L. wollten nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, sich die

fremden Gäſte anzuſehen. Ich miſchte mich auch unter die Menge der Zuſchauer. Es machte mir Vergnügen, die Geſichter der Studenten zu betrachten; ihre Umarmungen, ihre Ausrufungen, das unſchuldige Coquettiren der Jugend, die glühenden Blicke, das unbewußte Lachen — das beſte Lachen der Welt, — dieſes ganze freundliche Brauſen des jugendlich friſchen Lebens, dieſes Ringen und Streben vorwärts — gleichviel wohin, nur vorwärts, — dieſes gutmüthige ungebundene Weſen, rührte mich und ſteckte mich an. Soll ich nicht zu ihnen gehen? fragte ich mich . . .

— Aſſja, haſt du genug? fragte plötzlich in ruſſiſcher Sprache eine Männerſtimme hinter mir.

— Warten wir noch etwas, antwortete eine andere, weibliche Stimme, in derſelben Sprache.

Ich wandte mich raſch um: . . . Mein Blick fiel auf einen hübſchen, jungen Mann in einer weiten Jacke und mit einer Mütze; er führte am Arme ein Mädchen, nicht hoch von Wuchſe, mit einem Strohhute, der den ganzen oberen Theil ihres Geſichtes bedeckte.

— Sie ſind Ruſſen? brachte ich unwillkührlich hervor.

Der junge Mann lächelte und ſagte:

— Ja, wir ſind Ruſſen.

— Ich hätte nie erwartet . . . in dieſer abgelegenen Gegend, begann ich . . .

— Wir ebenſo wenig, unterbrach er mich, — was thut das? Um ſo beſſer. Erlauben Sie, daß wir uns

vorstellen: ich nenne mich Gagin, und dieses ist meine ... er stockte einen Augenblick: — meine Schwester. Und Ihren Namen, dürften wir bitten?

Ich nannte mich und wir knüpften ein Gespräch an. Ich erfuhr, daß Gagin gleich mir zu seinem Vergnügen reise, vor einer Woche in der Stadt L. angekommen sei und sich daselbst niedergelassen habe. Aufrichtig gesprochen, machte ich ungern im Auslande Bekanntschaft mit Russen. Ich erkannte sie sogar von Weitem an ihrem Gange, an dem Schnitt ihrer Kleidung, hauptsächlich jedoch an dem Ausdruck ihrer Gesichter. Der selbstzufriedene und verächtliche, häufig auch befehlende Ausdruck, wechselte plötzlich mit dem der Zaghaftigkeit und Behutsamkeit ab ... In einem Augenblick stand der ganze Mensch Wache, sein Blick schweifte unstät umher ... „Hätte ich vielleicht etwas Dummes gesagt, lacht man nicht über mich?" schien dieser bestürzte Blick zu sagen. Noch einen Augenblick und das Majestätische der Physiognomie war wieder hergestellt, um nur noch dann und wann mit Stumpfsinn zu wechseln. Ja, ich vermied die Russen, doch Gagin gefiel mir sogleich. Es gibt in der Welt solche glückliche Gesichter; sie anzusehen ist Jedem eine Lust; man fühlt sich durch sie gleichsam erwärmt und geliebkost. Gagin hatte gerade ein solches liebliches, freundliches Gesicht mit großen, sanften Augen und weichem, krausem Haare. Er sprach so, daß, wenn man auch nicht sein Gesicht vor sich hatte,

man allein an dem Tone ſeiner Stimme fühlte, daß er lächelte.

Das Mädchen, welches er ſeine Schweſter genannt hatte, ſchien mir gleich auf dem erſten Blick ſehr lieblich. Es lag etwas Eigenthümliches, Beſonderes in den Zügen ihres bräunlichen, runden Geſichtes, mit der nicht großen, feinen Naſe, den faſt kindlich abgerundeten Wangen und den dunkelen, klaren Augen. Sie war graziös gebaut, jedoch wie es ſchien, noch nicht völlig entwickelt. Sie glich ihrem Bruder nicht im Geringſten.

— Wollen Sie zu uns kommen? fragte mich Gagin: — ich denke wir haben uns die Deutſchen genug angeſehen. Unſere Landsleute würden freilich wohl Scheiben eingeworfen und Stühle zerbrochen haben, dieſe hier ſind aber doch gar zu anſtändig. Was meinſt Du, Aſſja, wollen wir nach Hauſe gehen?

Das Mädchen nickte bejahend mit dem Kopfe.

— Wir wohnen außerhalb der Stadt, fuhr Gagin fort — in einem Weinberge, in einem einzelnſtehenden Häuschen, hoch oben. Es iſt herrlich bei uns, ſehen Sie ſich's an. Die Wirthin hat verſprochen, uns ſaure Milch zu bereiten. Es wird ja auch jetzt bald dunkel werden und da fahren Sie doch lieber bei Mondlicht über den Rhein.

Wir machten uns auf den Weg. Durch ein niedriges Stadtthor (eine alte Mauer aus Feldſtein umgab die

Stadt von allen Seiten, selbst die Schießscharten waren noch nicht alle zusammengestürzt) traten wir in's Freie und nachdem wir ungefähr hundert Schritte längs einer steinernen Mauer gegangen waren, blieben wir vor einem engen Pförtchen stehen. Gagin öffnete es und führte uns auf einem steilen Pfade den Berg hinan. Zu beiden Seiten waren die Abhänge mit Weinstöcken bepflanzt; die Sonne war eben untergegangen nnd ein leichter, purpurner Schimmer ruhete auf den grünen Reben, den langen Stöcken, dem trockenen, mit platten Schieferstücken und Steinen dicht bestreuten Boden und auf der weißen Mauer des kleinen Häuschens, mit dem schrägen und dunkelen Fachwerk und den vier hellen Fenstern, welches ganz oben auf dem Berge stand, den wir jetzt hinankletterten.

— Da ist unsere Wohnung! rief Gagin aus, indem wir uns dem Häuschen näherten: — und da bringt auch schon die Wirthin unsere Milch. Guten Abend, Madame. Wir wollen uns gleich darüber hermachen, doch zuvor, fügte er hinzu; — schauen Sie sich einmal um. Was sagen Sie zu dieser Aussicht?

Die Aussicht war in der That reizend. Der Rhein lag vor uns, ein Silberstreif zwischen grünen Ufern; an einer Stelle glühete er im purpurgoldigen Scheine der untergegangenen Sonne. Das am Ufer liegende Städtchen ließ alle seine Häuser und Gassen erblicken; Hügel und Felder breiteten sich weit hin aus. Unten war es schön,

oben jedoch noch ſchöner: einen beſonderen Eindruck machten auf mich die Reinheit und Tiefe des Himmels, die glanzvolle Durchſichtigkeit der Luft. Leicht und friſch wiegte ſie ſich und ſtrich in ſanfter Wellenbewegung hin, als fühlte auch ſie ſich freier auf der Höhe.

— Sie haben ſich da einen herrlichen Wohnſitz ausgewählt, ſagte ich.

— Aſſja hat ihn entdeckt, erwiederte Gagin; — nun Aſſja, ordne Alles an. Laß Alles hieher bringen. Wir wollen im Freien unſer Abendeſſen einnehmen. Hier hört man die Muſik beſſer. Haben Sie's nicht auch bemerkt; ſetzte er hinzu: — in der Nähe taugt ein Walzer oft Nichts — fades und rauhes Getön; aus der Ferne macht er ſich aber wunderſchön! bringt alle romantiſche Saiten des Herzens in Bewegung. Aſſja, (eigentlich war Anna ihr Name, Gagin jedoch nannte ſie Aſſja, und ihr erlaubt mir wol, ſie auch ſo zu nennen) Aſſja begab ſich in das Haus und kehrte bald mit der Wirthin zurück. Beide zugleich trugen ein großes Theebrett mit einem Topfe voll Milch, Tellern, Löffeln, Zucker, Beeren und Brot. Wir ſetzten uns und machten uns an das Eſſen. Aſſja nahm den Hut ab; ihr ſchwarzes, etwas beſchnittenes und wie bei Knaben friſirtes Haar, fiel in dichten Locken über Schultern und Nacken. Anfangs hatte ſie Scheu vor mir; Gagin ſagte ihr aber:

— Aſſja, fürchte dich nicht, er thut dir nichts zu Leid!

Sie lächelte und bald darauf redete sie mich selbst einige Male an. Ich habe noch nie ein beweglicheres Wesen gesehen. Nicht einen Augenblick saß sie ruhig; sie stand auf, lief in das Haus, kam wieder heraus, sang mit halblauter Stimme und lachte häufig auf eine sehr seltsame Weise; es schien als lachte sie nicht über das, was sie hörte, sondern über verschiedene Gedanken, die ihr gerade in den Sinn kamen. Ihre großen Augen blickten offen, hell und furchtlos, zuweilen jedoch blinzelten die Lider leicht und dann wurde ihr Blick plötzlich tief und sanft.

Wir plauderten so beinahe zwei Stunden. Der Tag war längst erloschen, und der Abend aus Purpurroth in helles Rosa, dann in bleiches Grau übergehend, löste sich endlich in Nacht auf, unser Gespräch aber floß ununterbrochen; friedlich und ruhig, wie die uns umringende Luft. Gagin ließ eine Flasche Rheinwein bringen und wir tranken sie, ohne zu eilen, aus. Die Musik ließ sich noch immer vernehmen; doch weicher und milder dünkten uns die Töne; Lichter wurden in der Stadt und auf dem Flusse angezündet. Assja neigte plötzlich den Kopf, so daß die Locken ihr über die Augen herabfielen, verstummte und athmete tief auf; dann sagte sie uns, sie wolle schlafen und ging in das Haus; ich sah jedoch wie sie, ohne Licht anzuzünden, lange hinter dem geschlossenen Fenster stand. Endlich stieg der Mond herauf und ließ seinen Schein auf der Wasserfläche spielen, Alles wurde hell,

versank in Schatten, gestaltete sich anders, sogar der Wein in unseren geschliffenen Gläsern erglühte in geheimnißvollem Glanze. Der Wind hatte nachgelassen, gleichsam seine Flügel eingezogen und sich vollständig gelegt; nächtliche, aromatische Wärme stieg vom Boden herauf.

— Es ist Zeit! rief ich aus, sonst finde ich keinen Fährmann mehr.

— Es ist Zeit, wiederholte Gagin.

Wir stiegen den Fußpfad hinunter. Plötzlich rollten Steine hinter uns her, es war Assja, die uns nacheilte.

— Schläfst Du denn nicht? fragte sie ihr Bruder, sie aber, ohne ihm Antwort zu geben, lief an uns vorüber. Die letzten ersterbenden Lämpchen, welche die Studenten im Garten des Wirthshauses angezündet hatten, beschienen von unten herauf das Laubwerk der Bäume, was denselben ein festliches und phantastisches Aussehen verlieh. Wir fanden Assja am Ufer: sie unterhielt sich mit dem Fährmanne. Ich sprang in das Boot und nahm Abschied von meinen neuen Freunden. Gagin versprach, mich am folgenden Tage zu besuchen; ich drückte ihm die Hand und reichte die Meinige Assja hin; sie aber sah mich nur an und nickte mit dem Kopfe. Das Boot stieß ab und glitt auf dem raschen Strome dahin. Der Fährmann, ein rüstiger Alter, tauchte mit Anstrengung die Ruder in die dunkele Fluth.

— Sie sind in den Mondstreifen heinein gefahren, haben ihn zertheilt, rief Assja mir nach.

Ich senkte das Auge; die Wellen plätscherten, in Dunkel gehüllt, um das Boot herum.

— Leben Sie wohl! ertönte noch ein Mal ihre Stimme.

— Auf Wiedersehen, morgen, setzte Gagin hinzu.

Das Boot legte an. Ich stieg aus und blickte zurück. Auf dem entgegengesetzten Ufer war Niemand mehr zu sehen. Der Mondstreifen zog sich wieder wie eine goldene Brücke über den ganzen Strom. Gleichsam als Abschiedsgruß klangen die Töne eines alten Lannerschen Walzers herüber. Gagin hatte Recht gehabt: ich fühlte, daß alle Saiten meines Herzens als Antwort auf jene Klänge erzitterten. Ich ging über die dunkelnden Felder nach Hause, die balsamische Luft langsam einathmend, und erreichte, ganz abgespannt von süßer Erschlaffung zielloser und unendlicher Erwartungen, mein Zimmer. Ich fühlte mich glücklich . . . Aber worüber war ich denn glücklich? Ich wünschte Nichts, ich dachte an Nichts . . . ich war glücklich.

Fast lachend im Vollgefühl angenehmer und wechselnder Eindrücke, sank ich in mein Bett und schloß bereits die Augen, als mir plötzlich einfiel, daß ich im Laufe des Abends nicht ein einziges Mal meiner grausamen Schönen gedacht hatte. „Was bedeutet denn das? fragte ich mich: — „bin ich nicht verliebt?" Doch als ich mir

diese Frage vorgelegt hatte, war ich, wie mir däucht, schon eingeschlafen, wie ein Kind in der Wiege.

III.

Am andern Morgen (ich war bereits wach, aber noch nicht aufgestanden) klopfte Jemand mit einem Stocke unter meinem Fenster und eine Stimme, die ich sogleich als die Gagin's erkannte, stimmte an:

„Noch schläfst Du? Es soll
„Die Guitarre Dich wecken . . ."

Ich eilte ihm die Thür zu öffnen.

— Guten Morgen, sagte Gagin, indem er hereintrat: ich störe Sie etwas früh, sehen Sie aber, was für ein Morgen! Frische, Thau, die Lerchen singen . . . Mit seinem lockigen, glänzenden Haare, dem bloßen Halse und den rosigen Wangen war er selbst frisch wie der Morgen.

Ich kleidete mich an; wir traten hinaus in den Garten, setzten uns auf eine Bank, ließen uns Kaffee bringen und begannen zu plaudern. Gagin theilte mir seine Pläne für die Zukunft mit: im Besitze eines artigen Vermögens und völlig unabhängig, wollte er sich der Malerei widmen, nur bedauerte er, daß ihm dieser Gedanke so spät gekommen sei und er viel Zeit unnütz verloren habe; ich erwähnte gleichfalls meiner Pläne und vertraute ihm nebenbei das Geheimniß meiner unglücklichen Liebschaft. Er hörte mich langmüthig an, aber so viel ich bemerken konnte,

erregte in ihm meine Leidenschaft keine lebhafte Theilnahme. Nachdem er ein paar Male aus Artigkeit gegen mich mitgeseufzt hatte, schlug er mir vor, zu ihm zu kommen und seine Studien anzusehen. Ich war sogleich bereit.

Assja trafen wir nicht an. Sie war, nach Aussage der Wirthin auf die „Ruine" gegangen. Zwei Werst von dem Städtchen L. befanden sich Ueberreste einer mittelalterlichen Burg. Gagin legte mir alle seine Mappen vor. In seinen Entwürfen war viel Leben und Wahrheit, eine gewisse Freiheit und Breite, jedoch keiner war ausgeführt und die Zeichnung war nachlässig und nicht ohne Fehler. Ich sagte ihm meine Meinung frei heraus.

— Ja, ja, nahm er mit einem Seufzer das Wort: — Sie haben Recht; das Alles ist sehr schwach und unvollkommen. Was ist dabei zu thun! Ich habe nicht studirt wie sich's gebührt, und da schlägt noch dazu die slavische Fahrlässigkeit durch. Vor der Arbeit ist's, als schwebe man wie im Adlerfluge dahin: den Erdball, scheint's, könnte man aus seiner Bahn reißen, kommt's aber zum Handeln, so verliert man gleich die Kraft und wird müde.

Ich versuchte ihm Muth einzusprechen, er aber wies mich ab mit der Hand, raffte seine Mappen zusammen und warf sie auf den Divan. — Wenn die Geduld vorhält, soll noch aus mir Etwas werden, brummte er in den Bart: — wenn nicht — dann bleibe ich Landjunker. Doch suchen wir Assja auf. — Wir gingen.

IV.

Der Weg zur Ruine schlängelte sich am Abhange eines bewaldeten Thales hin, in dessen Grunde ein Bach rauschend über Gestein rollte, als drängte es ihn, sich in dem großen Strome zu verlieren, der ruhig hinter dem scharfzackigen Bergrand hervorschimmerte. Gagin lenkte meine Aufmerksamkeit auf einige vortheilhaft beleuchtete Punkte; aus seinen Worten sprach, wenn nicht der Maler, so doch gewiß der Künstler. Bald zeigte sich die Ruine. Auf dem Gipfel eines nackten Felsens erhob sich ein viereckiger, ganz geschwärzter, noch fester Thurm, der aber durch einen Riß der Länge nach wie zerspalten war. Bemooste Mauern stießen an den Thurm; hier und dort rankte sich Epheu; krummästiges Gestrüpp füllte die Schießscharten und eingestürzten Gewölbe. Ein steiniger Weg führte zum Thore, das verschont geblieben war. Wir waren demselben schon nahe, als plötzlich vor uns eine weibliche Gestalt vorbeiglitt, rasch über die Trümmerhaufen dahineilte und sich auf einen Vorsprung der Mauer setzte, gerade über dem Abgrunde. — Das ist ja Assja! rief Gagin aus: — ist die aber toll!

Wir traten durch das Thor in einen mäßigen Hof, der zur Hälfte mit wild wachsenden Aepfelbäumen und Brennnesseln überwuchert war. Auf dem Vorsprunge saß Assja, sie war es. Sie wandte das Gesicht zu uns und

lachte auf, rührte sich aber nicht von der Stelle. Gagin drohte ihr mit dem Finger, ich machte ihr laut Vorwürfe über ihre Unvorsichtigkeit.

— Lassen Sie das, flüsterte mir Gagin zu: — reizen Sie sie nicht; Sie kennen sie nicht: sie wäre noch im Stande, den Thurm hinaufzuklettern. Betrachten Sie sich lieber das dort, wie doch die Leutchen hier herum erfinderisch sind.

Ich blickte mich um: in einem Winkel hatte sich's eine gute Alte in einem engen Gehäuse von Brettern bequem gemacht und strickte ihren Strumpf, indem sie dabei scheele Blicke über die Brille auf uns warf. Sie hielt für Touristen Bier, Kuchen und Selterswasser feil. Wir nahmen Platz auf einer Bank und machten uns an unsere schweren, zinnernen Kannen mit kühlem Biere. Assja saß immer noch unbeweglich da, sie hatte ihre Füße heraufgezogen und um den Kopf eine Schärpe von Nesseltuch geschlungen. Ihre schlanke Gestalt zeichnete sich deutlich und schön auf dem hellen Himmelsgrunde ab; ich konnte sie indessen nicht ohne Mißvergnügen ansehen. Noch am Tage vorher hatte ich an ihr etwas Gespanntes, Unnatürliches wahrgenommen . . . „Sie will uns in Erstaunen setzen", dachte ich, „wozu das? was für ein kindischer Einfall?" Als wenn sie meine Gedanken errathen hätte, warf sie einen raschen und durchdringenden Blick auf mich, lachte auf, sprang in zwei Sätzen die

Mauer herab und bat ſich, zu der Alten tretend, ein Glas Waſſer aus.

— Du glaubſt wohl, ich wolle trinken? ſagte ſie, zum Bruder gewendet, — nein; es ſind da Blumen auf der Mauer, die ich durchaus begießen muß.

Gagin erwiederte nichts; ſie aber kletterte, mit dem Glaſe in der Hand, die Ruine hinan, machte von Zeit zu Zeit Halt, und ſich niederbeugend, ließ ſie, mit ergötzlicher Wichtigthuerei, einige Tropfen Waſſer herabfallen, die hell an der Sonne glitzerten. Ihre Bewegungen waren ſehr anmuthig, mich aber ärgerte ſie wie zuvor, obgleich ich unwillkürlich ihre Leichtigkeit und Gewandtheit bewunderte. An einer gefährlichen Stelle that ſie abſichtlich einen Schrei und lachte dann laut . . . das brachte mich noch mehr auf.

— Die klettert ja wie eine Geis, brummte die Alte vor ſich hin und hielt für einen Augenblick mit Stricken inne.

Inzwiſchen hatte Aſſja das Glas geleert und war, ſchelmiſch ſich hin und her wiegend, zu uns zurückgekehrt. Ein eigenthümliches Lächeln umſpielte kaum merklich ihre Brauen, die Naſenflügel und Lippen; halb dreiſt, halb heiter blinzten die dunkelen Augen.

— Sie finden mein Betragen anſtößig, ſchien ihr Geſicht zu ſagen; — gleichviel: ich weiß doch, daß Sie mich bewundern.

— Sehr gewandt, Assja, sehr gewandt! sagte Gagin halblaut.

Es war, als fühlte sie plötzlich Scham; sie senkte die langen Wimpern und setzte sich, wie schuldbewußt, bescheiden zu uns. Jetzt zum ersten Male betrachtete ich mir genau ihr Gesicht, das veränderlichste Gesicht, das ich jemals gesehen habe. Einige Augenblicke darauf wurde es ganz bleich und nahm einen gesammelten, fast wehmüthigen Ausdruck an; ihre Züge kamen mir jetzt sogar breiter, strenger und einfacher vor. Sie war ganz still geworden. Wir machten einen Gang um die Ruine herum (Assja folgte uns) und ergötzten uns an den Fernsichten. Unterdessen rückte die Mittagsstunde heran. Gagin bezahlte die Alte, forderte noch eine Kanne Bier und rief, zu mir gewandt, mit verschlagenem Blick:

— Auf das Wohl der Dame Ihres Herzens!

— Hat er denn, — haben Sie denn eine solche Dame? fragte auf einmal Assja.

— Wer denn hätte keine? erwiederte Gagin.

Assja wurde plötzlich nachdenkend; ihr Gesicht bekam wieder einen andern Ausdruck, das herausfordernde, fast dreiste Lächeln war zurückgekehrt.

Auf dem Heimwege lachte und tollte sie noch ärger. Sie brach sich einen langen Zweig ab, lehnte ihn an ihre Schulter wie eine Flinte und band sich die Schärpe um den Kopf. Ich erinnere mich, es begegnete uns eine zahl-

reiche Geſellſchaft blondhaariger, gezierter Engländer: wie auf gegebenes Commando ließen Alle in kaltem Erſtaunen Aſſja an ihren glaſichten Augen vorbei, während dieſe, ihnen zum Poſſen, lauten Geſang anſtimmte. Zu Hauſe angekommen, begab ſie ſich ſogleich auf ihr Zimmer und zeigte ſich erſt kurz vor dem Eſſen, in ihr beſtes Kleid gekleidet, mit ſorgfältig geordneten Haaren und in Handſchuhen. An der Tafel hielt ſie ſich ſehr ſittſam, beinahe ſteif, berührte kaum die Speiſen und trank Waſſer aus einem Weinglaſe. Offenbar lag ihr daran, ſich mir in einer neuen Rolle vorzuſtellen, — in der Rolle eines anſtändigen und wohlgeſitteten Fräuleins. Gagin ließ ſie gewähren; man ſah ſehr wohl, daß es ihm bereits zur Gewohnheit geworden war, ihr in Allem den Willen zu laſſen. Zuweilen ſah er mich gutherzig an und zuckte leicht mit den Achſeln, als wollte er ſagen: „Sie iſt ein Kind; ſeien Sie nachſichtig.“ Als die Tafel zu Ende war, erhob ſich Aſſja, machte uns einen Knicks und fragte, den Hut aufſetzend, Gagin, ob ſie zur Frau Luiſe gehen dürfe?

— Seit wann fragſt Du um Erlaubniß? erwiederte er mit ſeinem unwandelbaren, jetzt etwas erſtaunten Lächeln: — wird Dir die Zeit mit uns lang?

— Nein, ich habe aber geſtern noch der Frau Luiſe verſprochen, ſie zu beſuchen; und dann, meine ich, bleibt

ihr Beide lieber allein; Herr N. (sie zeigte auf mich) wird Dir noch Etwas erzählen.

Sie ging.

— Frau Luise, begann Gagin, indem er sich bemühte, meinen Blicken auszuweichen, — ist die Wittwe eines ehemaligen Bürgermeisters von hier, eine gute, aber beschränkte Alte. Sie hat Assja sehr lieb gewonnen. Assja's Leidenschaft ist's, mit Leuten niederer Abkunft Bekanntschaft zu machen; ich habe gefunden, daß Stolz jedes Mal der Grund davon ist. Ich habe sie ziemlich verwöhnt, wie Sie sehen, fügte er nach einer Pause hinzu; — was blieb mir aber übrig? Mit Strenge Etwas durchsetzen wollen, das könnte ich bei Niemandem, bei ihr nun vollends nicht. Es ist meine Pflicht, nachsichtig gegen sie zu sein.

Ich schwieg. Gagin gab der Unterhaltung eine andere Wendung. Je mehr ich ihn kennen lernte, desto mehr gefiel er mir. Ich hatte ihn bald verstanden. Das war so eine echt russische Seele, wahrheitliebend, treuherzig, einfach, doch leider etwas träge, ohne Halt und ohne innere Glut. Die Jugend sprudelte nicht in ihm, sie glimmte gleich einem leichten Feuer. Er war höchst liebenswürdig und gescheit, doch konnte ich mir nicht vorstellen, was wohl aus ihm im Mannesalter werden sollte. Künstler will er werden . . . Ohne sauere, beständige Anstrengung wird Niemand Künstler; du, dich

anſtrengen, dachte ich beim Anblick des ſanften Geſichtes und bei dem langſamen Tonfall ſeiner Stimme, — nein! anſtrengen wirſt du dich nicht, dich zu beherrſchen, wird Dir nicht gelingen! Und doch war es mir unmöglich, ihn nicht lieb zu haben: das Herz fühlte ſich wahrhaft hingezogen zu ihm. Vier Stunden mochten wir mit einander verbracht haben, bald ſitzend auf dem Divan, bald ruhig vor dem Hauſe auf und ab gehend, und in dieſen vier Stunden wurden wir vollends befreundet.

Der Tag hatte ſich zu Ende geneigt und es war Zeit geworden, nach Hauſe zu gehen. Aſſja war noch immer nicht heimgekehrt.

— Das iſt mir doch ein ausgelaſſenes Ding, ſagte Gagin: — wenn Sie wollen, begleite ich Sie zurück; unterweges gehen wir bei Frau Luiſe vor; ich frage nach, ob ſie noch da iſt. Der Umweg iſt unbedeutend.

Wir ſtiegen in die Stadt hinab, lenkten in eine enge, krumme Quergaſſe ein und blieben vor einem zwei Fenſter breiten, vierſtockigen Hauſe ſtehen. Der zweite Stock trat über den untern, nach der Gaſſe zu, vor, der dritte und vierte überragten den zweiten noch weiter; das ganze Haus mit ſeinem alterthümlichen Schnitzwerk, den zwei dicken Pfeilern unten, dem ſcharfkantigen Ziegeldach und dem ſchnabelartig aus dem Dachboden hervorragenden Wellbaume war einem ungeheuren, höckerigen Vogel ähnlich.

— Aſſja! rief Gagin: — biſt Du da?

Ein erhelltes Fensterchen im dritten Stocke ward angestoßen, aufgemacht und es zeigte sich uns der dunkelhaarige Kopf Assja's. Hinter ihr guckte das zahnlose Gesicht einer schwachäugigen Alten hervor.

— Bin hier, antwortete Assja, sich mit den Ellenbogen coquett auf die Fensterbrüstung stützend: — Mir gefällt es hier. Da, nimm, setzte sie hinzu, indem sie Gagin einen Geraniumzweig herabwarf: — denke Dir, ich wäre die Dame Deines Herzens.

Frau Luise lachte.

— N. will fort, entgegnete Gagin: — er wünscht Abschied von Dir zu nehmen.

— Wirklich? äußerte Assja: — in diesem Falle gieb ihm meinen Zweig, ich bin gleich zurück.

Sie warf das Fenster zu und gab, wie mir schien, der Frau Luise einen Kuß. Gagin reichte mir schweigend den Zweig. Schweigend steckte ich ihn in die Tasche, ging zur Ueberfahrt und ließ mich an's andere Ufer übersetzen.

Ich erinnere mich, während ich nach Hause ging, dachte ich an Nichts, fühlte jedoch auf dem Herzen eine eigenthümliche Schwere, als mich unerwartet ein scharfer, mir bekannter, in Deutschland jedoch nicht gewöhnlicher Geruch stutzig machte. Ich blieb stehen und gewahrte abseits vom Wege ein mäßiggroßes Hanfbeet, dessen Geruch mich sogleich an meine heimathliche Steppe erinnerte. Ein heftiges Heimweh ward in mir rege. Es wandelte mir

die Luft an, russische Luft in die Lungen zu ziehen, auf russischer Erde zu wandeln. „Was mache ich hier, warum treibe ich mich, unter Fremden, in der Fremde umher?“ rief ich aus, und die dumpfe Schwere, die mir auf der Seele lag, verwandelte sich augenblicklich in bittere, brennende Aufregung. Ganz anders gestimmt, als am vorigen Tage, langte ich zu Hause an. Ich fühlte mich einigermaßen aufgebracht und konnte mich lange nicht beruhigen. Ein mir selbst unerklärbarer Aerger hatte sich meiner bemächtigt. Ich setzte mich endlich und, mich meiner treulosen Wittwe erinnernd (officielle Erinnerungen widmete ich dieser Dame am Schlusse jeden Tages), holte ich einen ihrer Briefe hervor. Ich faltete ihn jedoch nicht einmal auseinander, meine Gedanken hatten bereits eine andere Richtung eingeschlagen. Ich dachte . . . dachte an Assja. Mir fiel ein, daß Gagin im Laufe der Unterhaltung von gewissen Hindernissen geredet hatte, die seine Rückkehr nach Rußland erschweren sollten . . . „Aber ist sie denn wohl seine Schwester?“ rief ich laut.

Ich kleidete mich aus, legte mich zu Bett und versuchte einzuschlafen, aber eine Stunde darauf saß ich bereits auf meinem Lager und, mit dem Ellenbogen auf das Kissen gestützt, dachte ich wieder an das „launische Mädchen mit dem erzwungenen Lachen“ . . . Sie ist wie die kleine Raphael'sche Galathea in der Farnesina geformt, sagte ich leise — „ja; und sie ist nicht seine Schwester...“

Der Brief der Wittwe lag indessen ruhig auf dem Fußboden, gebleicht von den Strahlen des Mondes.

V.

Am folgenden Tage begab ich mich abermals nach L. Ich hatte mir eingeredet, ich wolle Gagin besuchen, in's Geheim aber zog es mich hin, um zu beobachten, was wol Assja angeben, ob sie wol, wie am Tage zuvor, wieder „Extravaganzen" treiben werde. Ich traf Beide im Gastzimmer vor, und, sonderbar! — war es, weil ich die Nacht und diesen Morgen viel an Rußland gedacht hatte — mir kam Assja wie ein echt russisches Mädchen vor, ja, wie ein ganz einfaches, fast wie ein Stubenmädchen. Sie hatte ein abgetragenes Kleid an, ihr Haar war hinter die Ohren zurückgekämmt, sie saß ruhig beim Fenster und arbeitete am Nähramen, gesetzt, still, als wenn sie es in ihrem Leben nie anders getrieben hätte. Sie sprach fast gar nicht, betrachtete von Zeit zu Zeit ihre Arbeit und ihre Züge hatten einen so nichtssagenden, alltäglichen Ausdruck, daß ich unwillkürlich an unsere naturwüchsigen Kathinka's und Maschinka's erinnert wurde. Die Aehnlichkeit vollständig zu machen, stimmte sie das „Mütterlein, Liebste mein" an. Ich betrachtete ihr gelbliches, mattes Gesicht, gedachte der gestrigen Träumereien und es wurde mir leid um Etwas. Das Wetter war herrlich. Gagin erklärte, er werde heute Studien nach

der Natur vornehmen; ich fragte ihn, ob er erlauben wolle, daß ich ihn begleite, ob es ihn nicht ſtören werde?

— Im Gegentheil, ſagte er: — Sie können mir mit gutem Rathe beiſtehen.

Er ſetzte ſeinen van Dyck-Hut auf, zog ſein Malerhemd an, nahm die Mappe unter den Arm und machte ſich auf den Weg; langſam folgte ich ihm nach. Aſſja blieb zu Hauſe. Im Fortgehen bat Gagin ſie, dafür zu ſorgen, daß die Suppe nicht zu wäſſerig werde; Aſſja verſprach in der Küche nachzuſehen. Gagin erreichte einen Thalgrund, den ich ſchon kannte, ließ ſich auf einem Stein nieder und begann eine alte, hohle und breitäſtige Eiche abzuzeichnen. Ich legte mich in's Gras und holte ein Buch hervor, kam jedoch im Leſen nicht über die zweite Seite hinaus, und er verſchmierte nur ſein Papier; wir ſchwatzten größtentheils und wenn mich mein Urtheil nicht trügt, ſchwatzten wir recht vernünftig und fein darüber, wie man arbeiten ſolle, was man zu vermeiden, was ſich anzueignen habe und was den wahren Werth des Künſtlers unſerer Tage begründe. Gagin erklärte zuletzt, er wäre heute nicht aufgelegt; er ließ ſich neben mir nieder und nun erſt recht ergoß ſich ungefeſſelt unſer jugendliches Geplauder, das bald glühendheiß, bald träumeriſch, bald wie begeiſtert, aber faſt immer unbeſtimmt war und worin der Ruſſe ſich ſo gern ergeht. Nachdem wir uns ſattgeplaudert hatten, kehrten wir überfüllt von Befriedigung,

Etwas gethan, Etwas errungen zu haben, nach Hause zurück. Ich fand Assja ganz so wie ich sie verlassen hatte; wie bemüht ich auch war, Beobachtungen über sie anzustellen — keine Spur von Coquetterie, keine Spur absichtlich angenommenen Spiels konnte ich an ihr bemerken; dies Mal wäre es unmöglich gewesen, sie der Unnatürlichkeit zu beschuldigen. — Ah-ha! sagte Gagin: — Du hast Dir Fasten und Buße auferlegt! Abends gähnte sie einige Mal ohne Verstellung und zog sich zeitig zurück. Ich selbst nahm auch bald Abschied von Gagin und zu Hause angelangt, überließ ich mich keinen Träumereien mehr; dieser Tag verstrich in nüchternen Empfindungen. Ich besinne mich jedoch, als ich mich schlafen legte, sagte ich laut: — Was für ein Chamäleon doch, dieses Mädchen! — und nach einigem Nachdenken fügte ich hinzu: — und doch ist sie nicht seine Schwester.

VI.

So vergingen zwei ganze Wochen. Ich besuchte Gagin's alle Tage. Assja schien mich zu vermeiden, sie erlaubte sich indessen keine jener Tollheiten mehr, die mich während der zwei ersten Tage unserer Bekanntschaft so sehr befremdet hatten. Mir dünkte, sie war heimlich bekümmert oder verwirrt; auch lachte sie nicht so viel. Ich beobachtete sie mit Interesse.

Sie ſprach ziemlich gut franzöſiſch und deutſch; doch konnte man aus Allem bemerken, daß ſie von ihrer Kindheit an nicht Frauenhänden anvertraut geweſen war und die ſonderbare, ungewöhnliche Erziehung, die ſie erhalten, Nichts mit der Gagin's gemein gehabt hatte. Trotz des van Dyck-Hutes und des Malerhemdes ſprach aus ihm der weiche, etwas verzärtelte, großruſſiſche Edelmann, ſie aber glich nicht einem Edelfräulein; in allen ihren Bewegungen war etwas Unſtätes: das war ein erſt vor kurzem aufgeſetztes Pfropfreiß, ein Moſt, der noch nicht ausgegohren hatte. Von Natur blöde und ſchüchtern, ärgerte ſie doch ihre Blödigkeit und aus Aerger zwang ſie ſich, ungezwungen und dreiſt zu ſein, was ihr nicht immer gelang. Einige Male lenkte ich das Geſpräch auf ihr Leben in Rußland, auf ihre Vergangenheit; ungern antwortete ſie auf meine Fragen; ich erfuhr jedoch, daß ſie vor ihrer Reiſe in's Ausland längere Zeit auf dem Lande zugebracht hatte. Einſt traf ich ſie mit einem Buche, ſie war allein. Den Kopf auf beide Arme geſtützt, die Finger tief im Haare verborgen, verſchlang ſie mit den Augen die Schrift.

— Bravo! ſagte ich zu ihr herantretend; — Sie ſind ja recht fleißig.

Sie hob den Kopf in die Höhe und ſah mich ſtreng und ernſt an.

— Sie meinen wohl, ich könne nur lachen? ſagte ſie und wollte ſich entfernen.

Ich warf einen Blick auf den Titel des Buches: es war ein franzöſiſcher Roman.

— Ich kann Ihre Wahl nicht billigen, äußerte ich.

— Was ſoll ich denn leſen! rief ſie und ſetzte, das Buch auf den Tiſch werfend, hinzu: beſſer dann ich vertreibe mir die Zeit mit Tollheiten, und damit lief ſie hinaus in den Garten.

An jenem Tage, Abends, las ich Gagin „Herrmann und Dorothea“ vor. Anfangs ſchaffte Aſſja fiel um uns herum, dann hielt ſie plötzlich inne, horchte auf, ſetzte ſich ſtill zu mir und hörte dem Leſen bis zu Ende zu. Am folgenden Tage wurde ich wieder irre an ihr, bis mir einfiel, daß ihr auf einmal der Gedanke gekommen ſein müſſe, frauenhaft und ſittſam zu ſein, wie Dorothea. Mit einem Worte, ſie war mir ein räthſelhaftes Weſen. Voll Eigenliebe, reizbar, zog ſie mich dennoch an, ſelbſt wenn ſie mich böſe gemacht hatte. Ich überzeugte mich mehr und mehr, daß ſie nicht Gagin's Schweſter war. Sein Benehmen gegen ſie war nicht das eines Bruders: es war zu freundlich, zu rückſichtsvoll und dabei etwas gezwungen. Ein eigener Zufall ſollte allem Anſcheine nach meine Vermuthungen beſtätigen.

Als ich eines Abends zum Weinberge kam, wo Gagin's wohnten, fand ich das Pförtchen verſchloſſen. Ohne viel

zu überlegen, begab ich mich an eine ausgebrochene Stelle der Mauer, die ich ſchon früher bemerkt hatte und ſprang hinüber. Nicht weit von dieſer Stelle, ſeitwärts vom Wege, befand ſich eine kleine Acazienlaube; ich hatte ſie bereits erreicht und wollte eben vorübergehen . . . da vernahm ich plötzlich Aſſja's Stimme und die mit Heftigkeit und unter Thränen geſprochenen Worte:

— Nein, Niemanden will ich lieben, ausgenommen Dich, nein, nein, Dich nur will ich lieben — und für immer.

— So höre doch Aſſja, beruhige Dich, ſagte Gagin: — Du weißt ja, ich glaube Dir. Beider Stimmen hörte ich in der Laube. Ich ſah Beide durch das dünne Gezweige. Mich gewahrten ſie nicht.

— Dich, Dich allein wiederholte ſie, warf ſich ihm um den Hals und küßte ihn unter krampfhaftem Schluchzen ſich an ſeine Bruſt ſchmiegend. — Nun denn, genug, wiederholte er, indem er ihr Haar leicht mit der Hand ſtreichelte.

Einige Augenblicke blieb ich unbeweglich . . . plötzlich raffte ich mich zuſammen. — Hervortreten, zu ihnen? — Für Nichts in der Welt! durchzuckte mir's das Gehirn. Eiligen Schrittes kehrte ich zu der Mauer zurück, ſchnellte mich hinüber auf den Weg und erreichte faſt laufend meine Wohnung. Ich lächelte, rieb mir die Hände und bewunderte den Zufall, der ſo unerwartet meinen Verdacht

bestätigt hatte (ich hatte keinen Augenblick an dessen Richtigkeit gezweifelt); dabei war mir's aber doch recht weh' um's Herz. Verstehen es Die, sich zu verstellen! dachte ich bei mir. Und wozu das? Warum wollen sie mich zum Besten haben? Das hatte ich nicht von ihnen erwartet... Und welch ein rührendes Bekenntniß das war!

VII.

Ich schlief schlecht und stand am folgenden Morgen früh auf, schnürte meinen Ranzen und nachdem ich meiner Wirthin erklärt hatte, sie brauche mich nicht zu Nacht zu erwarten, lenkte ich meine Schritte in die Berge, den Fluß hinauf, an welchem das Städtchen S. liegt. Diese Berge, ein Ausläufer des Hundsrücks, sind in geologischer Hinsicht sehr anziehend, besonders sind sie merkwürdig wegen der Regelmäßigkeit und Reinheit der Basaltschichten; mir war es aber nicht um geologische Forschungen zu thun. Ich konnte mir nicht Rechenschaft geben darüber, was in mir vorging; Eins fühlte ich bestimmt, ich verspürte kein Verlangen, die Gagin's zu sehen. Ich redete mir ein, der einzige Grund meiner unerwarteten Abneigung gegen sie liege in der Entrüstung über ihre Falschheit. Was zwang sie, sich für Geschwister auszugeben? Dabei bemühete ich mich, nicht mehr an sie zu denken, schlenderte mit Weile in den Bergen und Thälern umher, ließ mir in den Dorfwirthshäusern, in friedlichem Gespräch mit

Wirthen und Gästen die Zeit vergehen, oder ich legte mich auf einen flachen, von der Sonne gewärmten Stein und sah wie die Wolken zogen, zudem war ja das Wetter so wunderschön. In dieser Weise vergingen mir drei Tage und nicht ohne Vergnügen, — obgleich mir von Zeit zu Zeit das Herz etwas beklemmt wurde. Die ruhige Natur jener Gegend entsprach so recht meiner Stimmung. Ich gab mich gänzlich dem Spiele des Zufalls und der auf mich eindringenden Eindrücke Preis; ohne Hast sich ablösend, glitten sie an der Seele vorüber und ließen zuletzt ein allgemeines Gefühl in ihr zurück, in welchem sich Alles vermengte, was ich in jenen drei Tagen gesehen, gehört und empfunden hatte: — Alles: leichter Harzgeruch der Wälder; Geschrei und Geklopfe der Spechte; nie verstummendes Gemurmel heller Bäche mit gesprenkelten Forellen auf sandigem Grunde; nicht allzu kühne Bergumrisse; graues Gestein; freundliche Dörfer mit ehrwürdigen alten Kirchen und Bäumen; Störche auf Weideplätzen: behagliche Mühlen mit lustig kreisendem Räderwerk; treuherzige Gesichter des Landvolks in blauen Kitteln und grauen Strümpfen; knarrende, träge Fuhren mit wohlgenährten Gäulen, bisweilen auch mit Kühen davor; jugendliche Fußwanderer mit langem Haare auf reinlich unterhaltenen, mit Aepfel- und Birnbäumen besetzten Pfaden. Selbst jetzt noch denke ich mit Vergnügen an die damaligen Eindrücke zurück. Sei mir gegrüßt, be-

scheidener Winkel germanischen Bodens mit deiner anspruchslosen Genügsamkeit, den überall sichtbaren Anzeichen fleißiger Hände, ausdauernder, wenn auch nicht rascher Arbeit . . . Gruß Dir und Friede!

Am Ende des dritten Tages kehrte ich nach Hause zurück. Ich vergaß zu sagen, daß ich aus Aerger gegen die Gagin's das Bild meiner hartherzigen Wittwe wiederherzustellen versucht hatte; — meine Bemühungen waren vergeblich. Als ich an sie zu denken begann, besinne ich mich, erblickte ich vor mir ein kleines Bauernmädchen, fünf Jahre ungefähr alt, aus dessen rundem Gesichtchen neugierige Aeuglein mich unschuldig groß anstaunten. Es schaute mich so kindlich treuherzig an . . . Es überkam mich eine Scham bei seinem Blicke, ich wollte nicht ihm gegenüber eine Lüge auf mich kommen lassen und sogleich und für immer gab ich meinem früheren Gegenstande den Abschied.

Zu Hause fand ich einen Zettel von Gagin vor. Es befremdete ihn mein unerwarteter Entschluß, er machte mir Vorwürfe, daß ich ihn nicht mit mir genommen hätte und ersuchte mich, zu ihm zu kommen, sobald ich zurückgekehrt wäre. Mißmuthig durchflog ich den Zettel, ging aber am folgenden Tag nach L.

VIII.

Gagin empfing mich freundlich, überschüttete mich mit liebevollen Vorwürfen; Assja jedoch hatte mich kaum er-

blickt, ſo brach ſie wie abſichtlich und ganz ohne Grund in lautes Lachen aus und lief, nach ihrer Weiſe, ſogleich davon. Gagin kam außer Faſſung, ſchalt ſie brummend eine Wahnſinnige und bat mich ſie zu entſchuldigen. Ich muß geſtehen, ich war ſehr unwillig über Aſſja; ohnehin fühlte ich mich nicht behaglich, und da mußte noch jenes unnatürliche Lachen und abſonderliche Gebahren dazu kommen. Ich that indeſſen, als hätte ich nichts bemerkt und theilte Gagin die Erlebniſſe meiner kleinen Reiſe mit. Er erzählte mir, was er während meiner Abweſenheit gemacht hatte. Es wollte aber mit der Unterhaltung nicht recht gehen; Aſſja lief ein und aus; endlich erklärte ich, ich hätte eine eilige Arbeit und es wäre Zeit, daß ich nach Hauſe ginge. Gagin wollte mich anfangs zurückhalten, dann aber, mich ſcharf anſehend, erbot er ſich, mich zu begleiten. Im Vorzimmer trat Aſſja unerwartet an mich heran und reichte mir die Hand; ich drückte kaum merklich ihre Finger und grüßte ſie leicht hin. Wir fuhren zuſammen über den Rhein, kamen an meiner Lieblingsecke mit dem Madonnenbildchen vorbei und ſetzten uns auf eine Bank, um uns an der Ausſicht zu ergötzen. Dort fand zwiſchen uns ein bemerkenswerthes Geſpräch ſtatt.

Anfangs ließen wir nur wenige Worte fallen, verſanken dann in Schweigen und hefteten unſere Blicke auf den hellen Strom.

— Sagen Sie, begann plötzlich Gagin mit ſeinem gewohntem Lächeln: — welcher Meinung ſind Sie in Betreff Aſſja's? Nicht wahr, ſie muß Ihnen ein wenig ſonderbar vorkommen?

— Ja, erwiederte ich, nicht ohne einiges Befremden. — Ich hatte nicht erwartet, daß er von ihr reden werde.

— Man muß ſie gut kennen lernen, um über ſie ein Urtheil zu fällen, fuhr er fort: — ſie hat ein ſehr gutes Herz, aber einen wilden Kopf. Mit ihr iſt es ſchwer auszukommen. Uebrigens, ihre Schuld iſt es nicht und wenn Sie ihre Geſchichte wüßten . . .

— Ihre Geſchichte? unterbrach ich ihn . . . Iſt ſie denn nicht Ihre . . . Gagin blickte mich an.

— Sollten Sie vielleicht glauben, ſie wäre nicht meine Schweſter? nein, fuhr er fort, ohne auf meine Verwirrung zu achten: — ſie iſt es doch, eine Tochter meines Vaters. Hören Sie mich an. Ich fühle Zutrauen zu Ihnen und will Ihnen Alles erzählen.

„Mein Vater war ein ſehr braver, kluger, gebildeter und unglücklicher Mann. Das Geſchick hatte ihm nicht ärger als vielen Anderen mitgeſpielt: doch ſchon den erſten Stoß, den es ihm gab, ertrug er nicht. Er hatte frühzeitig nach ſeiner Neigung geheirathet; ſeine Frau, meine Mutter, ſtarb bald; ich blieb als Kind von ſechs Monaten nach. Mein Vater brachte mich auf's Land und volle zwölf Jahre ließ er ſich nirgends ſehen. Er beſchäftigte

sich selbst mit meiner Erziehung und würde sich niemals von mir getrennt haben, wenn nicht sein Bruder, mein leiblicher Oheim, uns auf unserem Landsitze besucht hätte. Dieser Oheim lebte beständig in Petersburg, wo er einen ziemlich wichtigen Posten einnahm. Er überredete meinen Vater, der um keinen Preis sein Landgut verlassen mochte, mich seinen Händen anzuvertrauen. Er stellte ihm vor, es sei für einen Knaben meines Alters nachtheilig, in völliger Abgeschiedenheit aufzuwachsen und mit einem ewig niedergeschlagenen und schweigsamen Führer, wie es mein Vater sei, müßte ich unvermeidlich hinter meinen Altersgenossen zurückbleiben, ja, mein Charakter selbst könne gar leicht dadurch gefährdet werden. Lange widersetzte sich mein Vater den Vorstellungen seines Bruders, gab aber endlich doch nach. Ich weinte beim Abschiede vom Vater; ich liebte ihn, obgleich ich nie auf seinem Gesicht ein Lächeln gesehen hatte; in Petersburg angekommen, hatte ich bald unser finsteres und unheimliches Nest vergessen. Ich kam in die Junkerschule und ward dann in ein Garderegiment gesteckt. Alljährlich besuchte ich auf einige Wochen unser Landgut und fand, daß mein Vater mit jedem Jahre trauriger, in sich versunkener und schwermüthig bis zur Aengstlichkeit wurde. Er besuchte die Kirche täglich und hatte beinahe das Reden verlernt. Bei einem meiner Besuche (ich stand schon in den Zwanzigen) sah ich zum ersten Male in unserem Hause ein kleines, abgemagertes,

schwarzäugiges Mädchen, das etwa zehn Jahre alt sein mochte, das war — Assja. Der Vater sagte, sie sei eine Waise, die er zur — Verpflegung angenommen habe — das waren genau seine Worte. Ich gab nicht weiter Acht auf sie; sie war wild, behend und schweigsam wie ein kleines Thier, und wenn ich das Lieblingszimmer meines Vaters betrat, ein großes, finsteres Gemach, in welchem meine Mutter starb und in dem sogar bei Tag Licht angezündet werden mußte, verkroch sie sich immer hinter des Vaters altmodischen Lehnstuhl oder hinter den Bücherschrank. Es traf sich, daß ich während der drei bis vier folgenden Jahre meiner Dienstpflichten halber verhindert wurde, unser Landgut zu besuchen. Jeden Monat bekam ich vom Vater einen kurzen Brief; nur selten, und auch dann nur obenhin, wurde Assja's Erwähnung gethan. Mein Vater war bereits über die Funfzig, sah aber noch wie ein junger Mann aus. Stellen Sie sich mein Entsetzen vor: plötzlich bekomme ich ganz unerwartet einen Brief vom Verwalter, worin er mir eine tödtliche Krankheit meines Vaters meldet und mich dringend bittet, so schnell als möglich zu kommen, wenn ich noch Abschied von ihm nehmen wolle. Ich flog über Hals und Kopf und traf meinen Vater noch am Leben, aber im Verscheiden. Meine Gegenwart erfreute ihn außerordentlich, er zog mich in seine abgezehrten Arme, heftete auf mich einen langen, halb prüfenden, halb flehenden Blick und nachdem er mir das Versprechen: seine

letzte Bitte zu erfüllen, abgenommen hatte, befahl er ſeinem alten Kammerdiener, Aſſja zu holen. Der Alte führte ſie zu ihm, ſie hielt ſich kaum auf den Beinen und zitterte am ganzen Leibe.

— Da, nimm, ſprach mein Vater mit Anſtrengung zu mir: — ich hinterlaſſe Dir meine Tochter — Deine Schweſter. Du wirſt Alles von Jacob erfahren, ſetzte er hinzu, indem er auf den Kammerdiener wies.

Aſſja ſchluchzte laut und fiel mit dem Geſicht auf's Bett . . . Eine halbe Stunde darauf war mein Vater verſchieden.

Ich erfuhr Folgendes: Aſſja war die Tochter meines Vaters und eines ehemaligen Stubenmädchens meiner Mutter, Tatjana. Lebhaft ſchwebt ſie mir vor, dieſe Tatjana, in ihrer hohen, ſchlanken Geſtalt, mit dem regelmäßigen, ernſten Geſicht, den ſtrengen, dunkeln Augen. Sie hatte den Ruf eines ſtolzen, unnahbaren Mädchens. Soviel ich aus der ehrerbietigen, rückhaltigen Rede Jacob's entnehmen konnte, war mein Vater einige Jahre nach dem Tode meiner Mutter in ein näheres Verhältniß zu ihr getreten. Zu jener Zeit befand ſich Tatjana nicht mehr im herrſchaftlichen Hauſe, ſondern bei ihrer verheiratheten Schweſter, der Viehwärterin, in einem beſonderen Bauernhauſe. Mein Vater hatte ſie ſehr lieb gewonnen und wollte ſie ſogar, nach meiner Abreiſe vom Landgute, heirathen, ſie ſelbſt aber lehnte es trotz ſeiner Bitten ab.

— „Die verstorbene Tatjana Wlaßjewna, so berichtete mir, mit hinter den Rücken gehaltenen Händen an der Thür stehend, Jacob: — war in allen Stücken sehr bedachtsam und wollte Ihren Vater nicht kränken. „Eine rechte Frau, die ich für Sie wäre! Eine wahre Edelfrau!" hat sie gesagt, in meiner Gegenwart hat sie es gesagt. Tatjana wollte nicht einmal zu uns in's Haus, sondern blieb, nach wie vor, bei ihrer Schwester wohnen, mit Assja zusammen. Ich hatte als Kind Tatjana oft an Feiertagen in der Kirche gesehen. Sie stand mitten unter dem Volk, gewöhnlich am Fenster, trug ein dunkeles Tuch um den Kopf gebunden und einen gelben Shawl auf den Schultern, — der strenge Umriß ihres Gesichtes stach von der durchsichtigen Scheibe scharf ab, — sie betete inbrünstig und demüthig und machte tiefe Verbeugungen, nach alter Sitte. Als der Oheim mich fortnahm, war Assja erst zwei Jahre, und als sie ihre Mutter verlor, neun Jahre alt.

„Gleich nach Tatjana's Tode nahm mein Vater Assja zu sich in's Haus. Schon früher hatte er den Wunsch geäußert, sie bei sich zu haben, Tatjana es ihm aber abgeschlagen. Sie können sich vorstellen, was in Assja vorgehen mußte, als sie zum Gutsherrn in's Haus genommen ward. Bis auf den heutigen Tag kann sie die Stunde nicht vergessen, als man ihr zum ersten Male ein seidenes Kleid anlegte und ihr das Händchen küßte. Bei Lebzeiten

der Mutter wurde sie von dieser sehr streng gehalten; beim Vater ließ man ihr volle Freiheit. Er wurde ihr Erzieher; außer ihm sah sie Niemand. Er verhätschelte sie nicht, ich will sagen, er trug sich nicht mit ihr herum wie eine Kinderfrau, liebte sie aber leidenschaftlich und versagte ihr Nichts: er war sich ihr gegenüber schuldbewußt. Assja merkte bald, daß sie die Hauptperson im Hause, sie wußte, daß der Gutsherr ihr Vater war, jedoch ebensobald begriff sie auch ihre zweideutige Stellung; Eigenwillen und Mißtrauen entwickelten sich bei ihr in hohem Grade; schlechte Gewohnheiten wurzelten sich ein, die Einfalt verschwand. Sie wollte (das hat sie mir selbst einmal bekannt) die ganze Welt zwingen, ihre Abkunft zu vergessen, sie schämte sich ihrer Mutter; schämte sich, daß sie sich ihrer geschämt hatte, und war wieder stolz auf sie. Sie sehen, sie wußte und weiß Vieles, was man in ihrem Alter nicht wissen sollte . . . Liegt aber die Schuld an ihr? Die Kraft der Jugend kochte in ihr, das Blut wallte, und in der Nähe keine Hand, die sie geleitet hätte . . . Vollkommenste Unabhängigkeit in Allem! Läßt sich aber eine solche leicht ertragen? Sie wollte anderen Fräulein nicht nachstehen. Sie warf sich auf Bücher. Was konnte da Gutes herauskommen? Das regellos begonnene Leben fuhr fort, sich regellos zu entfalten, doch blieb das Herz unverderbt und der Verstand gesund.

„Und so sah ich mich zwanzigjährigen Burschen mit

der Sorge eines dreizehnjährigen Mädchen behaftet! In den ersten Tagen nach dem Tode des Vaters verursachte meine Stimme ihr ein Gefühl wie Fieberschauer, meine Liebkosungen machten sie schwermüthig, und erst nach und nach, nur allmälig, gewöhnte sie sich an mich. Und später, nachdem sie die Gewißheit gewonnen hatte, daß ich sie wirklich als meine Schwester betrachte und sie wie eine Schwester liebe, hing sie mir leidenschaftlich an: bei ihr ist kein Gefühl halb.

„Ich brachte sie nach Petersburg. Wie schwer mir's auch wurde, mich von ihr zu trennen, — zusammenleben mit ihr konnte ich in keinem Falle; ich that sie in eine der besten Erziehungsanstalten: Assja sah die Nothwendigkeit unserer Trennung ein; doch kostete es sie eine Krankheit, an welcher sie beinahe gestorben wäre. Nach und nach ward es verschmerzt und sie verlebte vier Jahre in der Anstalt, blieb aber auch da, wider mein Erwarten, fast dieselbe, die sie bis dahin gewesen war. Die Vorsteherin der Anstalt klagte mir oft: „Sie bestrafen" sagte sie gewöhnlich, — „kann man nicht: — „und mit Freundlichkeit kommt man bei ihr nicht aus." Assja faßte Alles ungewöhnlich leicht auf, lernte vorzüglich, besser als Alle; war aber durchaus nicht unter die allgemeine Sitte zu bringen; ste widerstrebte, schmollte . . . Ich konnte es ihr nicht sehr verargen: in ihrer Stellung bleibt ihr nur, entweder sich Jedermann dienstfertig zu zeigen oder sich vor

Jedermann zu ſcheuen. Von allen ihren Gefährtinnen ſtand ihr nur Eine näher, ein unanſehnliches, zurückgeſetztes und armes Mädchen. Die übrigen jungen Mädchen, mit welchen ſie erzogen wurde, großentheils aus guten Familien, liebten ſie nicht, reizten ſie auf und ſtichelten auf ſie, wo ſie nur konnten; Aſſja gab ihnen nicht um ein Haar nach. Einmal, während der Religionsſtunde, kam der Lehrer auf den Begriff des Laſters zu ſprechen. „Schmeichelei und Feigheit, äußerte Aſſja laut, ſind die ärgſten Laſter.“ Mit einem Worte, ſie fuhr fort, ihren eigenen Weg zu wandeln, ihre Umgangsformen allein beſſerten ſich, doch auch in dieſer Hinſicht hat ſie, wie mich dünkt, keine erheblichen Fortſchritte gemacht.

Sie hatte ihr ſiebzehntes Jahr erreicht; noch länger in der Anſtalt zu bleiben, ging nicht an. Ich befand mich in großer Verlegenheit. Da kam mir auf einmal der glückliche Einfall: meine Entlaſſung aus dem Dienſte zu nehmen und auf ein oder zwei Jahre mit Aſſja in's Ausland zu reiſen. Gedacht — gethan, und da ſind wir nun Beide an den Ufern des Rheins, ich, bemüht, die Malerei zu erlernen, ſie . . . nach gewohnter Art allen möglichen Muthwillen zu treiben. Nun aber, muß ich hoffen, Sie werden kein zu ſtrenges Urtheil über ſie fällen, denn, wie ſie ſich da auch verſtellen mag, als gelte ihr Alles gleich, — liegt ihr doch viel an der Meinung Anderer und vorzüglich an der Ihrigen.

Und Gagin lächelte wieder mit ſeinem ſanften Lächeln. Ich drückte ihm kräftig die Hand.

— So ſtehen nun die Dinge, fuhr Gagin fort: —. ich habe aber doch mit ihr meine Noth. Ein wahrer Feuerbrand, das Mädchen. Bis jetzt hat ihr noch Niemand gefallen, wehe aber, wenn ſie ſich einmal verliebt! Zuweilen weiß ich gar nicht, was ich mit ihr anfangen ſoll. Fiel es ihr doch neulich ein, mir vorzuwerfen, ich wäre gegen ſie kälter geworden, ſie aber liebe mich nur allein und werde ihr Leben lang nur mich allein lieben . . Und wie ſie dabei geſchluchzt hat! . . .

— Alſo das war es . . . ſagte ich bei mir und biß mir die Lippen. — Aber ſagen Sie doch, fragte ich Gagin: — da nun einmal unſere Herzen geöffnet — ſollte ihr denn in der That bis jetzt noch Niemand gefallen haben? In Petersburg hat ſie doch gewiß junge Männer geſehen?

— Und die eben gefallen ihr ganz und gar nicht. Nein, Aſſja will einen Helden, einen außergewöhnlichen Menſchen oder einen maleriſchen Schäfer in einer Bergſchlucht. Doch genug des Geplauders, ich halte Sie auf, ſetzte er hinzu, indem er ſich erhob.

— Hören Sie, ſagte ich: — gehen wir zu Ihnen, ich möchte noch nicht nach Hauſe.

— Und Ihre Arbeit?

Ich antwortete Nichts; gutmüthig lächelte Gagin und wir kehrten nach L. zurück. Als ich das bekannte Wein-

gärtchen und das weiße Häuschen oben auf dem Berge zu Geſicht bekam, wurde mir's gewiſſermaßen warm, ja, das eben war's — es wurde mir warm und weich um's Herz, als hätte mir Jemand unbemerkt Balſam darauf geträufelt. Mir wurde leicht nach Gagin's Erzählung.

IX.

Aſſja begegnete uns auf der Schwelle des Hauſes; ich erwartete, ſie werde wieder lachen, ſie trat aber bleich, ſchweigſam und mit geſenktem Blicke uns entgegen.

— Da iſt er wieder, redete ſie Gagin an: — und merk' dies, ſein eigener Wunſch iſt's geweſen, zurückzukommen.

Aſſja blickte mich fragend an. Ich reichte ihr die Hand und drückte dies Mal kräftig ihre kalten feinen Finger. Sie that mir ſehr leid; jetzt verſtand ich Vieles, was mich früher an ihr irre gemacht hatte: ihre innere Unruhe, ihr anſtößiges Benehmen, ihr Beſtreben ſich anders zu zeigen, als ſie war, — Alles war mir klar geworden. Ich hatte einen Blick in dieſe Seele gethan: es laſtete auf ihr ein beſtändiger Druck, angſtvoll kämpfte und arbeitete dieſer unerfahrene Eigenwille, ihr ganzes Weſen ſtrebte jedoch nach Wahrheit. Ich hatte es begriffen, warum mich dieſes ſonderbare Mädchen anzog; nicht blos die über ihre ganze Geſtalt ausgegoſſene Anmuth, es war ihre Seele, die mir gefiel.

Gagin ſtöberte unter ſeinen Zeichnungen herum; ich ſchlug Aſſja vor, mit mir einen Gang durch den Weinberg zu machen. Mit heiterer, faſt ergebener Bereitwilligkeit ging ſie darauf ein. Wir ſtiegen den Berg zur Hälfte hinab und ließen uns auf einer breiten Platte nieder.

— Und Sie haben ohne uns keine Langeweile empfunden? begann Aſſja.

— Haben Sie denn eine ſolche in meiner Abweſenheit gefühlt? fragte ich.

Aſſja ſah mich von der Seite an.

— Ja, erwiederte ſie. — Iſt es hübſch in den Bergen? fuhr ſie ſogleich fort: — ſind ſie hoch? Höher als die Wolken? Erzählen Sie mir, was Sie geſehen haben. Dem Bruder haben Sie es erzählt, ich habe aber nichts gehört.

— Weßhalb gingen Sie denn fort? warf ich hin.

— Ich that es . . . weil . . . Jetzt werde ich nicht fortgehen, ſetzte ſie mit zutraulicher, ſanfter Stimme hinzu: — Sie waren heute böſe.

— Ich?

— Sie.

— Weßwegen denn? ich bitte Sie . . .

— Weiß es nicht, Sie waren aber böſe und gingen böſe davon. Es war mir ſehr unangenehm, daß Sie ſo fortgingen und ich freue mich, daß Sie wiedergekommen ſind.

— Und mich freut es gleichfalls, entgegnete ich.

Aſſja bewegte leis die Schultern, eine nach der andern, wie Kinder es zu thun pflegen, wenn ihnen behaglich zu Muthe iſt.

— Oh, ich verſtehe mich auf's Errathen! fuhr ſie fort: — in früherer Zeit brauchte der Vater blos zu huſten, ſo erkannte ich daran ſogleich, ob er mit mir zufrieden war oder nicht.

Bis zu dieſer Stunde hatte Aſſja mit mir noch nie von ihrem Vater geſprochen. Das fiel mir auf.

— Sie hatten Ihren Vater lieb? fragte ich und fühlte zu meinem großen Verdruß, daß ich roth wurde.

Sie erwiederte Nichts, erröthete aber auch. Wir verſtummten Beide. In der Ferne zog rauchend ein Dampfſchiff auf dem Rhein dahin. Unſere Blicke folgten ihm nach.

— Warum erzählen Sie Nichts? ſagte halblaut Aſſja.

— Weßhalb lachten Sie heute auf, als Sie mich gewahr wurden? fragte ich.

— Ich weiß es ſelbſt nicht. Zuweilen möchte ich weinen und ich muß lachen. Sie dürfen mich nicht beurtheilen . . . nach dem, was ich treibe. Ach, um es nicht zu vergeſſen, was für ein Mährchen iſt das, von der Lorelei? Das iſt ja wohl ihr Fels, den man dort ſieht? Es heißt ſie hätte früher Jeden unter's Waſſer gezogen, als ſie aber mit der Liebe bekannt wurde, ſich ſelbſt hinein geſtürzt. Mir gefällt dieſe Sage. Frau Luiſe erzählt mir

allerlei Mährchen. Frau Luise hat einen schwarzem Kater mit gelben Augen . . .

Assja hob den Kopf in die Höhe und warf mit den Locken herum.

— Ach, wie wohl fühle ich mich, sagte sie.

In diesem Moment schlugen abgebrochene, einförmige Töne an unser Ohr. Hunderte von Stimmen auf einmal wiederholten in gemessenen Pausen einen Kirchengesang: eine Schaar Pilger zog unten auf dem Wege mit Kreuzen und Fahnen vorüber.

— Möchte mit ihnen, rief Assja, indem sie dem allmählig verhallenden Stimmenschall lauschte.

— Sind Sie so andächtig?

— Ich möchte irgend wohin, weit fort, um zu beten, um Etwas Schwieriges zu vollbringen, setzte sie hinzu. Die Tage eilen vorüber, das Leben wird ablaufen und was haben wir geleistet?

— Sie sind ehrsüchtig, bemerkte ich: — Sie möchten nicht umsonst gelebt haben, Sie möchten Spuren Ihres Daseins hinterlassen.

— Wäre das denn unmöglich?

„Unmöglich" hätte ich fast nachgesprochen . . . Ich that einen Blick in ihre hellen Augen und sagte blos:

— Versuchen Sie es!

— Sagen Sie, begann Assja nach einigem Schweigen, während flüchtige Schatten auf ihrem schon wieder bleich

gewordenen Geſichte vorüberzogen, jene Dame hatte Ihnen ſehr gefallen . . . Erinnern ſie ſich, der Bruder trank noch, in der Ruine, auf Ihre Geſundheit; es war am Tage, nachdem wir bekannt wurden?

Ich lachte auf.

— Es war ein Scherz von Ihrem Bruder; keine Dame hatte mir gefallen, jetzt wenigſtens gefällt mir keine.

— Was aber gefällt Ihnen an den Frauen? fragte Aſſja, indem ſie in unſchuldiger Neugier den Kopf zurückwarf.

— Die ſonderbare Frage! rief ich aus.

Aſſja wurde etwas verwirrt.

— Ich hätte nicht dieſe Frage an Sie richten ſollen, nicht wahr? Vergeben Sie mir, ich bin es gewohnt von Allem zu ſchwatzen, was mir durch den Kopf geht. Eben deßhalb fürchte ich zu reden.

— Reden Sie nur, um Gottes willen, fürchten Sie ſich nicht, nahm ich das Wort: — ich bin ſo froh, daß Sie endlich aufhören ſcheu zu ſein. Aſſja ſenkte den Blick und lachte mit einem ſtillen und leichten Lachen; dieſes Lachen kannte ich nicht an ihr.

— Nun, ſo erzählen Sie denn, fuhr ſie fort, indem ſie ihr Kleid glättete und über die Füße zog, wie zu längerem Sitzenbleiben ſich einrichtend: — erzählen Sie, oder leſen Sie mir Etwas vor, wie damals, als Sie uns aus dem „Onegin“ vorlaſen.

Sie wurde auf einmal nachdenklich:

„Wo jetzt im Schatten grüner Zweige,
„Das Kreuz auf meiner Mutter Grab“ . . .

sagte sie leise vor sich hin.

— Bei Puschkin lauten diese Verse etwas anders, bemerkte ich.*)

— Ich möchte doch die Tatjana Puschkin's sein, fuhr sie, immer noch in Gedanken verloren, fort. — Erzählen Sie, rief sie plötzlich mit Lebhaftigkeit.

Mir war es aber nicht darum zu thun. Ich betrachtete sie, wie sie von hellem Sonnenschein umflossen, ganz beruhigt und sanft dasaß. Alles um uns herum strahlte von Luft, unter und über uns — Himmel, Erde und Gewässer. Die Luft selbst, so schien es, war von Glanz getränkt.

— Sehen Sie doch, wie schön! sagte ich, unwillkürlich die Stimme senkend.

— Ja; schön! erwiederte sie ebenso leise, ohne mich anzusehen. — Wären wir Beide Vögel — wie wollten wir uns da hoch hinaufschwingen, unsern Flug nehmen . . . ganz hineintauchen in jenes Blau . . . Wir sind aber keine Vögel.

— Es können uns aber doch Flügel wachsen, erwiederte ich.

*) Bei Puschkin heißt es nemlich: „auf meiner Amme Grab“ . . .

— Wie denn das?

— Mit der Zeit — werden Sie es erleben. Es gibt Gefühle, die uns der Erde entrücken. Seien Sie unbesorgt, Sie werden Flügel bekommen.

— Haben Sie denn deren gehabt?

— Wie ſoll ich das ſagen . . . Bis jetzt, glaube ich, flog ich noch nicht.

Aſſja verfiel wieder in Nachdenken. Ich beugte mich etwas zu ihr.

— Können Sie walzen? fragte ſie unvermuthet.

— Ich kann es, erwiederte ich etwas befremdet.

— Dann kommen Sie, kommen Sie . . . Ich werde den Bruder bitten uns einen Walzer vorzuſpielen . . . Wir wollen uns einbilden, wir flögen, es wären uns Flügel gewachſen.

Sie lief in das Haus. Ich eilte ihr nach und einige Minuten darauf drehten wir uns in die Runde im engen Gemache zu den lieblichen Tönen Lanners. Aſſja walzte ſehr gut, mit Geſchick und Leichtigkeit. Etwas Weiches, Weibliches kam plötzlich in ihren kindlich-ernſten Zügen zum Vorſchein. Noch lange hernach empfand meine Hand die Berührung ihres zarten Körpers, lange noch glaubte ich ihren nahen, beſchleunigten Athem zu fühlen und die dunkeln, unbeweglichen, halb geſchloſſenen Augen des bleichen, doch belebten und von Locken umwallten Geſichtes vor mir zu haben.

X.

Dieser ganze Tag verging, wie man es nicht besser wünschen konnte. Wir waren heiter wie Kinder. Assja sehr liebenswürdig und natürlich. Für Gagin war es eine Freude sie anzusehen. Ich entfernte mich spät. In die Mitte des Rheins gelangt, bat ich den Fährmann, das Boot dem Laufe der Strömung zu überlassen. Der Alte hielt die Ruder empor — und der majestätische Strom trug uns dahin. Während ich um mich schaute, lauschte, Vergangenes in mir wach rief, empfand ich auf einmal eine geheime Unruhe im Herzen . . . ich wandte die Augen zum Himmel — aber am Himmel war auch keine Ruhe; mit seinem glänzenden Sternenheer war er in stäter Bewegung, kreiste, zitterte hin und her; ich beugte mich nieder zum Strom . . . aber auch da, in der finsteren, kalten Tiefe, hüpften und flimmerten Sterne; überall begegnete mir unruhiger Lebensgeist — und die Unruhe in mir selbst wurde mächtiger. Ich stützte mich auf den Rand des Bootes. Das Säuseln des Windes um meine Ohren, das leise Plätschern des Wassers am Hintertheile des Bootes, regten mich auf, und der frische Hauch der Wellen kühlte mich nicht ab; am Ufer stimmte eine Nachtigall ihr Lied an und dieses Lied wirkte auf mich wie ein süßes Gift. Thränen traten mir in die Augen, aber nicht Thränen eines gegenstandlosen Entzückens.

Was ich empfand, war nicht jenes unbeſtimmte, erſt unlängſt ausgeſtandene Gefühl unermeßlichen Verlangens, wobei die Seele ſo weit, ſo volltönend wird und es ihr ſcheint, ſie umfaſſe Alles, ſie liebe Alles . . . Nein! in mir war die Begierde nach Glück entbrannt. Noch durfte ich daſſelbe nicht bei ſeinem Namen nennen, — Glück aber, Glück bis zur Ueberſättigung — das war es, wonach mich verlangte, wonach ich mich ſehnte . . . Das Boot aber ſchwamm immer weiter und der alte Fährmann ſaß, über die Ruder gebeugt, und ſchlummerte.

XI.

Am folgenden Tage, auf dem Wege zu Gagin's, befragte ich mich nicht, ob ich in Aſſja verliebt wäre, ich dachte jedoch viel an ſie; ihr Schickſal intereſſirte mich, ich freute mich unſeres unverhofften Zuſammenkommens. Ich fühlte, daß ich ſie erſt ſeit dem geſtrigen Tage kennen gelernt hatte; bis dahin hatte ſie ſich von mir abgewendet. Und jetzt, nachdem ſie ſich mir endlich zu erkennen gegeben hatte, in welchem reizenden Lichte erſchien mir da ihr Bild, wie neu war es für mich, welch geheimer Zauber leuchtete mir aus ihm entgegen . . .

Rüſtig ſchritt ich fort auf dem bekannten Pfade, fortwährend das in der Ferne weißſchimmernde Häuschen erſpähend; ich dachte nicht an die Zukunft, — dachte nicht

einmal an den morgenden Tag; mir war überaus wohl zu Muthe.

Aſſja wurde roth, als ich in das Zimmer trat; ich bemerkte, daß ſie ſich wieder herausgeputzt hatte, der Ausdruck ihres Geſichtes paßte jedoch nicht zu dem Schmuck: er war traurig. Und ich kam ſo heiter geſtimmt! Ich glaube ſogar, ſie hatte nach ihrer Gewohnheit davonlaufen wollen, ſich aber Gewalt angethan und geblieben. Gagin fand ich in jener eigenthümlichen Stimmung künſtleriſchen Feuereifers, welcher Dilettanten unverſehens zu überfallen pflegt, ſo oft ſie ſich einbilden, es ſei ihnen gelungen, die „Natur beim Schopfe zu faſſen", wie ſie es benennen. Er ſtand, mit zerwühltem Haar und mit Farben beſpritzt, vor einer friſchen Leinwand und ſtrich faſt ungeſtüm auf derſelben mit dem Pinſel herum. Wie wüthend nickte er mir mit dem Kopfe zu, trat zurück, ſchloß die Augen halb und ſtürzte dann wieder auf ſein Bild vor. Ich wollte ihn nicht ſtören und ſetzte mich zu Aſſja. Langſam wandten ſich ihre dunkeln Augen auf mich.

— Sie ſind heute nicht ſo, wie Sie geſtern waren, warf ich hin, nachdem ich vergebliche Verſuche gemacht hatte, ein Lächeln auf ihre Lippen hervorzurufen.

— Ja, nicht ſo, erwiederte ſie mit langſamer und gedämpfter Stimme. — Das iſt aber Nichts. Ich habe nicht gut geſchlafen und die ganze Nacht gedacht.

— An was?

— Ach, an Vieles habe ich gedacht. Von Kindheit an war das ſo meine Gewohnheit: ſchon zu jener Zeit, als ich noch mit meiner Mutter lebte.

Sie brachte dieſes Wort mit einiger Anſtrengung hervor und wiederholte dann noch nochmals:

— Als ich mit meiner Mutter lebte ... Ich dachte, warum kann Niemand vorauswiſſen, was ſich mit ihm zutragen wird: man ſieht ſogar zuweilen das Unglück kommen — und doch kann man ihm nicht entgehen; und warum darf man nicht immer die Wahrheit frei herausſagen? ... Dann dachte ich daran, daß ich nichts weiß, noch lernen muß. Man ſollte mich auf's Neue erziehen, ich bin ſehr ſchlecht erzogen worden. Ich verſtehe nicht, Klavier zu ſpielen, kann nicht zeichnen, nähe ſogar erbärmlich. Ich habe keine Fähigkeiten, man muß ſich mit mir ſehr langweilen.

— Sie ſind ungerecht gegen ſich, erwiederte ich. — Sie haben viel geleſen, ſind gebildet und mit ihrem Verſtande ...

— Ich habe Verſtand? fragte ſie naiv-wißbegierig, daß ich unwillkürlich auflachen mußte. Sie lächelte nicht einmal. — Bruder, habe ich Verſtand? fragte ſie Gagin.

Er gab ihr keine Antwort und fuhr in ſeiner Arbeit fort, beſtändig die Pinſel tauſchend und mit hochgehaltenem Arme.

— Ich bin mir zuweilen ſelbſt nicht bewußt, was mir im Kopfe ſteckt, fuhr Aſſja mit demſelben gedankenvollen Ausdruck fort. — Zu gewiſſen Zeiten fürchte ich mich vor mir ſelbſt, wahrhaftig. Ach, ich möchte ſo gern ... Iſt es denn wahr, daß Frauen nicht viel leſen ſollen?

— Viel iſt nicht nöthig, indeſſen ...

— Sagen Sie mir, was muß ich leſen? Sagen Sie, was muß ich thun? Ich werde Alles thun, was Sie mir ſagen werden, ſetzte ſie, mit unſchuldiger Zutraulichkeit ſich zu mir wendend, hinzu.

Ich fand nicht ſogleich, was ich darauf ſagen ſollte.

— Die Zeit wird Ihnen doch nicht lang werden mit mir?

— Wie können Sie denken! erwiederte ich.

— Nun, ſo danke ich Ihnen! verſetzte Aſſja: — ich hatte aber gedacht, Sie würden ſich langweilen.

Und ihre kleine, heiße Hand drückte kräftig die meinige.

— N.! rief in dieſem Augenblicke Gagin: — iſt dieſer Hintergrund nicht zu dunkel?

Ich trat zu ihm. Aſſja ſtand auf und entfernte ſich.

XII.

Eine Stunde darauf kehrte ſie wieder, blieb in der Thür ſtehen und winkte mich mit der Hand zu ſich.

— Hören Sie, ſagte ſie: — wenn ich ſtürbe, thäte es Ihnen leid?

— Was für Gedanken Sie doch heute haben! rief ich aus.

— Ich bilde mir ein, ich werde bald ſterben, zuweilen dünkt mir's, Alles um mich herum nähme Abſchied von mir. Sterben iſt beſſer, als ſo leben . . Ach, ſehen Sie mich nicht ſo an; wahrhaftig, ich verſtelle mich nicht. Ich bekomme ſonſt wieder Furcht vor Ihnen.

— Haben Sie ſich denn vor mir gefürchtet?

— Wenn ich ein ſo ſonderbares Weſen bin, liegt wirklich die Schuld nicht an mir, erwiederte ſie. — Sie ſehen, ich kann ſchon nicht mehr lachen . . .

Sie blieb traurig und ſchwermüthig bis zum Abend. Etwas, was ich nicht begriff, ging in ihr vor. Ihr Blick war häufig auf mich gerichtet, und jedesmal fühlte ich durch dieſen mir unerklärlichen Blick mein Herz beklemmt. Sie ſchien ruhig — und dennoch, ſo oft ich ſie anſah, war mir's, als müßte ich zu ihr ſagen, ſie ſolle ſich nicht beunruhigen. — Ich ſchwelgte in ihrem Anblick, ich fand einen rührenden Reiz in ihren bleichen Zügen, in ihren unentſchloſſenen, langſamen Bewegungen; ſie hingegen meinte — ich weiß nicht warum — ich ſei nicht bei Laune.

— Hören Sie, ſagte ſie zu mir kurz vor dem Abſchiede: — mich quält der Gedanke, daß Sie mich für leichtſinnig halten . . . Künftig müſſen Sie immer Alles glauben, was ich Ihnen ſagen werde, nur müſſen auch Sie gegen

mich aufrichtig ſein; ich werde Ihnen immer die Wahrheit ſagen, gebe Ihnen mein Ehrenwort . . .

Dieſes „Ehrenwort“ machte mich abermals lachen.

— Ach, lachen Sie nicht, fiel ſie mit Lebhaftigkeit ein: — ſonſt muß ich Ihnen heute ſagen, was Sie mir geſtern geſagt haben: — „Warum lachen Sie?“ — und nach einigem Schweigen fuhr ſie fort: — erinnern Sie ſich, wir ſprachen geſtern von Flügeln? . . . Mir ſind Flügel gewachſen — wohin aber fliegen?

— Was ſagen Sie da, entgegnete ich: — vor Ihnen liegen ja alle Wege offen . . .

Aſſja ſah mir feſt und ſcharf in die Augen.

— Sie haben heute keine gute Meinung von mir, ſagte ſie und zog die Augenbrauen zuſammen.

— Ich hätte keine gute Meinung? von Ihnen!

— Was laßt Ihr denn heute den Kopf ſo hängen? unterbrach mich Gagin: — wollt Ihr, daß ich Euch einen Walzer vorſpiele, wie geſtern?

— Nein, nein, verſetzte Aſſja, indem ſie die Hände zuſammenpreßte: — heute auf keinen Fall!

— Ich zwinge Dich nicht, beruhige Dich . . .

— Auf keinen Fall, wiederholte ſie bleich werdend.

— — — —

„Sollte ſie mich lieben?“ dachte ich, als ich an den Rhein kam, deſſen Wellen eilig dahin rollten.

XIII.

„Sollte ſie mich lieben?“ fragte ich mich, als ich am anderen Tage erwachte. Ich wollte nicht in mein Inneres blicken. Ich fühlte, daß ihr Bild, das Bild des „Mädchens mit dem gezwungenen Lachen“, ſich mir in die Seele hineingedrängt hatte und daß ich es nicht leicht ſo bald wieder los werden könnte. Ich begab mich nach L. und blieb dort den ganzen Tag: Aſſja ſah ich aber nur flüchtig. Sie fühlte ſich unwohl; der Kopf that ihr weh. Auf einen Augenblick kam ſie herunter, mit verbundenem Kopfe, halbgeſchloſſenen Augen, bleich, abgefallen; ſie lächelte ſchwach, ſagte: — Es wird vergehen, es iſt Nichts, Alles wird vergehen, nicht wahr? und ſie ging fort. Mir wurde es ſchwer um's Herz, ich empfand in mir eine troſtloſe Leere, doch mochte ich noch lange nicht fortgehen und kehrte erſt ſpät nach Hauſe zurück, ohne ſie nochmals geſehen zu haben.

Den folgenden Morgen verbrachte ich in einem dem Halbſchlafe ähnlichen Zuſtande; ich wollte arbeiten — konnte es nicht; ich wollte Garnichts machen, an Nichts denken... auch das gelang mir nicht. Ich ſchlenderte in der Stadt umher, kehrte nach Hauſe zurück, ging wieder aus.

— Sind Sie vielleicht Herr N.? ließ ſich plötzlich hinter mir die Stimme eines Kindes vernehmen. Ich blickte mich um; vor mir ſtand ein Knabe. — Das hier

vom Fräulein Annette, ſagte er und überreichte mir einen Zettel.

Ich öffnete ihn und erkannte die unregelmäßigen und flüchtigen Schriftzüge Aſſja's. — „Ich muß Sie durchaus ſehen", ſchrieb ſie mir, „kommen ſie heute um vier Uhr zur ſteinernen Kapelle am Wege nach der Ruine. Ich habe heute eine große Unvorſichtigkeit begangen... Kommen Sie, um Gottes Willen, Sie ſollen Alles erfahren... Sagen Sie dem Ueberbringer: ja."

— Giebt's Antwort? fragte mich der Knabe.

— Sage: ja, antwortete ich. Der Knabe lief davon.

XIV.

Auf meinem Zimmer angelangt, ſetzte ich mich hin und vertiefte mich in Gedanken. Das Herz klopfte mir ſtark. Einige Male durchlas ich Aſſja's Zettel. Ich ſah nach der Uhr: es war noch nicht zwölf.

Die Thür ging auf — Gagin trat herein.

Sein Geſicht war traurig. Er faßte meine Hand und drückte ſie ſtark. Er ſchien ſehr aufgeregt.

— Was fehlt Ihnen? fragte ich.

Gagin nahm einen Stuhl und ſetzte ſich mir gegenüber. — Vor vier Tagen war es, begann er mit erzwungenem Lächeln und ſtockend: — da ſetzte ich Sie durch meine Erzählung in Erſtaunen; heute will ich es noch mehr. Mit einem Anderen würde ich vermuthlich nicht . . . ſo

gerade heraus . . . Sie aber ſind ein Mann von Ehre, ſind mein Freund, nicht wahr? — Hören Sie nun: meine Schweſter Aſſja iſt in Sie verliebt.

Ich fuhr zuſammen und ſprang auf . . .

— Ihre Schweſter, ſagen Sie . . .

— Nun ja doch, ja, unterbrach mich Gagin. — Ich ſage Ihnen, ſie hat den Verſtand verloren und wird mich noch um den meinigen bringen. Glücklicherweiſe iſt ihr die Lüge fremd und ſie hat Zutrauen zu mir. Ach, was für eine Seele in dem Mädchen! . . . ſie wird ſich aber noch zu Grunde richten, ganz gewiß.

— Sie ſind wol im Irrthume, bemerkte ich . . .

— Nein, das bin ich nicht. Geſtern, wie Sie wiſſen, blieb ſie faſt den ganzen Tag liegen, aß Nichts, beklagte ſich jedoch über Nichts . . . Sie klagt niemals. — Ich beunruhigte mich nicht, obgleich ſich gegen Abend etwas Hitze bei ihr einſtellte. Heute, um zwei Uhr Morgens, weckte mich unſere Wirthin: kommen Sie, ſagte ſie, zu Ihrer Schweſter: es geht nicht gut mit ihr. — Ich lief zu Aſſja und fand ſie unausgekleidet, fiebernd, in Thränen; der Kopf brannte ihr, die Zähne ſchlugen auf einander. „Was fehlt Dir?“ fragte ich, „biſt Du krank?“ — Sie warf ſich mir um den Hals und drang in mich, ich ſolle ſie fortſchaffen, ſo bald wie möglich, wenn ich wolle, daß ſie am Leben bleibe . . . Ich begreife nichts, ſuche ſie zu beruhigen . . . Ihr Schluchzen nimmt zu . . .

und plötzlich, während dieſes Schluchzens erfahre ich . . . Nun, mit einem Worte, ich erfuhr, daß ſie Sie liebt. — Ich verſichere Ihnen, wir Beide, als verſtändige Männer, können uns keinen Begriff machen, wie tief ſie fühlt und mit welch' unglaublicher Heftigkeit ſich dieſe Gefühle bei ihr äußern; das überfällt ſie ebenſo unerwartet und unabwendbar wie ein Gewitter. — Sie ſind ein ſehr liebenswerther Menſch, fuhr Gagin fort, — dennoch muß ich geſtehen, daß ich es nicht begreife, warum ſie ſich in Sie verliebt hat. Sie behauptet, ſie habe Sie lieb gewonnen, als ſie zum erſten Male Ihrer anſichtig wurde. Deßhalb nun hat ſie auch neulich geweint, als ſie mir betheuerte, ſie wolle außer mir Niemanden lieben. — Sie glaubt ſich von Ihnen verſchmäht, denkt, Sie wüßten um ihre Herkunft; ſie fragte mich, ob ich Ihnen ihre Lebensgeſchichte erzählt hätte, — ich — natürlich verneinte es; es iſt aber erſtaunlich, wie fein ſie iſt. Sie wünſcht nur Eins: fort, gleich fort. Bis zum Morgen blieb ich bei ihr ſitzen; ſie hat mir das Ehrenwort abgenommen, daß wir morgen ſchon fort ſein werden von hier — und darauf erſt ſchlief ſie ein. Ich ſann und ſann darüber nach und entſchloß mich — mit Ihnen zu ſprechen. Meiner Anſicht nach hat Aſſja Recht: das Beſte iſt — daß wir Beide von hier wegreiſen. Ich würde ſie heute noch fortbringen, wenn mich nicht ein Gedanke, der mir durch den Kopf ging, davon zurückhielte. Vielleicht . . . wer kann

es wiſſen? — gefällt Ihnen meine Schweſter? — Wenn dies der Fall wäre, weßhalb ſollte ich ſie denn wegführen? — Da beſchloß ich denn, jede Scham bei Seite geſetzt... Zudem habe ich ja ſelbſt Einiges bemerkt . . . beſchloß ich nun . . . aus Ihrem Munde zu vernehmen . . . Der arme Gagin wurde ganz verwirrt. — Bitte, verzeihen Sie mir, ſetzte er hinzu; ich bin in dergleichen Geſchichten unerfahren.

Ich ergriff ſeine Hand.

— Sie wollen wiſſen, ſagte ich mit feſter Stimme: — ob mir Ihre Schweſter gefällt? — Ja, ſie gefällt mir... Gagin blickte mich an.

— Aber, brachte er ſtotternd hervor: — ſie heirathen wollen Sie nicht?

— Wie wollen Sie, daß ich auf eine ſolche Frage Antwort gebe? Bedenken Sie ſelbſt, könnte ich wohl jetzt...

— Ich weiß, ich weiß, unterbrach mich Gagin. — Ich habe durchaus kein Recht, eine Antwort von Ihnen zu verlangen und meine Frage war — im höchſtem Grade unpaſſend. — Was ſollte ich aber thun? Mit Feuer darf man nicht ſpielen. Sie kennen Aſſja nicht: es wäre möglich, daß ſie erkrankte, davon liefe, Ihnen eine Zuſammenkunft vorſchläge . . . Eine Andere wüßte Alles zu verbergen und die Gelegenheit abzuwarten — nicht aber ſie. Dies trifft ſich mit ihr zum erſten Male, — das iſt eben das Schlimme dabei! Wenn Sie geſehen hätten, wie ſie

heute schluchzend mir zu Füßen lag, Sie würden meine Befürchtungen begreifen.

Ich wurde nachdenklich. Gagins Worte „Ihnen eine Zusammenkunft vorschlagen" trafen mich in's Herz. Ich hielt es für schändlich, seine freimüthige Offenherzigkeit nicht mit gleicher Offenherzigkeit zu erwiedern.

— Ja, sagte ich zuletzt; — Sie haben Recht. Vor einer Stunde bekam ich von Ihrer Schwester einen Zettel. Hier ist er.

Gagin nahm den Zettel, durchflog ihn hastig und ließ die Hände auf die Kniee fallen. Der Ausdruck des Erstaunens auf seinem Gesichte war sehr ergötzlich, ich war jedoch nicht zum Lachen geneigt.

— Sie sind, ich wiederhole es, ein Ehrenmann, sagte er: — was aber wäre wohl jetzt zu thun? Wie? ihr Wunsch ist es fortzureisen und sie schreibt Ihnen und macht sich Vorwürfe über ihre eigene Unvorsichtigkeit . . . und wann mag sie das wol geschrieben haben? Was will sie denn von Ihnen?

Ich beruhigte ihn und wir begannen zu plaudern, so kaltblütig wie möglich, darüber, was wir zu thun hätten.

Folgendes wurde endlich beschlossen: um jeden verzweifelten Schritt zu verhüten, sollte ich mich am bestimmten Orte einfinden und mich ehrlich mit Assja aussprechen; Gagin verpflichtete sich zu Hause zu bleiben und den Anschein zu vermeiden, als wisse er Etwas von dem Zettel;

Abends beschlossen wir wieder zusammen zu kommen. — Ich setze volles Vertrauen in Sie, sagte Gagin und drückte mir heftig die Hand: — schonen Sie Assja und mich. Morgen aber reisen wir dennoch ab, fügte er hinzu, indem er aufstand: — denn, Assja werden Sie doch nicht heirathen.

— Geben Sie mir Zeit bis zum Abend, erwiederte ich.

— Es sei, aber Sie werden sie doch nicht heirathen.

Er entfernte sich, ich aber warf mich auf das Sopha und schloß die Augen. Der Kopf drehte sich mir wie im Kreise herum: gar zu viel Eindrücke auf einmal waren auf mich eingestürmt. Mich ärgerte Gagins Offenherzigkeit, auch über Assja war ich ärgerlich, ihre Liebe erfreute und verwirrte mich zugleich. Ich konnte nicht begreifen, was sie hatte veranlassen können dem Bruder Alles zu erzählen; die Nothwendigkeit eines raschen, ja augenblicklichen Entschlusses, quälte mich . . . „Ein siebenzehnjähriges Mädchen, von solchem Charakter, heirathen; wie ist das möglich?“ sagte ich, aufstehend.

XV.

Zur verabredeten Stunde fuhr ich über den Rhein und das erste Gesicht, das mir am entgegengesetzten Ufer begegnete, war derselbe Knabe, der am Morgen zu mir gekommen war. Er schien mich erwartet zu haben.

— Von Fräulein Annette, ſagte er, und übergab mir wieder einen Zettel. Aſſja zeigte mir an, ſie beſtimme einen anderen Ort für unſere Zuſammenkunft. Ich ſollte in anderthalb Stunden nicht zur Capelle, ſondern in's Haus zur Frau Luiſe kommen, unten anklopfen und in das dritte Stock hinaufſteigen.

— Wieder ja? fragte mich der Knabe.

— Ja, wiederholte ich, und ſchritt dem Rheinufer zu. Nach Hauſe zurückzukehren, dazu war es nicht mehr Zeit, in den Gaſſen herumſchlendern — wollte ich nicht. Außerhalb der Stadtmauer befand ſich ein kleiner Garten mit einer bedeckten Kegelbahn und Tiſchen für Biergäſte. Ich trat hinein. Einige, ſchon ältliche Gäſte ſchoben Kegel; polternd rollten die Kugeln und von Zeit zu Zeit ließen ſich beifällige Ausrufe hören. Ein hübſches Dienſtmädchen mit rothgeweinten Augen brachte mir eine Kanne Bier; ich ſah ihr ins Geſicht. Sie wandte ſich raſch ab und ging fort.

— „Ja, ja," ließ ſich ein in der Nähe ſitzender, beleibter und rothbäckiger Bürger vernehmen: — „unſer Hannchen iſt heute ſehr betrübt. Ihr Bräutigam iſt unter die Soldaten gegangen." Ich warf einen Blick nach ihr: ſie hatte ſich in einen Winkel gedrückt und die Wange auf die Hand geſtützt; die Thränen rieſelten eine nach der anderen an ihren Fingern hinab. Es forderte Jemand Bier; ſie brachte das Bier und kehrte auf ihren Platz

zurück. Ihr Gram wirkte auf mich zurück; ich verfiel in Nachdenken über meine bevorſtehende Zuſammenkunft: ich dachte an ſie, aber mit Beſorgniß, nicht mit Freude. Nicht leichten Herzens begab ich mich zu dieſer Zuſammenkunft, kein Hingeben freudiger, wechſelſeitiger Liebe ſtand mir bevor; ich hatte ein gegebenes Verſprechen zu halten, eine ſchwierige Pflicht zu erfüllen. „Mit ihr darf man nich ſcherzen" — dieſe Worte Gagins hatten ſich wie Pfeile in meine Seele hineingebohrt. Und hatte ich denn nicht erſt vor vier Tagen, in jenem Boot, das die Wellen dahintrugen, nach Glück geſchmachtet? Es ſchien möglich zu werden — ich aber ſchwankte, ſtieß es fort; ich mußte es von mir fortſtoßen . . . Das Unerwartete in demſelben machte mich verwirrt. Selbſt Aſſja, mit ihrem feurigen Kopfe, ihrer Vergangenheit, ihrer Erziehung, dieſes anziehende aber ſonderbare Weſen — ich geſtehe es, es flößte mir Furcht ein. Lange kämpften in mir dieſe Gefühle. Die angeſetzte Friſt rückte heran. „Ich kann ſie nicht heirathen," entſchied ich zuletzt: — „ſie wird nicht erfahren, daß auch ich ſie lieb hatte."

Ich ſtand auf — und nachdem ich dem armen Hannchen einen Thaler in die Hand gedrückt hatte (wofür ſie mir nicht einmal dankte), begab ich mich zum Hauſe der Frau Luiſe. Dämmerungsſchatten ſchwebten bereits in der Luft und über die dunkele Gaſſe leuchtete am Himmel ein ſchmaler Streif im Widerſcheine der Abendröthe. Ich

pochte leise an die Thür; sie wurde sogleich geöffnet. Ich trat über die Schwelle und befand mich plötzlich im Dunkeln.

— Hieher! ließ sich die Stimme einer alten Frau vernehmen. Sie werden erwartet.

Tappend that ich ein paar Schritte, eine knochichte Hand faßte die meinige.

— Sind Sie es, Frau Luise, fragte ich?

— Ich bin's, antwortete mir dieselbe Stimme: — ich bin's, mein schmucker, junger Herr. Die Alte führte mich dann eine steile Treppe hinauf, und blieb auf dem Absatze des dritten Stockes stehen. Beim matten Lichte, das durch ein kleines Fensterchen hereinfiel, erblickte ich das runzelige Gesicht der Bürgermeisterswittwe. Ein widerlich schlaues Lächeln verzerrte ihre eingefallenen Lippen und zog die glanzlosen, kleinen Augen zusammen. Sie wies mir eine kleine Thür. Ich öffnete mit zitternder Hand und warf die Thür hinter mir zu.

XVI.

Es war ziemlich finster in dem kleinen Gemach, in welches ich trat, und ich wurde Assja's nicht sogleich gewahr. In ein großes Umschlagetuch gehüllt, saß sie auf einem Stuhle beim Fenster und hielt den Kopf weggewandt und fast versteckt, wie ein erschrockenes Vögelchen. Ihr Athem ging rasch und sie zitterte am ganzen Leibe. Sie

that mir unsäglich leid. Ich trat zu ihr heran. Sie wandte den Kopf noch mehr ab . . .

— Anna Nikolajewna, redete ich sie an.

Sie richtete sich plötzlich auf, wollte mich anblicken — vermochte es nicht. Ich ergriff ihre Hand, sie war kalt und blieb wie abgestorben in der meinigen liegen.

— Ich wünschte . . . begann Assja und versuchte zu lächeln, doch ihre bleichen Lippen wollten ihr nicht gehorchen: — ich wollte . . . Nein, ich kann nicht, sagte sie und verstummte. Und wirklich, die Stimme brach ihr bei jedem Worte.

Ich setzte mich neben sie.

— Anna Nikolajewna, wiederholte ich und konnte gleichfalls nichts weiter hervorbringen.

Stillschweigen trat ein. Ich hielt immer noch ihre Hand und blickte sie an. Sie blieb in derselben, sich in sich selbst zurückziehenden Haltung wie vorhin, athmete schwer und biß still ihre Unterlippe, um nicht zu weinen und die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten . . . Ich hielt die Augen auf sie gerichtet: es lag Etwas rührend Hilfloses in ihrer schüchternen Unbeweglichkeit: es schien, sie habe den Stuhl kaum erreichen können und sei in demselben zusammengebrochen. Das Herz ging mir über . . .

— Assja, sagte ich kaum hörbar . . .

Sie schlug langsam die Augen zu mir auf . . . Oh, Blick einer liebenden Frauenseele, wer beschreibt dich? Diese

Augen, sie drückten Flehen, Zutrauen, Frage, Hingebung aus . . . Ich vermochte nicht, ihrem Zauber zu widerstehen. Ein brennendes Feuer durchzuckte mich wie von Stichen glühender Nadeln; ich beugte mich nieder und drückte meine Lippen auf ihre Hand . . .

Ein bebender Laut, wie von unterbrochenem Seufzen, schlug an mein Ohr und ich spürte auf meinem Haare die zarte Berührung einer Hand, die wie ein Blatt zitterte. Ich hob den Kopf und sah ihr Gesicht. Wie so schnell umgewandelt kam es mir vor! Der Ausdruck der Angst war von demselben verschwunden, der Blick schweifte weit hinaus in den Raum und zog mich nach, die Lippen waren etwas geöffnet, die Stirn bleich wie Marmor und die Locken nach hinten geschoben, als wenn der Wind sie zurückgeworfen hätte. Ich vergaß Alles, zog sie an mich — willig gehorchte ihre Hand und der ganze Körper folgte derselben nach, der Shawl glitt von den Schultern herab und ihr Kopf neigte sich still an meine Brust und legte sich an meine brennenden Lippen . . .

— Die Ihre . . . flüsterte sie kaum hörbar.

Schon schlang sich mein Arm um ihren Körper . . . da durchzuckte mich plötzlich wie ein Blitz der Gedanke an Gagin. — Was machen wir! rief ich aus und rückte zurück . . . Ihr Bruder . . . weiß Alles . . . Er weiß, daß wir hier zusammenkommen.

Assja sank auf den Stuhl.

— Ja, fuhr ich fort, indem ich aufſtand und auf die andere Seite des Zimmers trat. — Ihr Bruder weiß Alles . . . Ich mußte ihm Alles erzählen.

— Sie mußten? ſtammelte ſie kaum vernehmbar. Sie konnte noch immer nicht zu ſich kommen und verſtand mich nur unvollſtändig.

— Ja, ja, wiederholte ich mit einer gewiſſen Erbitterung: — und daran ſind Sie ſchuld, Sie allein. Warum haben Sie Ihr Geheimniß verrathen? Wer hat Sie gezwungen, Ihrem Bruder Alles zu erzählen? Er ſelbſt war heute bei mir und theilte mir Ihre Unterredung mit ihm mit.

Ich vermied es, Aſſja anzuſehen und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. — Jetzt iſt Alles verloren, Alles, Alles.

Aſſja wollte von ihrem Sitze aufſtehen.

— Bleiben Sie, rief ich: — bleiben Sie, ich bitte Sie. Sie haben es mit einem Manne von Ehre zu thun — ja, mit einem Manne von Ehre. — Aber, um des Himmels Willen, was hat Sie ſo aufgeregt? Sollten Sie an mir eine Veränderung bemerkt haben? Ich konnte es aber unmöglich vor Ihrem Bruder geheim halten, als er mich heute beſuchte.

„Was rede ich denn da?“ dachte ich bei mir, und der Gedanke, daß ich ein ehrloſer Betrüger wäre, daß Gagin um unſere Zuſammenkunft wiſſe, daß Alles aus-

geschwatzt, verdreht und verdorben sei, — durchkreuzte mir jetzt das Gehirn.

— Ich hatte ja den Bruder nicht rufen lassen, erwiederte Assja mit erschreckter, tonloser Stimme, — er war aus freien Stücken gekommen.

— Nun sehen Sie einmal, was Sie da angerichtet haben, fuhr ich fort. — Sie wollen jetzt fortreisen . . .

— Ja, ich muß fort, flüsterte sie ebenso leise: — auch habe ich Sie nur deßhalb hieher gebeten, um von Ihnen Abschied zu nehmen.

— Und Sie denken, erwiederte ich: — es wird mir leicht sein, von Ihnen zu scheiden?

— Warum denn mußten Sie es dem Bruder erzählen? wiederholte Assja mit dem Ausdrucke der Verwunderung.

— Ich sage Ihnen — ich durfte nicht anders verfahren. Wenn Sie sich nicht selbst verrathen hätten . . .

— Ich hatte mich auf meinem Zimmer eingeschlossen, erwiederte sie treuherzig: — ich wußte nicht, daß meine Wirthin einen anderen Schlüssel hatte . . .

Diese unschuldige Ausrede, aus ihrem Munde, in solcher Minute — brachte mich damals fast auf . . . Jetzt aber kann ich nicht ohne Rührung daran zurückdenken. Armes, ehrliches, aufrichtiges Kind!

— Und somit ist denn Alles aus! begann ich wieder: — Alles. Jetzt müssen wir uns trennen. Ich warf einen verstohlenen Blick auf Assja . . . ihr Gesicht wurde immer

röther. Sie war, ich fühlte es, beſchämt und beängſtigt. Ich ſelbſt bewegte mich und redete wie ein Fieberkranker. — Sie haben dem keimenden Gefühle nicht Zeit gelaſſen, ſich zu entfalten, Sie ſelbſt haben unſern Bund zerriſſen, Sie hatten kein Zutrauen zu mir, Sie hegten Zweifel gegen mich.

Während ich redete, hatte ſich Aſſja mehr und mehr nach vorne gebeugt — und ſank plötzlich auf die Kniee, ließ den Kopf in ihre Hände fallen und brach in Schluchzen aus. Ich ſtürzte auf ſie zu, verſuchte ſie aufzurichten, ſie aber ſträubte ſich dagegen. Ich kann Weiberthränen nicht ertragen: wenn ich ſie ſehe, verliere ich ſogleich alle Faſſung.

— Anna Nikolajewna, Aſſja, rief ich wiederholt: — ich bitte, ich beſchwöre Sie, um Gottes Willen hören ſie auf . . . ich ergriff wieder ihre Hand.

Doch zu meinem größten Erſtaunen, ſprang ſie plötzlich auf, — ſtürzte ſchnell wie der Blitz zur Thür und verſchwand . . .

Als einige Zeit darauf Frau Luiſe hereintrat, — ſtand ich noch in der Mitte des Zimmers, wie vom Blitz getroffen. Ich faßte es nicht, wie dieſe Zuſammenkunft ein ſo raſches, ſo dummes Ende nehmen konnte, da ich ſelbſt noch nicht den hundertſten Theil von Dem geſagt hatte, was ich ſagen wollte und mußte, und ich noch ungewiß war, wie ſie endigen werde.

— Iſt das Fräulein fort? fragte mich Frau Luiſe

und zog ihre gelben Augenbrauen bis an den Haarauffatz in die Höhe.

Ich gaffte ſie an wie ein Blödſinniger — und ging fort.

XVII.

Ich verließ die Stadt und nahm meinen Weg in's Freie hinaus. Aerger, wüthender Aerger quälte mich. Ich überhäufte mich mit Vorwürfen. Wie war es mir möglich geweſen, den Grund zu verkennen, der Aſſja veranlaßt hatte, den Zuſammenkunftsort abzuändern; wie hatte ich nicht zu würdigen gewußt, was es ihr koſten mußte, zur Alten zu gehen; warum hatte ich Sie nicht zurückgehalten! Unter vier Augen mit ihr, in dem einſamen, ſpärlich erleuchteten Zimmer, fand ich die Kraft, hatte ich das Herz, — ſie von mir zu ſtoßen, ihr ſogar Vorwürfe zu machen . . . Und jetzt verfolgte mich ihr Bild, ich that ihr Abbitte; wie Feuer zehrte an mir die Erinnerung an jenes bleiche Geſicht, jene feuchten und ſcheuen Augen, das aufgelöſte Haar über dem gebeugten Nacken, das ſanfte Anſchmiegen ihres Kopfes an meine Bruſt. — „Die Ihre“... tönte ihr Flüſtern in meinem Ohre noch nach. „Ich habe gewiſſenhaft gehandelt“ — ſuchte ich mir einzureden . . . Lüge! War das denn der Schluß, den ich wirklich gewollt hatte? bin ich denn im Stande, mich von ihr zu trennen? kann ich ſie wol verlieren? Wahnſinniger! Wahnſinniger! wiederholte ich mit Erbitterung.

Unterdeſſen war die Nacht hereingebrochen. Mit großen Schritten eilte ich dem Hauſe zu, wo Aſſja wohnte.

XVIII.

Gagin kam mir entgegen.

— Haben Sie meine Schweſter geſehen? rief er mir ſchon von Weitem zu.

— Iſt ſie denn nicht zu Hauſe? fragte ich.

— Nein!

— Sie iſt nicht zurückgekehrt?

— Nein. Verzeihen Sie mir, fuhr Gagin fort: — ich hielt es nicht mehr aus; ich bin, unſerer Verabredung zuwider, bei der Kapelle geweſen; dort war ſie nicht; ſie muß alſo nicht hingegangen ſein.

— Sie iſt nicht zur Kapelle gegangen.

— Und Sie haben ſie nicht geſehen?

Ich mußte bekennen, daß ich ſie geſehen hatte.

— Wo?

— Bei der Frau Luiſe. — Vor einer Stunde trennten wir uns, ſetzte ich hinzu: — ich glaubte beſtimmt, ſie ſei nach Hauſe zurückgekehrt.

— Wir wollen warten, ſagte Gagin.

Wir traten in das Haus und nahmen neben einander Platz. Wir ſchwiegen. Uns beiden war gar nicht wohl zu Muthe. Fortwährend blickten wir uns um nach der Thür und horchten hin. Endlich erhob ſich Gagin.

— Da hört aber Alles auf! rief er: — ich fühle das Herz im Leibe nicht mehr. Sie bringt mich noch um, bei Gott . . . Kommen Sie, wir wollen ſie aufſuchen.

Wir gingen hinaus. Draußen war es ſchon ganz dunkel geworden.

— Wovon haben Sie denn mit ihr geſprochen? fragte mich Gagin, indem er den Hut auf die Augen rückte.

— Höchſtens fünf Minuten war ich mit ihr zuſammen, erwiederte ich: — ich ſprach mit ihr, wie wir es verabredet haben.

— Wiſſen Sie, ſagte er: — beſſer wir gehen ein Jeder für ſich, auf dieſe Weiſe können wir ſie eher treffen. — Auf jeden Fall, in einer Stunde kommen Sie her.

XIX.

Ich ſtieg geſchwind den Weinberg hinunter und rannte in die Stadt. Raſch hatte ich alle Gaſſen durchflogen, überall nachgeſehen, ſogar zu den Fenſtern der Frau Luiſe aufgeblickt, war an den Rhein gekommen und lief längs dem Ufer hin . . . Von Zeit zu Zeit begegneten mir Frauengeſtalten; Aſſja jedoch war nirgends zu ſehen. Es war jetzt nicht mehr Aerger, was ich empfand, mich quälte eine geheime Furcht, und nicht blos Furcht . . . nein, ich fühlte Reue, das brennendſte Mitleid, Liebe. — Ja! die zärtlichſte Liebe. Mit Händeringen rief ich hinaus in das

aufſteigende nächtliche Dunkel, nach Aſſja, anfangs ſchwach, dann lauter und immer lauter; hundertmal wiederholte ich, daß ich ſie liebe, ich ſchwor mich nie von ihr zu trennen; Alles in der Welt würde ich darum gegeben haben, ihre kalte Hand wieder halten, ihre ſanfte Stimme wieder hören, ſie ſelbſt wieder vor mir ſehen zu können ... So nahe war ſie mir geweſen, mit vollem Vertrauen, in der vollen Einfalt des Herzens und Gefühls war ſie mir entgegengekommen, hatte ſie ihre unerfahrene Jugend in meine Hand gegeben ... und ich hatte ſie nicht an meine Bruſt gedrückt, hatte mir das Glück entgehen laſſen, das liebliche Geſicht zu ſchauen, wie es vor Freude und ſtillem Entzücken erblüht wäre ... Dieſer Gedanke machte mich wahnſinnig.

„Wohin kann ſie gegangen ſein, was iſt aus ihr geworden? rief ich angſterfüllt in ohnmächtiger Verzweiflung ... Etwas Weißes ſchimmerte plötzlich hart am Ufer. — Ich kannte jene Stelle: dort ſtand über dem Grabe eines vor ſiebenzig Jahren ertrunkenen Mannes, ein altes, halb in den Boden verſunkenes, ſteinernes Kreuz mit alterthümlicher Inſchrift. — Das Herz erſtarrte mir im Leibe. Ich lief zum Kreuze: die weiße Geſtalt war verſchwunden; ich rief: Aſſja! Mein wilder Schrei erſchreckte mich — Niemand gab Antwort ...

Ich beſchloß nachzufragen, ob vielleicht Gagin ſie gefunden habe.

XX.

Während ich den Fußweg im Weinberg eilig hinanſtieg, gewahrte ich Licht in Aſſja's Zimmer . . . das beruhigte mich etwas.

Ich näherte mich dem Hauſe; die Thür unten war verſchloſſen, ich klopfte an. Ein Fenſter im nicht erleuchteten unteren Stock wurde behutſam geöffnet und es zeigte ſich Gagins Kopf.

— Gefunden? fragte ich.

— Sie iſt zurückgekehrt, flüſterte er mir zu: ſie iſt auf ihrem Zimmer und kleidet ſich aus. Alles iſt in Ordnung.

— Gott ſei gedankt! rief ich in einem Anfalle von unausſprechlicher Freude; Gott ſei gedankt! Jetzt iſt Alles gut. Sie wiſſen aber, wir haben uns noch Etwas zu ſagen.

— Ein anderes Mal, erwiederte er, indem er ſachte das Fenſter an ſich zog: — ein anderes Mal, für jetzt leben Sie wohl.

— Auf morgen alſo, ſagte ich: — morgen ſoll Alles klar werden.

— Leben Sie wohl, wiederholte Gagin. Das Fenſter wurde geſchloſſen. Faſt hätte ich daran wieder geklopft. Ich wollte Gagin ſogleich erklären, daß ich um die Hand ſeiner Schweſter bäte. Doch eine ſolche Freiwerberei zu

ſolcher Stunde . . . Auf Morgen denn, dachte ich: — Morgen werde ich glücklich ſein . . .

Morgen werde ich glücklich ſein! Das Glück hat keinen morgenden Tag; es hat auch keinen geſtrigen; es weiß von keiner Vergangenheit, denkt an keine Zukunft; die Gegenwart gehört ihm, und nicht einmal der Tag, nur der Augenblick.

Ich weiß nicht mehr wie ich nach S. kam. Nicht meine Füße hatten mich hingebracht, nicht das Boot mich hinübergeſetzt, wie auf breiten, mächtigen Flügeln ward ich hinüber getragen. Mein Weg führte mich an einem Gebüſche vorbei, in welchem eine Nachtigall flötete: mir dünkte, ſie ſinge von meiner Liebe und meinem Glücke.

XXI.

Als ich am folgenden Morgen mich dem wohlbekannten Häuschen näherte, befremdete mich ein Umſtand: alle Fenſter in demſelben ſtanden offen, und auch die Thür war geöffnet; Papierfetzen lagen in der Schwelle verſtreut umher; eine Magd mit einem Beſen war hinter der Thür zu ſehen.

Ich trat zu ihr heran.

— Sind fort! platzte ſie heraus, bevor ich ſie noch fragen konnte, ob Gagins zu Hauſe wären?

— Fort? wiederholte ich . . . Wie denn, fort? Wohin?

— Sind heute Morgen sechs Uhr abgereist und haben nicht gesagt wohin. Doch, warten Sie, Sie sind wohl der Herr N.?

— Ich bin Herr N.

— Es liegt ein Brief für Sie bei der Wirthin. Das Dienstmädchen ging hinauf und kehrte mit einem Briefe zurück. Da ist er, bitte.

— Das ist aber nicht möglich . . . Wie kam denn das! . . . sagte ich. Die Magd blickte mich stumpfsinnig an und begann zu fegen.

Ich öffnete den Brief. Es war Gagin, der an mich schrieb; von Assja nicht eine Zeile. Er fing mit der Bitte an, ich wolle ihm seiner unerwarteten Abreise wegen nicht böse sein; er sei versichert, ich werde nach reiflicher Ueberlegung seinen Entschluß billigen. Er habe kein anderes Mittel gefunden, um aus einer Lage, die schwierig und gefährlich werden konnte, herauszukommen. „Gestern Abend, schrieb er, als wir Beide schweigend auf Assja warteten, überzeugte ich mich vollends, daß eine Trennung nothwendig sei. Es gibt Vorurtheile, die ich zu würdigen weiß; ich begreife, daß Sie Assja nicht heirathen können. Sie hat mir Alles erzählt; um ihrer Ruhe willen, war ich gezwungen ihren wiederholten, inständigen Bitten nachzugeben." — Am Schlusse des Briefes äußerte er sein Bedauern, daß unsere Bekanntschaft so schnell abgebrochen sei, wünschte mir Glück, drückte mir freundschaftlich die

Hand und beschwor mich, ich möge mir nicht die Mühe geben, sie aufzusuchen.

— Welche Vorurtheile! rief ich aus, als ob er mich hören könnte: — dieser Unsinn! Wer hat ihm das Recht gegeben, sie mir zu rauben... Ich faßte mich am Kopfe...

Die Dienstmagd fing an, laut nach der Wirthin zu rufen: ihr Schrecken gab mir die Fassung wieder. Ein Gedanke hatte sich meiner bemächtigt: sie aufzusuchen, aufzusuchen, was es auch kosten möge. Diesen Schlag hinzunehmen, sich mit solch' einem Ausgange zufrieden zu geben, war unmöglich. Von der Wirthin erfuhr ich, daß sie um sechs Uhr Morgens ein Dampfschiff bestiegen hätten und den Rhein hinunter gefahren seien. Ich begab mich auf's Comptoir: dort sagte man mir; sie hätten Fahrbillets bis Köln gelöst. Ich ging nach Hause, in der Absicht, sogleich einzupacken und ihnen zu folgen. Mein Weg führte mich beim Hause der Frau Luise vorbei . . . Auf einmal höre ich: es ruft mich Jemand. Ich richtete den Kopf in die Höhe und erblickte in dem Fenster desselben Gemaches, wo ich Tags zuvor mit Assja zusammengekommen war, die Bürgermeisterswittwe. Mit ihrem widerlichen Lächeln rief sie mich an. Ich wandte mich ab und wollte vorbei; sie rief mir aber nach, es wäre Etwas für mich da. Diese Worte brachten mich zum Stehen und ich trat in das Haus. Wie beschreibe ich meine Gefühle, als ich jenes Zimmer wiedersah . . .

— Eigentlich, redete mich die Alte an, indem sie mir einen kleinen Zettel zeigte, — sollte ich Ihnen das hier nur in dem Falle übergeben, wenn Sie von freien Stücken zu mir gekommen wären, Sie sind aber ein so schmucker, junger Herr. Nehmen Sie's.

Ich nahm den Zettel.

Auf einem ganz kleinen Stückchen Papier standen folgende, hastig mit Bleistift hingekritzelte Worte:

„Leben Sie wohl, wir werden uns nicht mehr sehen. Nicht aus Hochmuth reise ich fort — nein, ich kann nicht anders. Gestern, als ich vor Ihnen weinte, bedurfte es nur eines Wortes von Ihnen, nur eines einzigen Wortes — und ich wäre geblieben. Sie haben es nicht ausgesprochen. So mußte es wol besser sein . . . Leben Sie wohl, für immer."

Ein Wort . . . Oh, ich Thor! Dieses Wort . . . ich hatte es am vorigen Abend unter Thränen wiederholt ausgerufen, hatte es in den Wind gestreut, hatte es inmitten der einsamen Felder so oft wiederholt . . . zu ihr aber hatte ich es nicht gesprochen, ihr hatte ich nicht gesagt, daß ich sie liebe . . . Und ich konnte ja auch damals jenes Wort noch nicht aussprechen. Als ich mit ihr in jenem verhängnißvollen Zimmer zusammenkam, hatte ich noch kein klares Bewußtsein von meiner Liebe; war es doch selbst dann noch nicht in mir erwacht, als ich mit ihrem Bruder in stumpfem und qualvollem Schweigen da-

ſaß. Erſt einen Augenblick ſpäter brach es mit unaufhaltbarer Macht los, als ich vor der Möglichkeit eines Unheils erſchrak, ſie zu ſuchen, zu rufen begann; doch dann war es ſchon zu ſpät. „Das iſt ja unmöglich!“ wird man mir entgegnen; ich weiß nicht, ob es möglich iſt — weiß aber, daß es wahr iſt. Aſſja wäre nicht fortgereiſt, wenn in ihr auch nur eine Spur von Coquetterie geſteckt hätte und ihre Stellung nicht eine falſche geweſen wäre. Sie vermochte nicht das zu ertragen, was jede Andere ertragen hätte: das hatte ich nicht begriffen. Mein böſer Dämon hielt mein Geſtändniß auf meinen Lippen zurück, als ich zum letzten Male mit Gagin vor dem dunkelen Fenſter zuſammentraf, und der letzte Faden, den ich noch hätte erfaſſen können, entſchlüpfte meinen Händen.

Am ſelben Tage kehrte ich mit gepacktem Reiſeſack in die Stadt L. zurück und fuhr nach Cöln. Ich erinnere mich, das Dampfſchiff ſtieß bereits ab und ich nahm Abſchied im Geiſte von jenen Gaſſen, von allen jenen Orten, die ich fortan nie mehr aus dem Gedächtniß verlieren ſollte, als ich Hannchen vor mir erblickte. Sie ſaß auf einer Bank am Ufer. Ihr Geſicht war bleich, aber nicht traurig; ein junger, hübſcher Burſche ſtand an ihrer Seite und erzählte ihr lachend Etwas; auf dem anderen Ufer des Rheins blickte wie immer das kleine Madonnenbild aus dem dunkelen Grün der alten Eſche traurig herüber.

XXII.

In Köln kam ich den Gagins auf die Spur; ich erfuhr, daß sie nach London gereist waren; ich machte mich auf, ihnen nach; in London blieben jedoch alle meine Nachforschungen fruchtlos. Noch lange mochte ich mich nicht zufrieden geben, noch lange hielt ich beharrlich Stand, endlich jedoch mußte ich die Hoffnung aufgeben, sie wiederzufinden.

Und ich habe sie auch nicht mehr wiedergesehen — habe Assja nicht wiedergesehen. Von ihm kam mir noch einiges Wenige zu Ohren, sie aber war für immer für mich verschwunden. Ich weiß nicht einmal, ob sie noch lebt. Einmal, es war einige Jahre nachher im Auslande, sah ich flüchtig in einem Eisenbahnwaggon eine Frau, deren Gesicht mich lebhaft an unvergeßliche Züge erinnerte . . . doch, wahrscheinlich ward ich durch zufällige Aehnlichkeit irre geführt. Assja blieb in meiner Erinnerung dasselbe Mädchen, wie ich es in der schönsten Zeit meines Lebens gekannt hatte, wie ich es noch zuletzt, über die Lehne des niedrigen, hölzernen Stuhles gebeugt, gesehen hatte.

Ich muß indessen bekennen, daß ich mich nicht gar zu lange um sie gegrämt habe, ja, mir dünkte sogar, das Schicksal habe gut daran gethan, uns nicht mit einander zu verbinden; ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich wahrscheinlich mit einer solchen Frau nicht glücklich ge-

worden wäre. Ich war damals jung, und die Zukunft, dieſes kurze, flüchtige Leben, ſchien mir noch endlos. Warum könnte ſich nicht, dachte ich, was ſich einmal ereignet hat, nochmals wiederholen, und zwar beſſer, ſchöner? Ich habe andere Frauen gekannt, — doch das Gefühl, welches Aſſja in mir entzündet hatte, jenes brennende, zärtliche, tiefe Gefühl, es wiederholte ſich nicht mehr. Nein! es konnten keine Augen mir jene erſetzen, die einſt mit ſolcher Liebe auf mich geheftet waren; keinem Herzen, das ſich an meine Bruſt geſchmiegt hat, ſchlug das meine mit ſo freudiger, ſüßer Beklemmung entgegen! Zum einſamen Leben eines familienloſen Hageſtolzen verurtheilt, verbringe ich trübſelig meine Jahre; doch bewahre ich wie ein Heiligthum ihre Briefe und den verdorrten Geraniumzweig, jenen Zweig, den ſie mir einſt aus dem Fenſter zuwarf. Noch bis jetzt giebt er einen ſchwachen Duft von ſich, die Hand aber, die ihn mir gab, jene Hand, die an meine Lippen zu drücken mir nur einmal vergönnt war, ſie modert vielleicht ſchon lange im Grabe . . . Und ich ſelbſt — was bin ich geworden? Was iſt von mir übrig geblieben, was von jenen ſeligen und qualvollen Tagen, von jenem geflügelten Hoffen und Sehnen? So überlebt der ſchwache Duft eines unſcheinbaren Krautes alle Freuden und alle Trübſale des Menſchen — überlebt den Menſchen ſelbſt.

Druck der F. priv. Hofbuchdruckerei in Rudolstadt.

FEB 7 1882

JUL 19 1882

SEP 5 1899

FEB 4 1902

JUN 24 1904

DUE JUL 24 '39